Princeton University Library
32101 067123198

PAUL ENDERLING

Die Umwege des schönen Karl

3440
.725
.393
137

Library of

Princeton University.

BLAU MEMORIAL COLLECTION

Digitized by Google

Digitized by Google

Paul Enderling

Die Umwege des schönen Karl

1883

Digitized by Google

Alle Rechte, auch das der Übersetzung, vorbehalten.
Copyright bei August Scherl G. m. b. H., Berlin 1920.

Digitized by Google

Die Umwege des schönen Karl

Der Roman eines Kellners

von

Paul Enderling

August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68

Digitized by Google

Digitized by Google

An einem sonnigen Apriltage in der Woche nach Ostern fand das Leben des Kellners Karl Kramer seinen Wendepunkt. Es glitt an diesem Tage aus seinem ruhigen, geraden Gleis und irrte von da an auf sonderbare, fremde Wege ab.

Dieser Apriltag war weich und träumerisch, ein Frühlingstag, wie er in den Gärten und Wäldern auf dem Lande den Burschen das Blut heiß und verwegen macht und den Mädchen Wangen und Lippen röter färbt. Da draußen — ach, es war so fern — lag wohl Klingen von weichen Liedern in der Luft und verhaltenes Lachen unter Weidenbüschen, die voller Kätzchen waren, und Duft von Blüten, die man mehr ahnte als sah, und die kleinen Pferde wieherten und schlugen aus.

Hier in Berlin war es fast ein Tag wie der andere. Nur, daß hier und da ein Passant den Sommerüberzieher aufknöpfte und in der Luft herumschnupperte und daß auf dem Alexanderplatz Blumenverkäuferinnen standen, und daß die Büschel der Himmelsschlüsselchen wie grelle, gelbe Kleckse aus all dem Grau stachen.

Karl Kramer trat aus der offenen Glastür des Alexanderrestaurants, in dem er seit einem Jahr bediente. Um diese Stunde war es still. Die Stammgäste kamen erst später. Um 5 Uhr kamen die Herren von der Bank, um Billard zu spielen, und von da an gab es dann keine Gelegenheit mehr, draußen zu stehen und den Spatzen zuzusehen, die auf dem Straßendamm lärmten, Staubwolken aufwirbelten und kreischend und schimpfend den Autos ausbogen.

Karl konstatierte mit Befriedigung, daß er nicht fror. Zum erstenmal nicht im Jahr. Der Frühling begann also.

Ein paar Backfische stießen sich kichernd an, auf einen alten Herrn deutend, der versonnen die Nase in ein Veilchensträußchen vergrub.

Karl lächelte mit, ohne zu wissen warum. Er lächelte geflissentlich zu jeder fröhlichen Lebensäußerung eines Fremden mit: Er hatte sich das in seinem Kellnerberuf so angewöhnt. Als die Backfische vorüber waren, verschwand auch fast automatisch sein Lächeln.

3440
.725
.343
RECAP
542684
Digitized by Google

In Charlottenburg im Ratskeller war eine Oberkellnerstelle frei. Karl Kramer hatte sich in den Smoking geworfen, um guten Eindruck zu machen.

Eigentlich war ihm sein Alexanderrestaurant, in dem er seit einem Jahr bediente, gerade recht. Es war solider, sicherer Boden. Man lebte fast wie ein Beamter von den Stammgästen. Aber das war es ja gerade. Er war noch zu jung dafür, um sich zur Ruhe zu setzen. „Ich will mein Glück probieren, marschieren . . ."

Auf alle Fälle tat es gut, an solch einem Tage gut angekleidet herumzulaufen. Die Frauen, die ihm begegneten, lächelten ihn an. Er bemerkte, daß sie stehen blieben und ihm nachsahen, wenn er vorüber war. Er pfiff übermütig vor sich hin.

Als er am Ratskeller ankam, war noch eine halbe Stunde Zeit. Er beschloß, bis dahin spazierenzugehen.

Am Schloßpark drängten sich ganze Züge von Kinderwagen mit schwatzenden Mägden. Einige waren hübsch darunter. Aber er beachtete sie nicht. Er ging an der Orangerie entlang in den inneren Teil des Parks, wo es stiller war. Die Bäume und Aeste waren noch schwarz. Nur hier und da schäumten ein paar Büsche von zartem Grün über, und aus den Rasenflächen stachen Schneeglöckchen und Krokus.

Die Luft machte müde und bequem. Er setzte sich auf eine Bank und entzündete eine Zigarette. Aber die Zigarette ging bald aus. Denn er mußte doch jenem vorwitzigen Vogel zupfeifen, der ihn, vornübergebeugt mit immer dem gleichen hellen Ton anrief, als wolle er ihn fortlocken.

Auf dem Wege jenseit der großen Rasenfläche, nach dem Karpfenteich zu, schimmerte etwas Rötliches. Wenn die Sonne darauf fiel, flimmerte es auf wie geputztes Kupfer. Im Schatten war es gedämpft rostbraun. Eine einsame Dame promenierte da. Dieser starke Farbenfleck tat ihm wohl, ohne daß er wußte warum. Seine Zigarette wieder anzündend, verfolgte er das Entschwinden und Wiederauftauchen der Dame dort. Er fühlte sich vereinsamt, wenn das Kleid unsichtbar wurde, und fühlte sich lächerlich beschenkt, als es auf einer Brücke wieder da war.

Nun bog die Dame in den großen Weg ein, der zu ihm führte. Bald mußte sie hier vorbeikommen. Karl Kramer zupfte etwas seinen hellen Ueberrock zurecht und sah wohlgefällig auf sein gutes Schuhzeug und den Anzug. Alles war fast neu und an diesem Wochentag nur zu Ehren des Ratskellers angezogen.

Die Dame war plötzlich nicht mehr allein. Aus einem Seitenweg löste sich eine dunkle Gestalt und folgte ihr.

Digitized by Google

Ein Liebesabenteuer? Dazu sah der Galan eigentlich etwas zu abgerissen aus. Kramer erhob sich und ging langsam näher.

Nun sprach jener die Dame an. Die Dame blieb stehen. Karl sah sie im Profil. Sie nestelte an ihrem Täschchen. Also ein Bettler.

Kramer wollte kehrtmachen und den Park verlassen. Es war wohl Zeit für ihn. Da bemerkte er, wie der Bettler der Dame das Täschchen zu entreißen versuchte. Sie ließ es aber nicht los.

Holla, was war das?

Er sah die Faust des Mannes in der Luft. Sie war groß und würde das Gesicht der Dame zudecken.

„He!" schrie Kramer.

Der Mensch hielt inne und sah sich um. Kramer lief mit solcher Wucht gegen ihn an, daß der Attentäter gegen einen Baum taumelte und einen Schmerzensschrei ausstieß. Dann lief er durch das Gestrüpp dem Zaune zu.

„Soll ich ihm nach?" fragte Kramer.

„Bitte, nein", sagte die Dame und hielt ihre Hand abwehrend vor.

Karl Kramer sah in ein schmales Gesicht mit dunklen Augen. Die Röte der Wangen mochte von der Erregung des Augenblicks kommen. Eine junge, elegante Dame — das war sein erster Eindruck — elegant von den Gamaschen bis zu dem kleinen Toquehütchen. Eine Dame, wie sie selten in sein Restaurant kam, wie sie nie allein kam. Eine Dame der besten Gesellschaft, die sich Herrenbekanntschaften verbat und im allgemeinen nur in Begleitung von alten Damen zu sehen war. Eine Dame aus dem Westen, vielleicht aus der Grunewaldkolonie oder drüben aus Westend. Der Kellner hatte sich angewöhnt, Menschen schnell zu taxieren, und er hatte sich selten darin geirrt.

Er hob den Schirm auf, der ihr entfallen war, und reichte ihn ihr. Sie dankte mit einem Kopfnicken.

Nun sah Karl auch, daß die Dame hübsch war. Nein, hübsch war nicht der richtige Ausdruck. Das Gesicht war interessant und ungemein reizvoll. Aber wie ihre Augen ihn jetzt groß und erschrocken ansahen, schlug er die seinen nieder. Er wußte nicht, wie er sich benehmen sollte. Außerhalb des Restaurants war er seinen Leuten gegenüber immer etwas linkisch.

„Ich danke Ihnen, mein Herr. Ohne Sie wäre ich in einer schlimmen Situation gewesen."

Kramer sah zornig dem Flüchtling nach. Nun erst ergriff ihn eigentlich Wut gegen den frechen Räuber. Was er vorhin getan hatte, war viel mehr Ausfluß einer gewissen jungenhaften Raufluft gewesen als Ritterlichkeit. Der Frühling saß im Blut und peitschte auf. Nun

Digitized by Google

aber, wo er das zarte, feine Mädchen sah, faßte ihn die männliche Wut gegen den Gewalttätigen.

„Ich hätte ihn doch festhalten sollen, bis ein Schutzmann kam."

„Das hätte hier wohl lange gedauert. Entschuldigen Sie, ist hier keine Bank?"

Kramer sah, daß sie zitterte, und bot ihr den Arm. Sie nahm ihn, und beide gingen schweigend bis zur nächsten Bank. Die Dame ließ sich nieder. Er blieb neben ihr stehen.

Nun war ihr Gesicht ganz blaß. Die dunklen Haare betonten noch die Zartheit des Teints.

„Jeden Tag gehe ich im Frühling hier", sagte sie mit müder, etwas verschleierter Stimme. „Jeden Tag zu dieser Stunde. Nie ist auch nur das geringste passiert."

„Es ist unerhört", sagte Kramer und sah noch immer in die Richtung, in die der Verbrecher gelaufen war, als könne er ihm noch mit seinen Blicken etwas antun.

„Ich weiß nicht, warum ich ihm das Täschchen nicht ließ. Schließlich war ja nur Geld darin."

„Nur Geld?"

„Ja. Das ist so wenig. Ich setzte nun mich und Sie viel Schlimmerem aus."

„Nur Geld?" wiederholte Kramer und lächelte.

„Ja, das Jämmerlichste, was es gibt."

„Für den, der es hat", dachte er. Aber er fühlte wohl, daß es hier nicht hervaßte.

„Ich halte Sie wohl auf, nicht wahr? Sie sind zur Gesellschaft angezogen oder — zum Theater?"

„Ich habe noch Zeit", sagte er ausweichend. Aber er war so froh, daß er elegant angezogen war. Sie hielt ihn für einen Herrn ihrer Kreise. Er empfand es angenehm und wohltuend.

Wie fein sie war und wie zart! So ganz anders als alles, was er bisher von Frauen kannte.

Die Dame sah zu ihm empor. „Wollen Sie nicht auch Platz nehmen?"

„Danke!" Er setzte sich an das andere Ende der Bank und fragte, ob sie sich sehr erschreckt habe.

„Ja. Mehr, als es wert war." Und in ihrer nervösen Erregung zerknitterte sie das Veilchensträußchen in ihrer Hand. Endlich ließ sie die Blumen fallen. Karl wußte nicht, ob er sie aufheben und ihr reichen oder ob er sie liegen lassen sollte. Am Ende entschied er sich dafür, sie liegen zu lassen.

Digitized by Google

Er stellte sich vor. Auch sie nannte ihren Namen; er klang wie Donau. Kramer wagte nicht, noch einmal zu fragen.

„Der Name meines Vaters ist Ihnen ja wohl bekannt. Vom Abgeordneten Donon liest man ja sogar in den Zeitungen. Ach Gott, bald wäre ich nun auch zu solcher Art Berühmtheit gelangt!"

Er stimmte in ihr Lachen ein. Er war glücklich, daß sie schon wieder lachen konnte. glücklich, daß er neben ihr sitzen durfte, glücklich, daß sie glaubte, er gehöre zu ihren Kreisen.

Spatzen lärmten und tobten auf dem Weg. Eine Amsel hüpfte in ihrem schwarzen Frack durch das schmutzgrüne Gras und stieß Schreie von verzweifelter Lustigkeit hinaus.

Wenn sie wüßte, daß ich ein Kellner bin, würde sie mir ein Trinkgeld geben, dachte Karl Kramer, und er mußte lächeln bei diesem Gedanken. Das alles lag so weltenfern . . .

„Ich muß Sie noch um die Gefälligkeit bitten, mich bis zu einem Wagen zu begleiten," begann sie nach einer Weile Schweigens, „der Schreck sitzt mir noch in den Gliedern."

Er führte sie aus dem Park heraus, vorbei an den vielen Kinderwagen und den Kindermädchen, die das Paar neugierig betrachteten — an dem Parkwärter vorbei, der behaglich seine kurze Pfeife schmauchte.

Nun saß sie im Wagen und sagte, als das Pferd schon anzog, halb zögernd: „Mein Vater würde sich gewiß freuen, Sie kennenzulernen. Wir wohnen Westend, Quittenallee, und empfangen jeden Mittwoch." Kramer zog noch einmal den Hut, sie blickte sich aber nicht mehr um.

Er sah nach der Uhr. Die Zeit für die Vorstellung im Ratskeller war schon vorüber. Er mußte sich auf den Rückweg zum Alexanderplatz machen.

Vorher ging er aber noch einmal in die Allee zu dem Platz zurück. Die Veilchen lagen noch neben der Bank.

Scheu sich umblickend, als begehe er einen Diebstahl, hob Karl Kramer sie auf.

Die Luft wurde schwüler, stickiger, trüber. Die Rauchschwaden, die den vielen Zigarren und Zigaretten entstiegen, blieben im heißen Raum stehen; sie bildeten Querwände, die das Zimmer in verschiedene Abteilungen einschachtelten. In der untersten waren die Körper, die fest, wie angewachsen, auf den Stühlen saßen. In der nächsten waren die Köpfe, die schwatzenden, rauchenden, essenden Köpfe. Wie abge-

Digitized by Google

schnitten hingen sie in ihrer Luftschicht. Da drüben tauchten die Oberkörper der Ankommenden, der Kellner, der Billardspieler auf. Ganz oben waren die Beleuchtungskörper, die Sammlung der Pokale, aus denen nie getrunken wurde, der Preise des letzten Billardturniers, der Bilder und Reklametafeln.

Alle Gäste schwitzten und tranken, über die Hitze schimpfend, und je mehr sie tranken, desto heißer wurde ihnen, und desto mehr schwitzten sie. Dieser Schweißgeruch vermischte sich mit dem Geruch der Menschen, des Tabaks, des Alkohols, der Speisen.

Wenn ein neuer Gast die Fenster aufstieß, schrien sieben Stimmen erregt: „Es zieht!" Und der Kellner schloß das Fenster. Karl benutzte dann jedesmal die günstige Gelegenheit, etwas frische Luft einzuatmen.

Es gibt Menschen, die gehen jetzt draußen spazieren, und können immer diese herrliche frische Luft einatmen — dachte Karl — und so viele unter diesen ziehen es vor, in diese Qualm- und Stinkhöhle zu kriechen und hier Stunde um Stunde abzusitzen. Er hatte sie nie begriffen. Er begriff sie heute noch weniger als sonst.

In der Ecke hinter der Glastür saß ein Pärchen. Sie war ein Geschäftsmädchen, nicht mehr ganz jung, ihre hübschen, braunen Augen sahen matt und glanzlos aus. Sie trägt sonst einen Kneifer — dachte Karl — wenn sie ihre Rechnungen durchsieht und in ihre Bücher schreibt. Jetzt will sie das nicht zeigen. Sie möchte jung aussehen, und der Kneifer verunziert ein weibliches Gesicht. Aber ihrem Blinzeln, wenn sie ihn ansieht, und dem Nahehalten der Speisekarte merke ich es wohl an. Er schien es nicht zu merken. Er schwärmte gerade von ihren Rehaugen. Augen wie Pralinees, sagte er eben . . .

„Was darf ich bringen?"

„Ich habe eigentlich gar keinen Appetit," sagte sie zögernd.

„Na, Ober, dann bringen Sie erst mal ein Bier", bestellte der Herr. Es klang erleichtert. Karl kannte diesen Tonfall.

Nach einer halben Stunde würden sie das Billigste bestellen, was es gab, ein belegtes Brot oder eine Bockwurst mit Salat und wieder betonen, daß sie eigentlich gar keinen Appetit hätten. An solchen Pärchen war nicht viel zu verdienen. Sie saßen den ganzen Abend auf ihrem Platz, tranken wenig und zahlten 20 Pfennig Trinkgeld. Aber Karl fühlte heute ein gewisses Mitleid mit ihnen. Hier in diese Höhle ihr bißchen Liebe hineintragen zu müssen — — ah bah, auf dem Nachhausewege würden sie sich an sich drücken, und im Hausflur würden sie sich abküssen, und sie würde überzeugt sein, daß er sie heiraten wolle, und er auch. Vielleicht tat er es auch, und das war die größte Dummheit. Dann war das Unglück komplett.

Digitized by Google

„Karl, schleunigst, zweimal Kalbskotelett, aber bißchen plötzlich!"

„Sehr wohl, mein Herr!"

Die Billardspieler riefen und schimpften, daß keine Kreide mehr da war und daß die Queues miserabel seien, sie splitterten ja. Herr Neddebohm, der Wirt, kam händereibend und beschwor, daß er neue bestellt habe, daß der Reisende die Bestellung vergessen haben müsse.

An dem Platz unter dem Kognakplakat saß ein dicker Herr mit seiner Gattin und seinem Sohn, einem glatten, aufgeputzten, frechen Lümmel. Es war der Magistratssekretär Gommel mit Familie. Er aß tüchtig und trank Glas auf Glas, ohne ein Wort zu sprechen. Es war unglaublich, was er an solchem Abend in sich einfüllte.

Jedesmal gab es denselben Spaß: Die Frau Magistratssekretär schlief nach dem zweiten Glas Bier ein, ihr spitzer Kopf nickte auf die aufgestützte Hand, um dort herabzufallen und gleich wieder erschreckt in die Höhe zu fahren. Dann brüllte der Gatte vor Lachen und sah sich triumphierend um, wie über einen guten Witz, den er gemacht. Der Sohn feixte. Sie sprach ein paar zornige Worte, was die Heiterkeit der wackeren Familie nur noch vermehrte. Warum ging sie eigentlich mit? Wollte sie sich von der häuslichen Langenweile befreien oder wollte sie nur die Männer beaufsichtigen? Es nützte ihr ja doch nichts.

Durch das gleichmäßige Lärmen, das allmählich in eins zerrann und gar nicht mehr von ihm vernommen wurde wie das Rauschen der See oder das laute Ticken einer Uhr — in diese Monotonie peitschten bisweilen die schrillen Klingellaute des Kassenapparates vom Büfett oder die Signale von der Küche her, die die Kellner herbeiriefen. Otto, sein Kollege, kam, rot vor Wut, die Augen gequollen: „Wieder hat mir einer einen Siegestaler für ein Fünfmarkstück angedreht. Zwei Mark zum Teufel. Aber ich habe ihn erkannt. Ich schlage ihm in die Visage, wenn er kommt . . . Ich schlag' ihm . . ."

Karl zuckte die Achseln. Otto Hübner war alt, 47 Jahre; das war für einen Kellner fast ein Greisenalter. — Er war ein bißchen fahrig und nervös. Aufpassen mußte man halt.

Das Pärchen an der Glastüre rief ihn heran. „Bringen Sie zweimal Bockwurst", sagte er mit künstlicher Nonchalance. „Wir haben eigentlich schon gegessen."

„Sehr wohl mein Herr." Karl lächelte nicht. „Und trinkt Frau Gemahlin auch etwas?"

Sie wurde tief rot und blickte ihn aus zwinkernden, etwas rot geränderten Augen selig fragend an.

„Trinkst du auch ein Bier?" fragte er zärtlich. Sie nickte. Sprechen konnte sie wohl nicht — vor lauter Glück und Seligkeit.

Digitized by Google

„Sehr wohl." Karl lief ernst weiter. Die „Frau Gemahlin" verdoppelte das Trinkgeld.

Im Getriebe des Abends, im Hin und Her der Bestellungen, des Markenabgebens, des Jonglierens der Speisen und Getränke vergaß Karl eine Weile sein Erlebnis. Aber dann genügte das Klirren eines Armbands, der Hauch eines Parfüms und der Anblick eines Veilchensträußchens, um ihn an sie zu mahnen.

Er glaubte dann ihre eigentümlichen Augen zu sehen und den feinen Duft zu spüren. Aber er bemühte sich, den Gedanken an sie zu verscheuchen. Nachher — nachher konnte er an sie denken. Jetzt verwirrte es ihn nur in der schwierigen Kopfrechnung der verschiedenen Zechen an den verschiedenen Tischen.

Denn kaum einer wollte genau wissen, was er verzehrt hatte. Aber wenn der Kellner etwas zuviel anrechnete, wußten sie es meist genau und waren empört. Es war ein beständiger Kampf zwischen Gast und Kellner. Ein Auf-der-Lauer-Liegen, ein Ausspähen der Schwächen des anderen, der ewig lebendige Wunsch, irgendeinen Vorteil über den Gegner zu erringen — ein beständiger Kampf, in dem alle Kriegslisten erlaubt waren und auch ausgeübt wurden.

Aber so sehr sich Karl auch mühte, das alte Gleichgewicht zu erlangen, er fand es nicht wieder. Er hatte durch das merkwürdige Erlebnis einen zu fühlbaren Stoß bekommen. Immer wieder drängte sich die aparte, junge Dame zwischen die Reihen der Gäste. Sollte er der Einladung folgen? Würde sie — — fort! fort! Um Himmels willen! Fast hätte er am Büfett eine Marke zuviel abgegeben.

Er mußte heute mehr als je aufnotieren, was er sonst, durch jahrelange Uebung befähigt, im Kopf behalten hatte.

Aber als ein Moment Pause kam, fing die Gedankenreihe wieder an. Sie kam da aus irgendeiner Höhe herab, in die sich sein Blick nie verirrt hatte — auch seine Gäste im Alexanderrestaurant standen weit tiefer als sie. Er war mit sich unzufrieden. Er hatte sich — da war leider kein Zweifel — ungeschickt, dumm, tölpelhaft benommen. Was mußte die Dame von ihm denken? Er nannte sie auch in Gedanken nur — „Die Dame" . .

Er nahm sich vor, das nächste Mal anders zu sein. Zum Donnerwetter, man hatte doch Manieren. Das nächste Mal . . . wann würde das sein?

Karl teilte das Schlafzimmer hoch oben im Dachstock mit Otto. Dieser erholte sich von den Strapazen des Tages meist noch anderswo und störte ihn jedesmal im Schlaf.

Beim Gedanken an den Schlaf überkam Karl das Bewußtsein der eigenen Abgespanntheit und Müdigkeit. In den Schläfen hämmerte

Digitized by Google

ein leiser Schmerz, und die Knie saßen lose im Gelenk, als wollten sie immerfort nachgeben. Der eingeatmete Dunst des Alkohols benebelte ihn und erzeugte einen Zustand wie ein Katzenjammer nach einem Schnapsrausch. Bisweilen flimmerte es ihm vor den Augen.

Seufzend sah er nach der Uhr. Zwei Stunden mußte er noch mindestens aushalten, zwei Stunden mit der Schlaffheit und Müdigkeit kämpfen. Zwei Stunden mußte er noch wach sein und rechnen, liebenswürdig sein und rechnen, hin und herlaufen und rechnen.

Er benutzte die Gelegenheit, als ein altes Ehepaar das Restaurant verließ, mit hinauszuschlüpfen und ein paar Züge Luft zu schnappen. Es war Großstadtluft, durchsetzt von Staub und Miasmen. Aber es war doch Luft. Es war eine Erleichterung und Erlösung. Seine Lungen sogen tief die Luft der Straße ein.

Als er wieder drinnen war, bereute er es. Die Atmosphäre des Wirtschaftsraums kam ihm nun noch drückender, dicker, widerlicher, unerträglicher vor. Es war eine alte Erfahrung, und ein rechter Kellner hielt in der verbrauchten Luft aus, bis sich der Körper vollends daran gewöhnt, wie sich ein gefangener Vogel an die Stubenluft gewöhnt.

Karl hatte es auch sonst nie getan. Heute war eben alles aus den Fugen; er entdeckte Gelüste bei sich, die nur den Gästen zukamen. Er wurde sich seines leise knurrenden Magens bewußt, während er die Koteletten und Bratenstücke dicht unter seiner Nase an die Tische trug. Heute hatte es für die Kellner wieder die berühmten Frikandellen gegeben, ein übles Gemengsel aus allen möglichen Ueberbleibseln der Küche, kraft- und saftlos. Dreimal in der Woche gab es Frikandellen. Bisweilen hießen sie „Falscher Hase" oder „Deutsches Beefsteak". Oder sie stiegen aus einer Essigtunke als Königsberger Klops auf.

Er empfand quälenden Durst nach einem Glas Bier, wie sie es alle hier tranken und wie nur er es nicht trinken durfte, wenn er hellen und klaren Kopf bewahren und sich vor Zechprellereien hüten wollte. Er hatte das dringende Bedürfnis nach frischer Luft — — nein, er war heute nicht der ideale Kellner, der er sonst zu sein glaubte.

Zum ersten Male empfand er den Widerspruch seines Berufs; und er spürte einen leisen Groll gegen die, die daran schuld hatte.

Ja, die junge, elegante Dame hatte schuld. Er wußte nicht recht warum. Er hatte ja auch gar keine Zeit, darüber nachzudenken. Aber in seinem Innersten hatte sich dieses ärgerliche Gefühl fest.

Das Pärchen an der Glastür zahlte. Das Fräulein hing sich mit verträumtem Blick in den sehr galant dargebotenen Arm ihres Herrn. Etwas in diesem Blick rührte Karl. Durch irgendeine Ideen-

Digitized by Google

verbindung mußte er daran denken, was die „Dame" jetzt wohl mache. Hing sie auch am Arm eines Herrn? Ach, Unsinn, in ihren Kreisen machte man sowas nicht.

„In ihren Kreisen" — wie weit war sie denn entfernt von ihm? Und was ging sie ihn an, wenn sie so weit entfernt war?

Die Küchenklingel rief scharf und böse. Die Büfettglocke schrillte.

Sie ist aber doch wundervoll apart . . . Sie ist eine wundervolle Dame . . . Das ist nicht zu leugnen . . . Er stand einen Augenblick an den Mittelpfeiler gelehnt. Eine Welle von Müdigkeit und Ueberdruß überwältigte ihn. Mechanisch wischte er den Schweiß von der Stirn, um nicht so ganz tatenlos dazustehen.

Was mag sie jetzt wohl machen? Sie sitzt im Opernhaus oder in der Philharmonie auf den Plätzen, wo die feinen, reichen Leute sitzen, und hat mich schon vergessen. Vielleicht liegt sie auch schon in ihrem Bett, einem Spitzenbett, wie es in den Auslagen der Friedrichstraße zu sehen war.

„Schlafen Sie, Karl?" schrie das Büfettfräulein. Karl fuhr zusammen.

Hastig stürzte er an das Büfett, zahlte und trug das bestellte Tablett mit den Speisen zum Tisch des Magistratssekretärs. Der Schweiß rann von der Stirn auf das Kotelett und die Spargel . . .

*

Als Karl oben in der Dachkammer anlangte, war sein Schlafbedürfnis verflogen.

Das Fenster stand auf. Die kühle Abendluft nach dem Höllenbrodem in der Wirtschaft, die Stille ringsum nach dem Durcheinander und dem Stimmengetöse drunten wirkte erfrischend und aufmunternd. Er war auch wohl zu übermüdet.

Karl lehnte sich aus dem Fenster. Er sah nichts als Dächer und ein Stück Nachthimmel. Sterne blinkten blaß und bleich durch den Dunst.

Drüben schimmerte die gläserne Weltkugel eines Warenhauses milchig blau. Auf der anderen Seite blitzten Lichtsignale von der Straßenbahn, und die elektrischen Monde schwammen in Dunst. Ein unbestimmtes Brummen und Summen tönte noch immer herauf. Da redete die Stadt im Schlaf.

Von ferne klang das unermüdliche Geschrill der Elektrischen, ihr Quietschen in den Kurven — das grelle, nervöse Schreien der Autos — das dumpfe Rollen der Stadtbahnzüge.

Digitized by Google

Während Karl den Frack ablegte und auf einen Bügel hing, dachte er: Wie oft werde ich das noch tun? Dies Dienern und Scharwenzeln bei einer Arbeit bis zur letzten Ermattung — wann wird es aufhören?

Er rechnete seinen Verdienst vom heutigen Tage nach. Es war ein hübsches Stück Geld. Aber es mußte oft und oft vervielfältigt werden, ehe Karls Traum sich erfüllen konnte, selbständig zu werden und ein Hotel zu kaufen oder ein Restaurant zu pachten, das sich verlohnte. Keine Budike, wie die von Wernicke in der Proskauer Straße am Schlachthof.

Wernicke — wie kam er heute auf ihn? Womöglich hatte er Lust, hinzugehen und die blonde Frieda herauszuklopfen und Grobheiten von ihrem Vater zu erwarten? Haha, dazu war er zu gut. Er reckte sich hoch auf und betrachtete sein Gesicht in dem kleinen Spiegel, der neben dem Fenster hing. „Fräulein Donon", sagte er dabei, unwillkürlich sich verneigend, und er blieb ganz ernst, als er das sagte.

Der Klang des fremden Namens hatte etwas Lockendes und Bezauberndes; er hatte etwas Abenteuerliches an sich. War dies ganze Erlebnis nicht wie ein Abenteuer aus jenen Büchern, die er bisweilen las? Meist war es freilich umgekehrt. Der Graf rettete die Schäferin und machte sie zur Gräfin. Aber auch das andere war schon dagewesen. . .

Unsinn — er verkaufte sich nicht. Lieber schon die Frieda Wernicke. Nein, auch die nicht. Aber warum?

Er wurde sich nicht klar darüber. Nur dunkel empfand er, daß er von der Budikertochter, so hübsch sie auch war, in diesem Augenblick ebenso weit entfernt war wie von der Fremden, an die er, ohne zu zittern, noch immer nicht zu denken vermochte. Oder stand er dieser, die wie aus einem andern Lande kam, nicht am Ende schon näher?

Von der Stadtbahn kam schnaufender und verhallender, gedämpfter Donner eines Zugs. Dort in der Richtung, nur weiter hinaus wohnte sie. In derselben Stadt, nur durch hundert Straßen und Plätze getrennt, am Ende des steinernen Meeres der Stadt, da, wo die grüne Mauer des Waldes aufragte. So nahe und doch weltenweit getrennt.

Ihn fröstelte. Er schloß das Fenster zu und zog sich aus.

Ehe er ins Bett ging, griff er unter die Matratze und zog dort ein kleines Paket hervor. Darin war, in ein großes, zerknülltes, gelbes Kuvert geschlagen, sein Sparkassenbuch. Seit er einen früheren Schlafkollegen im Besitze eines Nachschlüssels zu seinem Koffer ge-

Digitized by Google

troffen, hatte er das Versteck erwählt. Befriedigt las er die Zahlenkolonnen. Jeden Monat war ein hübsches Sümmchen zugekommen. Selten war etwas abgehoben. Zum letztenmal im Dezember, als er die letzte Abzahlung für den Frack geleistet und seiner Mutter etwas geschenkt hatte.

Seiner Mutter . . . Unwillkürlich stellte er die grauhaarige, noch immer stattliche Frau in dem kleinen Kramladen in Perleberg gegen die elegante junge Dame von heute nachmittag.

War es wirklich erst heute nachmittag gewesen? Ihm war, als kenne er sie schon Jahre. Hatte diese eine Stunde genügt, sein Blut so in Bewegung zu bringen und ihn so zu beunruhigen?

Aergerlich klappte er das Buch zu und verbarg es wieder im Versteck und legte sich schlafen, aber der Schlaf kam nicht.

Was würde die Mutter sagen? Karl war immer ein guter Sohn gewesen und war sich dessen mit einer gewissen Freude bewußt. Dieses Gefühl hatte ihm stets Sicherheit gegeben, und zu guter Letzt war bei allen großen Entschlüssen das Wort der Mutter immer noch entscheidend für ihn. Und wenn er sie nicht fragte, stellte er sich doch wenigstens vor, was sie wohl zu der und der Angelegenheit sagen würde.

Aber nun, wo er die Fremde im Kramladen der Mutter sah, wurde er an seinem Gefühl irre. Nein, das ging nicht an. Das würde sie nicht verstehen, noch begreifen können. Sie würde ihre großen Augen machen und in ihrem geliebten Hamburger Platt, das sie nie verlernt, ruhig sagen: „Min Söhn, ich hebb mi din söten lütten Fru aners dacht." Nein, das ging nicht. „Mutter, das verstehst du nicht. Sie ist anders, sie ist gewissermaßen aus einem anderen Lande . . ." Darauf die Mutter: „Verstehst du dann ihr Sprat?" Er wurde ärgerlich: „Sie ist nun mal, wie sie ist. Aber sieh doch, wie schön sie ist, wie zart und fein. Konnst du nicht stolz sein?" Darauf die Mutter: „Min Söhn is auch nich aus Dreck gemacht. Aber mach du man, was du willst. Wenn ein Mannsbild erst so bannig verliebt in ein Fruensmensch is — —" „Aber Mutter, von Verliebtsein ist ja noch gar nicht die Rede . . ." Allmählich dämmerte er ein.

Aber er kam noch nicht so bald zum Schlafen.

Jetzt wurde die Tür aufgerissen, und Otto Hübner, der Kollege, kam herein. Zwischen den Zähnen, die eine Zigarette hielten, summte er: „Mensch, hast du ne Weste an —"

„Pst!" machte Karl zu ihm.

Einen Augenblick war Otto still. Dann trat er an das Bett. „Schläfst du denn noch nicht, Kollege?"

„Ruhe!"

„Ich habe heute ein Briefchen bekommen, Kollege."

Digitized by Google

„Einen Liebesbrief?" Karl drehte sich herum.

Otto meckerte. „Wie er da einschnappt! Wie ein Uklei an den Regenwurm. Mann Gottes, bist du noch nicht darüber hinaus?"

„Nein", sagte Karl schroff.

„Dann laß dich begraben. Bei lebendigem Leibe. Dann wirst du nie auf einen grünen Zweig kommen."

„Dich werde ich jedenfalls nicht anpumpen."

„Ich bin auch ausgemistet. Schamlos."

Karl roch den Alkoholdunst, der dem Kollegen beim Sprechen entströmte. „Hast du wieder getrunken?"

„Ein bißchen."

Karl fuhr auf. „Ein Kellner, der säuft! Hat man schon so was erlebt? Und du ausgerechnet willst mir gute Lehren geben!"

„Ja. Ausgerechnet ich. Als warnendes Exempel, haha."

„Was ist das nun für ein Brief?" Karl wußte, daß er doch nicht eher Ruhe hatte, ehe der Kollege seine Neuigkeiten ausgepackt.

„Bist du neugierig, mein Söhneken?"

„Also, dann laß bleiben!" Karl legte sich wieder hin.

Otto setzte sich auf den Bettrand. „Meine Alte hat wieder mal was von sich hören lassen." Er lebte getrennt von seiner Frau. Karl hatte sie einmal im Restaurant gesehen. Eine blonde, starke Frau. Es hatte eine unangenehme Szene gegeben. Der Wirt hatte sie hinausgewiesen, und Otto hatte sich in die Küche geflüchtet.

„Was macht sie jetzt?"

„Sie arbeitet."

„Sieh mal an!"

„Und sie will, ich soll wieder zu ihr ziehen."

„So tu es doch."

Otto Hübner meckerte. „Als wie icke? Nischt zu machen!"

„Ihr seid doch nu mal Eheleute. Und dein Junge —"

Otto Hübner sprang auf. „Mit dem bleib mir vom Leibe. Verulkt hat er mich, als ich zum letztenmal da war."

„Vielleicht hast du ihm Ursache gegeben", sagte Karl ruhig.

Otto schien es nicht gehört zu haben. „Du sollst Vater und Mutter ehren," sagte er, indem er sich Frack und Weste mit einem Ruck abzog, „auf daß es dir wohlgehe auf Erden. Was ist das? Wir sollen —"

„Laß mich schlafen!"

„Meinen Siegestaler habe ich wieder einem angeschmiert", erzählte Otto weiter. „Du hast mich nie geliebt, hupp, gib mir meinen Taler wieder." Er verschluckte sich vor Lachen und hustete.

„Wo warst du denn heute noch?"

Digitized by Google

„In der Zylinderbestille. Drinks gemixt. Die holde Fee fragte mir, ob ich bei der Gesandtschaft wäre."

„So siehste aus."

Der Kollege wurde böse. „Jawohl sehe ich so aus. Die größten Chancen hätte ick, wenn ick mir nicht an das Weibsbild gehängt hätte. Oh, Kollege, die Dummheit ist ein weibliches Wesen, und darum fällt ihr der Mann mehrmals anheim", schloß er philosophisch. Karl schwieg eine ganze Weile. Endlich sagte er leise und fast wider Willen: „Es gibt aber sicher auch Frauen, denen man dankbar sein muß."

„Wo sind sie?" fragte Otto Hübner höhnisch.

„Ich weiß nicht", sagte Karl Kramer langsam.

Otto kicherte. „Er weiß es nicht. Nun, verehrte Anwesende, dann ist es nicht weit her mit dieser Weisheit."

„Ich könnte mir aber denken, daß es solche Frauen gibt." Karl lächelte und blickte zur Decke empor.

„Am Nordpol vielleicht?"

„Es gibt solche", sagte Karl und schloß die Augen, um einen Traum festzuhalten, der in ungewissen Formen und Farben vor ihm auftauchte.

Es kam kein Einwand mehr von drüben.

Karl hörte Schnarchtöne vom Bett drüben. Seufzend drückte er sich wieder in die Kissen.

*

Es kam ein schlimmer Tag für Karl.

Als die Mittagsgäste fort waren und die stille Zeit des Lokals begann, hielt es ihn nicht drinnen. Indes die Kollegen in den Winkeln saßen und für den Abend „Vorrat schliefen", ging er vor die Türe auf den Platz, wartete einige Minuten, um dann ärgerlich wieder hineinzugehen und das Lokal zu durchschreiten. Diesen Rundgang machte er eine Stunde lang, bis er sich entschloß, hinauszufahren. Dies hier war ja nicht zu ertragen.

„Wohin?" fragte Otto schläfrig.

„Zu einer Dame", antwortete das Büfettfräulein an Karls Stelle. „Wohin sollte der schöne Karl sonst gehen?"

Karl sah sie wütend an. Er hätte sie ohrfeigen mögen. „In einer Stunde bin ich wieder da", sagte er kurz.

Otto begann zu hänseln. „Er geht auf Freiersfüßen und kann es nicht erwarten, bis er auf das Standesamt geschleppt wird. Wetten?"

Der dicke Albert, der selbst glücklich verheiratet war, lachte ge-

Digitized by Google

mütlich. „Es ist immer noch das Beste, was es auf dem Gebiet gibt." Und er lachte noch eine Weile vor sich hin.

Karl nahm draußen ein Auto. „Um diese Stunde bin ich immer hier", hatte sie gesagt.

Hastig ging er an den vielen Kinderwagen und Kindermädchen vorbei, an der Orangerie entlang in das Innere des Schloßparks, durch die Allee, immer nach dem rostbraunen Kleid starrend. Eine halbe Stunde hastete er so umher, bis er es aufgab.

In der Untergrundbahn fuhr er zurück. Auf dem Wege zum Lokal kaufte er sich Lose in einem Lotteriegeschäft. Die Ziehung war schon morgen.

Er kaufte für alles Geld, das er bei sich hatte. Man mußte opfern und einen Einsatz riskieren können, wenn man Gewinn haben wollte....

Und am Mittwoch wollte er nach Westend fahren.

*

Als Karl am nächsten Tage — seinem Ausgangstag — auf dem Alexanderplatz stand, voller Unruhe und ungewiß, wohin er sich wenden solle, stand plötzlich Frieda Wernicke vor ihm. Blond, behaglich, lachend.

„Karlchen, Karlchen!" Sie drohte mit dem Finger. „Du gehst auf Abwege."

„Unsinn!" Er fühlte, daß er errötete, und er ärgerte sich über seine Verlegenheit.

„Oder wolltest du zu uns?" Sie hakte bei ihm unter. „Dann hast du es gut getroffen. Es ist gerade Räucherlachs da, du Schleckermäulchen."

Karl fühlte sich durch ihre Art etwas geniert. Sie dämpfte ihre Stimme bei ihren Koseworten durchaus nicht, und ihr Lachen war deutlich vernehmbar. Einige Passanten drehten sich vergnügt um. „Von wo kommst du?" fragte er, um doch etwas zu sagen.

„Danke für gütige Nachfrage. Von Klavierstunden."

„Ach nee?"

„Siehst du, das hast du mir nicht zugetraut. Du kriegst mal eine gebildete Frau, Kleiner!" Ihr Lachen war frisch und hell. Ihre grauen Augen strahlten.

Wie gesund sie ist! dachte Karl, und er empfand etwas wie Neid und Zorn.

Ihr Vater hatte einen Klavierspieler engagiert. Man mußte mitgehen mit der Zeit. Es gab ja bald keine Restauration mehr in Berlin, wo nicht Musik oder Musike war. Und Klavier war doch immer noch todanständig gegen Grammophon.

Digitized by Google

„Ja, warum lernst du denn Klavier?"

„Weil ich Lust gekriegt habe. Es ist doch was Herrliches. ‚Es steht ein Wirtshaus an der Lahn', kann ich schon spielen."

„Mit einem Finger?"

„Ja, mit dem. Du, küß ihn mal!"

Karl mußte lachen. Sie gingen die Frankfurter Straße hinunter bis zu dem Warenhaus, wo Frieda Einkäufe machte. „Wollen wir nicht in den Friedrichshain?"

Aber Karl war nicht für weitere Spaziergänge. „Ich bin jetzt immer so müde."

„Also komm nach Hause, armes altes Mann!"

Der alte Wernicke stand hinter dem Bierapparat, vom Gambrinus halb verdeckt, und goß sich wieder ein Glas ein. Er war sein bester Gast. Seine kleinen gutmütigen, ein bißchen stumpfsinnigen Augen schienen die Eintretenden kaum zu bemerken. Im Mundwinkel hing ihm eine halbzerkaute, schwarze Zigarre. „Guten Tag, Papa. Da habe ich den Ausreißer."

Er brummte etwas vor sich hin, das ebenso eine Verwünschung wie einen Willkomm bedeuten konnte.

An einem der Längstische in der Mitte des Raums neben dem eisernen Ofen, dessen Rohr sich wie eine Schlange zur Decke wand, saßen drei Skatspieler und hauten mit den Karten auf den Tisch. In der Ecke schnarchte ein Betrunkener. Am Tisch vor der Tombank saß der kleine Emil, Friedas Bruder, hinter einem Paket Schulbücher. Ein Indianerbuch lugte verdächtig hinter dem aufgeschlagenen Atlas hervor.

Am liebsten wäre Karl gleich wieder umgekehrt. Es ergriff ihn ein Schauer bei dem Gedanken, daß er sich hier einmal wohlgefühlt hatte. Aber er hatte keinen Grund anzugeben, um fortzukommen.

Sie gingen ins Wohnzimmer nebenan. Alles kam Karl fremd und neu vor, als wäre er zum erstenmal hier, als hätte er nicht noch vor vierzehn Tagen hier auf dem bunten Plüschsofa gesessen unter den Kreidebildern der Familie Wernicke, gegenüber dem Regulator, der von mehreren japanischen Fächern eingerahmt war.

In einer Ecke des Zimmers war eine Menge leerer Weißbierkruken und Bierflaschen untergebracht. Auf einem Regal standen Zigarrenkisten und eine Schüssel mit Kartoffelsalat. Es roch nach Alkohol, Heringen und Mandelseife.

Frieda schloß die Tür zum Lokal und die andere Tür zur Küche. Dann ging sie auf Karl zu, legte beide Hände auf seine Schultern und sagte: „Na, hast du mir nichts zu beichten?"

„Ich weiß nicht, was du meinst."

„Denk nicht, daß ich nicht Bescheid weiß."

Digitized by Google

„Bescheid? Worüber?"

„Über dich."

„Da bin ich aber neugierig." Er machte sich von ihr los und setzte sich in den Fauteuil.

„Du gefällst mir nicht, Karlchen."

„So geht mir's auch", versuchte er zu scherzen.

„Du hast mich noch gar nicht geküßt, Karl."

Karl sah sie an. Sie war hübsch und frisch. Einmal war er selig gewesen, wenn sie den Arm um ihn gelegt und ihn an sich gedrückt hatte. . . Einmal wäre es ihm das Höchste im Leben gewesen, sie zu besitzen. Er begriff sich nicht. Alles war weggewischt wie Kreideschrift, über die ein Schwamm gefahren ist.

Aber als sie sich über ihn beugte, küßte er sie gehorsam. Sie setzte sich auf die Lehne des Sessels. Sie war nun wieder ganz ruhig.

Die Tante, die die Hauswirtschaft führte, kam herein und stellte mürrisch einen Teller mit Brötchen auf den Tisch. „Der Klavierspieler ist eben erst gekommen."

„Tante liebt den Klavierspieler nämlich", sagte Frieda seelenruhig.

Die Tante warf ihr einen bösen Blick zu und schmetterte die Tür ins Schloß.

„Ein Segen, daß ich hier bald wegkomme", begann Frieda nach einer Pause. „Ich habe gestern mit Vater gesprochen. Er hat nichts mehr gegen unsere Heirat."

Karl schwieg. Verwundert blickte er auf dies fremde Mädchen, das ihm ihre Heiratspläne mit ihm auseinandersetzte. „Ich bin doch für kirchliche Trauung, weißte. Es ist mehr Schmiß drin, und wenn die Orgel spielt, das ist direkt Poesie. Findest du nicht auch?"

Auch Karl fand, daß es direkt Poesie sei.

„Die beiden Schränke kriege ich mit, und die Bettstellen kaufen wir uns. Weißt du, Nußbaum mit Muschelauffatz, pikfein."

Karl hörte nicht zu. Wenn sie ihn fragend ansah, nickte er.

Seine Gedanken waren weit weg. Warum bleibe ich eigentlich in Berlin? Mich hält doch kein Mensch. Ein Kellner kann doch überall unterkommen. Wie wäre es, wenn ich mal in einen Badeort ginge oder ins Ausland, damit man doch mal was anderes zu sehen kriegt. Oder auf einen Amerikadampfer? Während Frieda immer weiter von der Aussteuer sprach, bohrte sich dieser Gedanke immer tiefer in ihn: Ich muß hinaus, ehe es zu spät ist. Was habe ich denn hier?

Der Klavierspieler nebenan begann zu spielen. Er sang dazu. Die Gäste stimmten in den Refrain ein. Auch Frieda hörte auf zu sprechen und sang halblaut mit: „Schön ist die Jugend, sie kehrt nicht mehr."

Digitized by Google

Allmählich erfaßte Karl den Sinn des Textes. Er stand auf und öffnete die Tür halb.

Der Klavierspieler wiegte sich auf seinem Sitze hin und her. Die Skatspieler hatten aufgehört zu spielen. Die Karten in der Hand, verdrehten sie die Augen zur Decke empor und sangen. Auch der Trunkene, der in der Ecke saß. Emil, der Schuljunge, hatte das Indianerbuch und den Atlas zugeklappt und sah neugierig auf die Schwärmenden.

Karl standen die Tränen in den Augen.

„Schön ist die Jugend, sie kommt nicht mehr." . . .

Der Klavierspieler begann einen Walzer. Frieda war wieder bei der Wohnungseinrichtung: „Im Flur ein Schirmständer und ein Kleiderständer mit Spiegel. Tipptopp! Bist du für ein Messingschild oder Porzellanschild mit dem Namen?"

Karl sagte, daß er das ganz ihr überlasse. Sie gab ihm zum Dank einen Kuß und sprach von der Küche.

Welch ein Unsinn, daß ich hier sitze, dachte Karl. Aber während er ihr zuhörte, überkam ihn mehr und mehr das Gefühl, wie angenehm eigentlich das Bewußtsein war, einen Hafen zu haben. Sie gaben sich alle Mühe, jeder auf seine Art, und dies junge, hübsche Mädchen, um das ihn Tausende beneideten, hatte ihn lieb, und wenn er wollte, . . . nein, wenn er nur stille hielt . . . hatte er bald ein behagliches Zuhause.

„Papa will mit Geld rausrücken. Ich weiß es genau. Er hat schon Geld gekündigt. Er tut bloß so brummig. Er meint es aber gut."

Und wie herbeizitiert, schlurfte der alte Wernicke auf seinen Pantoffeln heran. „Na?" sagte er. Die Bartstoppeln auf seinem ewig unrasierten Kinn stachen grau in die Luft.

Er begrüßte Karl mit derbem Handschlag. Seine Hand war fett und feucht . . . Dann ging er zum Spind und goß einen Kognak ein und stellte ihn vor Karl hin. „Reines Gottes Wort", brummte er. Frieda lachte laut.

Karl trank, und er trank auch noch den nächsten und den dritten, den Wernicke ihm eingoß. Er war das Trinken nicht gewöhnt und fühlte eine behagliche, gleichsam kitzelnde Wärme aufsteigen.

Wernicke zwinkerte der Tochter vergnügt zu und patschte sie auf den Rücken.

„Wahrhaftig, er ist gar nicht so übel", dachte Karl. Eine gute Haut. Man durfte nicht an Aeußerlichkeiten kleben. Und er lachte ihn vergnügt an.

War es nicht dumm, so viele ausgestreckte Hände fortzustoßen, die ihm die Zukunft gemütlich und warm machen wollten? Mit Wernickes Geld und seinen eigenen Ersparnissen konnte er sich gut selbständig

Digitized by Google

machen, und es brauchte ja nicht in Berlin zu sein. — Nein, hier durfte es nicht sein. Hier würde er nicht zur Ruhe kommen. Etwas Fremdes saß ihm im Blut und brachte es zum Gären. Er mußte andere Luft haben. Er mußte hier heraus in irgendeinen stillen Winkel. Frieda würde eine liebe Hausfrau sein, mit weißer Schürze, und wenn sie morgens den Kaffee auf den Tisch stellte —

Die Bilder, die Frieda oft — namentlich in der letzten Zeit — ausgemalt hatte, wurden plastischer. Sie umfingen ihn. Er fühlte sich von ihnen gewiegt und eingelullt.

Er dachte an seine Kindheit in dem kleinen märkischen Städtchen mit dem alten kleinen Rathaus und dem moosbewachsenen Roland. Er sah die Bäume vor der Apotheke, sah das kleine, lebendige Flüßchen und das Häuschen des Vaters, das auf die hohen, mächtigen Bäume des „Hagen" sah. Mutter würde zufrieden sein. . . Mutter würde Frieda in ihre Arme schließen und „Min Söte" zu ihr sagen . . . Und in einer Anwandlung von Zärtlichkeit zog er Frieda an sich.

„Bravo", brummte Wernicke, zerdrückte eine Träne im Augenwinkel und goß sich ebenfalls einen Schnaps ein, in dasselbe Glas, trank es aus und schob es gefüllt Karl wieder hin. Gedankenlos setzte Karl das Glas an und leerte es. Als er es hinsetzte, dachte er erst daran, daß es der alte Wernicke benutzt hatte, und es ekelte ihn.

„Nicht wahr, jetzt ist dir wieder besser? Ein Schnabus zur rechten Zeit tut Wunder. Du hast zuviel im Geschäft zu tun. Vater sagt es auch immer. Na, wenn wir erst ein Pärchen sind, hast du es besser."

Karl saß wieder im Fauteuil. Mechanisch fuhr seine Hand über den Plüsch. Die kleinen Stofffistacheln kitzelten angenehm. Wie aus einer weiten Ferne kam Friedas Geplapper zu ihm. Sie war schon wieder bei ihrer Wohnung. „Und im Wohnzimmer Kirschbaum. Das ist das Neueste. Wenn's auch 'ne Stange Geld kostet. Es ist ja nicht wie bei armen Leuten."

Mitten in ihre Erörterung über die Farbe der Gardinen — creme ist viel schicker als weiß — fragte Karl: „Kann er das nicht noch mal spielen, das von der Jugend?"

„Gefiel's dir denn so? Wart' nur erst ab, wenn er mit Operetten loslegt. Da hat er was weg, ja, da hat er was weg."

Karl wagte nicht, noch einmal zu bitten. Er hatte fast ein schlechtes Gewissen.

Er saß den ganzen Abend hier, sprach mit Wernicke, mit Frieda, mit den Gästen, mit dem Klavierspieler, mit Friedas Bruder, und vergaß, was sie sagten, ehe sie es noch ausgesprochen hatten. Der Friseur Emil Koch von der Ecke kam und unterhielt alle mit dem neuesten

Digitized by Google

Schlager der Leipziger Sänger und tanzte den neuesten Tanz. Seine Rockschöße flogen.

Karl lachte mit den anderen mit und dachte nur immer: Ich muß raus aus diesem Dunst und Dreck.

*

„Bitte, hier eintreten", sagte der Diener.

Karl nickte und ging in das bezeichnete Zimmer, aus dem ihm lebhaftes Stimmengewirr entgegendrang.

Geheimrat Donon erhob sich bei seinem Eintritt und trat auf ihn zu. Seine hohe, schlanke, etwas vornübergebeugte Gestalt hatte etwas vom Aristokraten alter Schule. Das Haar war an den Schläfen leicht ergraut.

Die Donons entstammten einem alten Hugenottengeschlecht, das unter dem Großen Kurfürsten in die Mark eingewandert war. Ein Ahnherr war an der Seite Colignys in der Bartholomäusnacht ermordet worden. Im Arbeitszimmer hing sein Bild in mattem Rahmen: ein vornehmer Herr mit einer Spitzenkrause, auf der der Kopf wie Johannes' Kopf auf der Schüssel lag. Man sagte es Herrn Donon nach, daß er diesem Ahnherrn ähnele, oder doch, daß er sich bemühe, ihm zu ähneln.

„Der Retter meiner Tochter?" fragte er. Und dann auf Karls bejahendes Nicken: „Herzlich willkommen in meinem Hause, Herr — Kramer, nicht wahr?"

Karl drückte vorsichtig die ihm entgegengestreckte Hand.

Der Hausherr stellte ihn den nächsten Gästen als „den Retter meiner Tochter" vor. Einige Namen fielen, die Karl nicht verstand. Ein paar gut gekleidete Herren sahen ihn einen Moment zerstreut an. Dann rückten ein paar Stühle, und das Gespräch schlug seine Wellen über dem Neuangekommenen zusammen.

Etwas betäubt von der ihm ungewöhnlichen Situation, begnügte sich Karl, seine Umgebung zu prüfen. Es waren meist junge Herren. Echte Gentlemen. Nicht die Kavaliere aus den Bars. Oh, er hatte Blick dafür. Alle hingen, wie es schien, in übertriebener Ehrfurcht an dem Hausherrn. Jeder Witz von ihm wurde bejubelt, jede Bemerkung unterstrichen. Sie zwinkerten dann einander zu, als wollten sie sich gegenseitig auf die Tiefe seiner Gedanken aufmerksam machen.

Allmählich merkte er, daß das Gespräch sich um Politik drehte. Man sprach hier über Dinge, die er sonst nur aus den Leitartikeln der Zeitungen kannte, mit einer Nonchalance und Leichtfertigkeit, als seien es nebensächliche private Angelegenheiten. Man lachte über Dinge und Personen, die in jenen Leitartikeln als gewichtig und bedeutsam

Digitized by Google

fettgedruckt standen. Man balancierte mit politischen Begriffen lächelnd wie ein Athlet mit Zentnerhanteln. Diese Leichtigkeit im Verkehr und Gespräch beunruhigte Karl und ärgerte ihn.

Ein Diener reichte Zigaretten herum. Karl nahm eine und zündete sie an. Er war etwas enttäuscht. Es war eine Mittelsorte. Er kannte die Marke.

Aber er erschrak, als hätte man seine Kritik an seiner Stirne abgelesen, denn Donon redete ihn plötzlich über den Tisch an. „Wie stehen Sie zu diesen Dingen?"

„Oh, ich —" und er wehrte bescheiden ab.

„Sie sind ein unbeschriebenes Blatt, ich wette."

„Allerdings."

Seine Schüchternheit schien dem Hausherrn zu gefallen. Vielleicht schob er sie auf seine eigene Bedeutung, die den jungen Mann überwältigte. „Wir werden uns große Mühe geben, Sie zu uns zu bekehren. Sehen Sie sich nur vor!" Und er wandte sich wieder lachend den anderen zu.

Ein älterer Herr mit einer von schwarzen Haaren umstandenen stattlichen Glatze setzte sich zu Karl. „Sie sind zum ersten Male hier?"

„Ja."

„Unser Herr Geheimrat erzählte uns schon, daß Sie seine Tochter aus den Klauen von Räubern und Mördern befreit hätten."

„Oh, es war nicht so arg." Aber es tat ihm doch wohl, daß man diese Tatsache hier allerseits kannte. Sie gab ihm eine Berechtigung zum Hiersein. Sie gab ihm Boden unter die Füße. Er fühlte sich sicherer.

Der Nachbar stellte sich als Justizrat Clemens vor. Karl nannte seinen Namen.

„Doktor?" fragte der Justizrat.

„Noch nicht", sagte Karl nach kurzem Zögern. Er wußte selbst nicht, warum er log. Der Justizrat enthob ihn aber der Verlegenheit:

„Gott sei Dank."

„Warum?"

„Sie sind alsdann hier eine Ausnahme, Herr Kramer, und ich habe eine Schwäche für Ausnahmemenschen."

Der Justizrat erklärte die Art dieser Mittwoch-Abende. Es war eine Art Jourfix. Kommen konnte, wer wollte. Es kamen aber nur bestimmte Kreise zum zweitenmal, denn die Luft war kühl und Politisieren nicht jedermanns Sache. „Diese jungen Leute da wärmen sich an der Sonne Donon und hoffen, in seinen Strahlen aufzublühen."

„Das kam mir gleich so vor", sagte Karl lachend.

„Sie sind ein guter Beobachter. Das merkte ich Ihnen gleich an. Im übrigen girren sie alle hier um Fräulein Lu, die Haustochter."

Digitized by Google

Karl wurde unruhig. Die jungen Leute waren ihm recht unsympathisch geworden.

„Sieht man sie auch noch?“ fragte er, und er entsandte eine große Wolke Zigarettenrauch, denn er fühlte, daß er errötet war.

Er erfuhr, daß sie stets auf eine halbe Stunde auftauche, um die Honneurs zu machen. Herr Donon war Witwer. „Danach gibt es Bier und kaltes Büfett und dicke Zigarren.“

Einer der jungen Leute trat an den Justizrat und entführte ihn. Karl blieb allein.

Nach einer Viertelstunde kam Lu Donon.

Sie erschien ihm eine ganz andere zu sein, als wären nicht Tage, sondern Jahre seit der Stunde im Charlottenburger Schloßpark verflossen. Das blaue Kleid war von einfachstem Schnitt, wie das Kleid eines Schulmädels. Ein breites Bernsteinarmband um das Handgelenk war der einzige Schmuck.

Alles sprang auf. Wirklich, der Justizrat hatte recht: alle diese jungen Leute girrten um sie. Aber alle wurden kühl und reserviert behandelt. Er beobachtete es genau.

Nun stand sie vor ihm. „Es ist nett, daß Sie gekommen sind“, sagte sie lächelnd, und er konstatierte für sich, daß sie zu keinem gelächelt hatte. „Hoffentlich bleibt es nun dabei.“

Karl verneigte sich. Er hatte kein Wort hervorbringen können.

Das allgemeine Gespräch schwenkte von der Politik ab. Man sprach von Kunst, Theater, Literatur. Wieder stieg in Karl Verbitterung empor. Sie schöpften hier alle den Schaum vom Leben ab, gleichgültig, mit lässiger Selbstverständlichkeit. Ahnten sie wohl, daß hier zwischen ihnen einer saß, der nur den Bodensatz zu schmecken bekommen hatte? Es erbitterte ihn noch mehr, daß Lu mit ihnen in gleichem, saloppem Ton über diese Dinge sprach. Er hatte sich das Wiedersehen mit ihr anders gedacht. Er hätte nicht sagen können, wie. Tatsache war nur, daß er hier am Rande einer Gesellschaft saß, in deren Mitte sich Lu und die anderen befanden.

Ein junger Herr mit kurzem, englischem Schnurrbart sprach von einem neuen Stück, das den Extrakt der Bildung darstelle.

„Bildung? Was ist das?“ fragte Karl kampflustig. Er wollte diesen Laffen gehörig ärgern.

Aber die Wirkung war ganz anders, als er gedacht. Man lachte und fand die Frage entzückend paradox.

„Ein Edelanarchist“, sagte der junge Herr.

Auch Lu lachte. „Weiß keiner eine Antwort?“

„Bildung ist der Stempel für unsere Ueberlegenheit“, sagte der Justizrat. „Darum soll man sie hübsch sichtbar tragen.“

Digitized by Google

„Für die Ueberlegenheit Ihrer Kasse?" fragte Karl mit der gleichen höhnischen Schärfe.

Wieder lachten alle.

„Unsere, unsere", begütigte der Hausherr. „Wir sind doch hier unter uns."

„Meinen Sie, daß die anderen Klassen an diese Ueberlegenheit glauben?" wandte sich Karl an den Justizrat.

„Es wäre schlimm, wenn sie es nicht täten. Schlimm für uns. Aber einstweilen glauben sie noch daran. Wenn sie es auch nicht wahr haben wollen. Nur einen Stand nehme ich aus."

„Welchen?" fragte Karl.

„Den Kellnerstand."

Karl war, als habe er einen Schlag vor die Brust bekommen.

„Den Kellner?" stammelte er. Alle seine Sicherheit war wie weggeblasen. Wußte dieser Mensch Bescheid? Wollte er ihn hier entlarven, wollte er ihn vor Lu und all den anderen lächerlich machen? Oho, dann sollte er ihn kennenlernen. Aber er spürte doch, wie ihm der Schweiß aus den Poren trat, als der andere zur Antwort ansetzte. Er sagte: „Der Kellner ist der einzige, der uns in den Momenten der Losgelöstheit sieht; dann, wenn der Bildungsfirniß abgekratzt wird. Er weiß außerdem, wie man einen Smoking oder einen Frack zu tragen hat. Und das ist doch das wesentliche. Oder nicht?"

Alle protestierten.

„Nun, jedenfalls sind Kellner Menschenkenner. Ich glaube, wenn wir wüßten, was sie von uns halten, während sie uns liebenswürdig servieren — wir würden erschrecken."

„Sicher", sagte Karl.

„In der Tat, es ist ein heikles Problem und eigentlich ein lustiges dazu", warf Donon ein. „Unser Freund Hönken wirft gerne ähnliche auf."

„Wo steckt Hönken eigentlich?" fragte der Justizrat.

„Er kommt nie zu den Mittwoch-Abenden", antwortete Lu. „Er sagt, er will separat angesehen werden."

„Ein origineller Mensch. Sie sollten ihn kennenlernen, Herr Kramer, er würde Ihnen gefallen."

Karl verneigte sich. Er nahm sich vor, diesen Herrn Hönken abscheulich zu finden, wo und wann er ihn auch träfe.

Lu sagte langsam: „Ich habe einmal ein Stück von Shaw gesehen. Da kommt ein Kellner vor, der sich nachher als Sohn eines Herzogs entpuppt."

Donon lachte. „Das mag in England üblich sein. Bei uns kommt

Digitized by Google

es wohl nur selten vor. Unsere Herzogssöhne haben vorläufig andere Berufe."

„Ich erwähne das nur, weil ich mich schon damals gar nicht so darüber gewundert habe und mich über das Lachen des Publikums ärgerte. Es war übrigens ein Publikum aus den besten Ständen."

„Ja, das ist immer das dümmste", warf Karl ein.

Sie sah ihn, betroffen über den Klang seiner Stimme, an. „Wie meinen Sie das?"

„Das beste, d. h. das bestgekleidete Publikum ist das dümmste", wiederholte er hartnäckig.

„Es hat nicht die Naivität, ja, ja, die ist verlorengegangen. Es ist übersättigt. Es ist —"

„— das dümmste!"

Lu lachte fröhlich. Sie war wunderhübsch, wenn sie lachte. „Wie Herr Doktor sagte: ein Edelanarchist."

Und der Justizrat fragte, ob er die Bomben in der Garderobe abgegeben habe.

Karl blieb nur noch kurze Zeit, als Lu fortgegangen war. Sie war plötzlich entschwunden, ohne sich von jemand zu verabschieden. Karl war enttäuscht.

Jedesmal, wenn Karl zu den Mittwoch-Abenden nach Westend hinausfuhr, nahm er sich vor, es sei das letztemal. Aber der Mittwoch war durch eine Verschiebung sein Ausgehetag geworden, und jedesmal stand er um 6 Uhr vor dem Hause der Quittenallee.

Er kam, wurde freundlich begrüßt und sprach mit den fremden Herren, ohne daß einer vom andern wußte, mit wem er es zu tun hatte. Man schien ihn für einen Studierenden zu halten, dem es nicht eilte, einen Beruf zu ergreifen, und er ließ sie bei diesem Glauben. Da er wenig sprach, war er nicht unbeliebt.

An einem Abend — es war der vierte nach dem ersten — trat Karl zu Lu. Er fühlte sich weit sicherer als sonst. Er sprach sie an und fragte, ob sie nicht mehr ihren Lieblingsspaziergang im Park unternehme.

„Im Schloßpark? Nein, ich wage es nicht mehr."

Er lachte. „Er kommt gewiß nicht wieder, glauben Sie nur."

„Sie haben persönlichen Mut", sagte sie, ihn mit einem Blick ansehend, der ihn verwirrte. „Das findet man selten."

„Es ist auch sehr wenig", sagte Karl.

„Ich weiß wohl, was Schopenhauer darüber sagt."

Karl hörte den Namen zum erstenmal, und er wollte fragen, wer das sei. Aber er fühlte, daß man das nicht dürfe.

Als Lu sich zurückzog — es geschah wie immer ohne besonderes Auf-

Digitized by Google

heben — trat sie zu Karl heran. „Wollen Sie nicht einmal meine Sammlung ansehen, Herr Kramer?"

„Gern, gern."

„Vielleicht kommen Sie das nächste Mal eine Stunde früher. Es muß Tageslicht sein."

Dankend versprach er es.

Donon kam. „Waren Sie schon am Büfett? Es gibt Schlemmereien, die jenseit von Gut und Böse der Politik stehen. Was sagen Sie zu Aalpie?" Er legte ihm ein Stück auf den Teller.

Karl aß mit Kennermiene.

„Nun?" fragte Donon gespannt.

„Sehr gut", sagte Karl. „So ungefähr muß sie sein. Nur ist etwas zuviel Hecht dabei, und etwas Zitronenschale fehlt. Oder irre ich mich?"

Donon klatschte in die Hände. „Ein Gourmet! Sie haben recht. Allerdings wurde die Zitronenschale auf meinen Wunsch nicht hineingenommen. Aber sonst sind Sie zufrieden?"

„Ein paar Minuten hätte es länger im Ofen bleiben können", fügte Karl kritisch hinzu. „Man sollte sie nie vor fünf Viertelstunden aus dem Ofen nehmen."

Er kannte diese Finessen von früheren Stellungen in Hotels.

„Großartig, diese Kenntnisse. Es ist ein Genuß, mein lieber Kramer, Sie essen zu sehen."

Der Justizrat sprach vom Pariser Rumpelmayer in der Rue de Rivoli und seinen Pastetenkünsten. Karl erklärte lachend einige Geheimnisse. Der Justizrat schmatzte vor Behagen.

„Nur noch mit Hönken kann Herr Kramer sich messen, nicht wahr? Was für eine edle Kunst ist doch die Gastronomie."

Karl war aber trotz aller Lobsprüche froh, als der Diener das dunkle Bier herumreichte, und man auf ein anderes Thema kam. Er war nahe genug daran gewesen, sich zu verplappern. Wer konnte so aus der Schule schwatzen? Und er war von da an schweigsamer als je.

„Ein netter Mensch, dieser junge Kramer", sagte Donon, als alle gegangen waren. „Bescheiden, nur ein bißchen still."

„Gerade das gefällt mir an ihm", sagte Lu.

Er blinzelte sie vielsagend an. „Na", sagte er, „da bin ich wohl schon aus der Liste der Bevorzugten gestrichen?"

Leicht errötend warf sie sich ihm an die Brust. „Hat man je einen so lieben, schönen, törichten Papa gesehen? Du bist doch außer Wettbewerb."

„Und das Schweigen macht dich so beredt?"

„Es gibt eine Novelle bei Maupassant, ‚Einsamkeit'. Da heißt es

Digitized by Google

so ungefähr: ‚Das Schönste im Leben ist, schweigend neben einem Menschen zu sitzen, weil jedes Wort enttäuscht.'"

„Ja, dann kommt man bei Herrn Kramer ja auf die Rechnung. In dem Punkt enttäuscht er kaum. Aber sonst —" Lu schloß ihm lachend den Mund mit einem Kuß.

*

Der Herr, der beim Sprechen immer leicht anstieß und den sie im Lokal wegen dieses Lispelns unter sich immer den Dänen nannten, bat Karl um ein Streichholz. Karl entschuldigte sich, daß sie auf dem Tische fehlten.

„Entschuldigen Sie sich nicht", sagte der Däne. „Sie müssen mich entschuldigen, daß ich Sie wegen einer solchen Bagatelle bemüht habe."

„Aber ich bitte Sie. Das ist doch mein Beruf."

„Bemüht zu werden? Ein schöner Beruf, meiner Treu. Sie müssen deswegen vom Büfett zu mir und von mir zum Nebentisch und wieder zu mir. Wer berechtigt mich eigentlich dazu, Sie so zu bemühen? Uebrigens ein schönes Wort, wie alle deutschen Worte. Achten Sie nur auf den tiefen Sinn. Auf den Doppelboden."

„Den Doppelboden?" wiederholte Karl verwundert.

„Ja, alle Worte haben einen Doppelboden. Die meisten Menschen trommeln bloß auf dem äußeren herum. Aber der andere ist es, der die Resonanz hat. Den anderen ‚bemühen' — wie fein ist das, wie plastisch! Sehen Sie dabei nicht jemand einem anderen eine Last Holz auf den Rücken laden? Wir ‚bemühen' alle einander. Und nicht immer nur mit Holz."

Karl lächelte. Er mochte den Dänen gerne. Er war so anders als die anderen Gäste.

Keiner wußte recht, was und wer er war. Das war in diesem von Stammgästen gehaltenen Restaurant auffällig, und eigentlich fast beunruhigend. Bisweilen kritzelte er allerlei in sein Notizbuch. Es hieß, er sei ein Schriftsteller oder ein Dichter. Aber der Journalist, der bisweilen abends hier auftauchte und alles „Federvieh in- und auswendig kannte", wie er sagte, kannte ihn nicht. Ein bedeutender konnte er also nicht sein. Uebrigens glaubte Karl nicht an diese Schriftstellerei — er wußte nicht, weshalb, aber er hätte jede Wette dagegen angenommen. Auf keinen Fall brauchte er für den Verdienst zu arbeiten.

Dieser Herr war froh, wenn er sprechen durfte. Er sprach bisweilen dumme, unsinige Dinge. Er fragte zum Beispiel, ob es noch weit zum Friedrichshain wäre, und er war doch schon mal dagewesen. Oder er fragte, ob man hier auch übernachten könne. Es war komisch, und die

Digitized by Google

Kollegen grinsten dann jedesmal. Karl verzog keine Miene. Erstens zahlte der Gast glänzend, und zweitens fühlte Karl: Dieser da war einsam — vielleicht noch einsamer als er selber. Man mußte Verständnis für seine Gäste haben.

„Wieviel Kilometer marschieren Sie wohl am Tage?"

„Ich komme gar nicht zum Spazierengehen", entgegnete Karl.

„Das meine ich auch nicht. Ich denke nur an die Kilometer im Lokal. Vom Büfett bis hierher sind es — na, sagen wir der Einfachheit wegen 10 Meter. Wieviel tausendmal gehen Sie diesen Weg an einem Tag?"

Karl lachte. Der Herr hatte doch zu verrückte Ideen. „Ich habe noch nie nachgezählt."

„Sie sollten es aber mal", meinte der Däne hartnäckig.

„Das erlaubt mir die Arbeit nicht."

„Es ist nämlich ein ernstes Problem darin begründet. Ich bin überzeugt, Sie gehen, nein, Sie laufen am Tage mehrere Meilen. Sagen wir mal, täglich von Berlin bis Potsdam. Und in einem Jahre um die Erde in der Aequatorlinie. . . . Sind Sie übrigens schon mal im Ausland gewesen?"

„Nein."

„Welch eine Torheit, hier zu sitzen. Wissen Sie, daß es Länder gibt, die Kalifornien, Japan, Java heißen?"

„Ich weiß." Karl lächelte. „Aber sie sind recht weit."

„Und zu denken, daß Sie da überall zu Fuß sein konnten, wenn Sie nur geradeaus gegangen wären, statt des ewigen Hin und Her?"

„Ich habe auch eine Zeitlang daran gedacht, Berlin zu verlassen, aber es ist nie etwas daraus geworden."

„Liebesbande?" forschte der Fremde.

„Vielleicht."

„Hm, das ist ein Grund. Aber kein vollkommener. Glauben Sie mir, die Liebe ist die glücklichste, die aus Sternenentfernung um ihre Sonne rotiert. Die kleinen dummen Kometen, die sich zu enge solcher Sonne attachieren, gehen kaputt. Sie zersplittern, verdampfen und vergasen — diese Kometengefühle. Glauben Sie mir?"

Karl zuckte leicht mit den Achseln. Er hatte nicht ganz begriffen, worum es sich handelte.

„Sie sind ein Diplomat und haben recht. Glauben Sie mir nicht. Es ist nur so eine Ausrede. Die vornehmen Monde, die die Sonne und die Erde immer bloß von einer Seite ansehen, sind die hereingefallenen . . . Haben Sie übrigens mal Nopales gegessen?"

„Nopales? Nein, ich glaube nicht."

Digitized by Google

„Ich glaube auch nicht, wenn Sie nicht in Mexiko waren. Es sind Kakteenblätter in Oel gesotten, mit Quarkkäse."

„Hat es Ihnen geschmeckt?"

„Die Hirten essen es dort zentnerweise. Mir ist schon nach drei Bissen schlecht geworden. Aber nicht um einen Haufen Geld gebe ich die Erinnerung an diesen Geschmack her. Jede neue Reizung unserer Geschmacksnerven ist eine Bereicherung und als Resultat das einzig wahre. Es schmeckt immer noch besser als die gebratenen Meerschweinchen in Paraguay."

„Pfui Teufel!"

„Aber in Japan . . . in Japan . . .", fuhr der Gast schwelgerisch lächelnd fort. „Die Küche ist leicht und ästhetisch wie die Kunst dort. Die beiden sind überhaupt viel enger verwandt miteinander, als die Köche und die Künstler ahnen. Kennen Sie japanische Farbenholzschnitte? Utamaro? Hiroshige?"

„In den Schaufenstern habe ich ab und zu welche gesehen."

„Ein feiner Dichter in Wien hat gesagt: Sie malen nur einen Blütenzweig und geben damit doch den ganzen Frühling. Auch ihre Küche ist aus solchen Blütenzweigen zusammengesetzt. Auch beim Essen deuten sie nur an. Sie sprechen nicht alles plump und gründlich aus, diese vornehmen Asiaten. Können Sie sich z. B. ein Gericht aus Kirschblüten und Reis vorstellen?"

„Wenn wir das unseren Gästen vorsetzten!" Karl dachte an den Magistratssekretär, der stets zwei Fleischgerichte nacheinander bestellte und dann noch einen Rettich und ein Stück Käse daraufsetzte.

„Yosino Sakura Meschi heißt es. Und es ist wie ein Gedicht von Nari Hira. Man kommt sich so anständig vor, wenn man solche Dinge ißt."

„Wie kommt man sich denn bei unserer Küche vor?" fragte Karl, nun wirklich beluſtigt.

„Brutal, polizistenhaft, kasernenmäßig! Muß man sich denn durchaus immer satt essen?"

„Es wäre nicht übel, wenn man das immer könnte, Herr —"

„Nennen Sie mich Herr Bimini."

„Sehr wohl, Herr Bimini." Karl glaubte keinen Moment, daß ein Mensch „Bimini" heißen könne.

„Eure Teller sind grob und unflätig, für Rekrutenhände berechnet. Dort ißt man aus lackierten Holzschüsselchen. Und man sitzt auf einer Matte, vor sich einen Blütenzweig in einer schönen Vase. Und nach dem Essen ein winziges Pfeifchen, groß wie ein Fingerhut — keine wulstigen Zigarren. Oh, wie ich euch verabscheue." Und Herr Bimini trank seinen Kognak aus, und Karl brachte ihm einen neuen.

Digitized by Google

„Essen sich die Leute in Japan niemals satt?“ fragte er dann ernst.

„Ja, es gibt natürlich auch solche. Die gehen in die Fischhäuser, die Fleischhäuser, die Bohnenhäuser. Anständige Leute von Kultur essen Wurzeln der Wasserlilie oder Bambussprossen oder Chrysanthemumsalat.“

Karl hörte ihm lachend zu. Der seltsame, weitgereiste Herr interessierte ihn heute mehr als früher. Es wehte eine fremde Luft aus fremden Zonen um ihn, die verwirrend und aufregend war. Wie ... ja ... wie das, was Lu Donon umzitterte. Immer wieder erinnerte er ihn an sie. Empfand man so in ihren Kreisen, sah man dort so das Leben an? Ein Abgrund tat sich auf. Aber dieser Fremde mit seinem Geplauder überbrückte ihn. Karl empfand etwas wie Freundschaft für ihn.

Es war ein stiller Tag. Draußen in der Brauerei am Hain war italienische Nacht mit Schlachtenmusik und Feuerwerk. Da wanderte heute alles hin. Und die Herren von der Bank waren bei der Hochzeitsfeier eines Kollegen.

Der Bimini trank langsam Kognak auf Kognak. Es schien sein einziges Getränk zu sein. Außer einer etwas gesteigerten Erregtheit war ihm keine Wirkung anzumerken.

„Gefällt Ihnen Ihr Beruf?“ fragte er.

„Ja, das Leben ist nicht leicht.“

„Namentlich, wenn man nur eins lebt.“

Karl lachte. „Leben Sie mehrere?“

„Man sollte jedenfalls mehr als eins leben. Sonst ist es ja unerträglich langweilig.“

„Leider hört mit dem Tode alles auf.“

„Ich meine auch nicht die Leben hintereinander. Ich bin doch kein Geschäftsreisender in Seelenwanderung. Ich meine die Leben nebeneinander.“

Karl war beunruhigt, er wartete auf eine Erklärung. Aber es kam statt ihrer der Satz: „Uebrigens gratuliere ich Ihnen.“

„Mir?“

„Ja, zur Verlobung. Ich sah Sie neulich mit Fräulein Frieda Wernicke auf dem Verlobungssofa. Werden Sie nicht rot! Sie haben keine Ursache. Es ist ein erfreuliches Mädchen, und ich prophezeie Ihnen Glück usw.“

„Es ist noch nicht so weit“, sagte Karl finster.

„Nun, es sah jedenfalls so aus, und ich habe mich durch und durch gefreut, wie immer, wenn ich etwas Harmonisches sehe.“

Karl tat, als sei er gerufen, und ging zum Büfett. Aber nach

Digitized by Google

einigen Minuten kehrte er doch wieder zu dem Gast zurück. „Wie kommen Sie in solche Wirtschaften?"

„Finden Sie, daß ich schlecht zu ihnen passe?"

„Ja."

„Schade. Nun, den Gästen bin ich ja weiter nicht aufgefallen und Ihnen ja auch nicht."

„Ich habe nicht auf die Gäste geachtet."

„Aber auf die Musik." Er trällerte: „Schön ist die Jugend."

„Darf ich Sie übrigens zu einem Kognak einladen, Herr — Also, zum Donnerwetter, wie heißen Sie denn eigentlich?"

„Karl Kramer."

Herr Bimini verbeugte sich. „Sehr angenehm, und meinen Namen kennen Sie ja: Bimini. Jawohl, Bimini, wie die Wunderinsel bei Heinrich Heine." Er lachte leise vor sich hin.

„Verzeihung, sind Sie Schriftsteller?"

„Warum sollte ich es sein?"

„Man sagt es hier. Und da Sie doch zu den verschiedensten Tageszeiten und nicht regelmäßig kommen, also keinen bestimmten Beruf haben, wäre es ja nicht undenkbar."

Im Gesicht des Gastes saß eine Falte, die vorher nicht dagewesen war. „Unsinn", sagte er ärgerlich. „Ich bin Privatier, aber ich mache Studien."

„Aha." Karl war um keinen Grad klüger geworden.

„Ich studiere Menschen, Herr Kramer, und es geht mir da, wie es in den Menagerien wahrscheinlich geht. Beide Teile beobachten einander, und jeder glaubt, der Ueberlegene zu sein: der im Käfig und der in der sogenannten Freiheit. Par exemple: Der Herr, der dort drüben manchmal sitzt, der Journalist, lacht über mich — ich sehe es wohl — und er lacht auch über Sie. Aber er ist nicht besser daran. Er muß schreiben, wie die Dame Publikum will. Er ist Sklave. Wie ich, wenn ich schreiben würde. Wie Sie —"

„Sie irren, mein Herr. Ich brauche nur zu kündigen."

„Ja, das dürfen Sie. Aber ist es dann etwas anderes? Und er muß seine Weihnachts- und Ostergeschichten schreiben und die Leitartikel, wie es das p. p. Publikum will. Er darf auch nicht lachen, wenn das Publikum verfinstert ist. D. h. solange, wie er kein Geld hat."

„Ja, wenn man Geld hat, ist's einfacher."

„Dann ist das große Rätsel der Sphinx gelöst, nicht wahr? Dann kann man beinahe Mensch sein glauben Sie? Auch das ist ein Irrtum. Dann kommt eine andere Sklaverei, denn der Mensch verträgt keine Freiheit. Etwa eine unwürdige Liebe. D. h. das ist nicht eine solche, wo der sogenannte Gegenstand unwürdig ist. Das wäre nebensächlich.

Digitized by Google

Denn das Gefühl an sich adelt ja. Unwürdig ist eine Liebe, wo der Mann — —" Er sprach den Satz nicht aus. Er leerte sein Glas und trommelte nervös mit den Fingern.

„Kennen Sie zufällig einen Herrn Donon?" fragte Karl plötzlich. Die ganze Zeit hatte ihm diese Frage auf der Zunge geschwebt: Dieser Herr Bimini sah trotz seines einfachen Rocks und seines angeschmutzten Kragens so aus, als wenn er irgendwie Beziehungen mit ihrer Familie haben könnte. Man besaß doch Instinkt.

Er bereute aber die Frage, als er die Wirkung sah. Der Gast zuckte zusammen und erblaßte. „Wie kommen Sie in dem Zusammenhang darauf?"

„Es ist ganz zufällig", stammelte Karl. „Ich las den Namen heute."

„Den Namen Donon?"

„Ja in der Zeitung", log Karl und er machte eine unbestimmte Bewegung nach dem Zeitungsständer, als wolle er die Zeitungen zum Zeugen anrufen, daß er darin den Namen Donon gelesen.

„Ach so. Sie lasen von dem Vater", sagte Herr Bimini leise, wie erleichtert. „Ja, er ist einer unserer bekanntesten Parlamentarier. Er wohnt in Westend, Quittenallee. Mehr weiß ich auch nicht von ihm. Uebrigens möchte ich zahlen." Er warf Geld auf den Tisch und ging schnell hinaus.

Karl sah, daß er sein Notizbuch auf dem Tisch liegenlassen hatte. Er klappte es auf. „Fred Hönken" stand auf der Titelseite gestempelt. Karl zuckte zusammen. Der Name „Hönken" war oft genug im Hause Donon genannt worden.

Er lebte zwei Leben — wie er. Nur wohl aus anderen Gründen.

Herr Neddebohm strich um die Tische.

Eilig brachte Karl das Büchlein dem Gast nach, der der Omnibushaltestelle zustrebte.

„Sie haben das hier liegen lassen, Herr Bimini", sagte er ernst.

*

Herr Hönken steckte das Büchlein ein und stand noch einige Augenblicke zögernd an dem Halteplatz. Vorsichtig sah er sich um.

Als ein Pferdeomnibus an der Berolina hielt, ging er schnell darauf zu und stieg ein. In der Großen Frankfurter Straße am Strausberger Platz sprang er ab.

Eilig, das Taschentuch vor dem Gesicht, trat er in das nächste Haus. Unten war ein Goldwarenladen. Nachts saß ein Wächter

Digitized by Google

drinnen im Korridor vor der Ladentür. Herr Hönken war oft über die ausgestreckten Beine des schlafenden Wächters gestolpert.

In der ersten Etage öffnete er die Korridortür. Die Wirtin kam ihm entgegen, hochbusig, lächelnd. Sie hatte etwas von einer zu dick geratenen Puppe, mit ihren faulen, mechanischen Bewegungen und dem seelenlosen, eingefrorenen Lächeln auf dem zu regelmäßigen Gesicht. Ihre hohe, unmotivierte Stimmlage irritierte Herrn Hönken oft.

„Keine Post gekommen?"

„Keine, Herr Döring."

Es kam nie Post. Er wußte das gut. Aber er hielt es für gut, den Schein zu wahren. Es konnte ja gar keine Post kommen. Wer in aller Welt hatte an den Reisenden Döring zu schreiben?

„Nun wollte ich Sie noch gebeten haben —"

„Um den Anmeldeschein?"

„Ja, für die Polizei."

„Die Polizei ist überarbeitet, meine Liebe. Sie sehen das an den vielen unentdeckten Einbrüchen und Raubmorden. Wir wollen ihr nicht noch mehr Arbeit verschaffen."

Sie lachte, und nun sah sie ganz und gar wie eine fette Puppe aus.

Herr Hönken hatte zwei Wohnungen. Eine in der Bülowstraße an der Hochbahn. Das war die offizielle Wohnung, wo er Besuche und Briefe empfing. Daneben hatte er in einem anderen Stadtteil ein Zimmer, wo er sich von seinem offiziellen Leben erholen konnte, wo er verkleidet wie Harun al Raschid in seinem Königreich Berlin untertauchen konnte. Er wechselte oft mit diesen Zimmern und war in allen Stadtgegenden Berlins ansässig gewesen.

Hier zog er sich einen alten, eigentlich schon abgelegten Anzug an, seine ältesten Kragen und Schlipse, um unter irgendeinem Namen, den er bisweilen vergaß, auf Abenteuer auszugehen. Er besuchte Kellerwirtschaften und Kaschemmen, Auktionen und Trödler, Verbrecher- und Animierkneipen und war glücklich, wenn er nicht auffiel.

Er redete sich ein, Studien zu machen. Das Buch, dem diese Studien zugrunde lagen, lag noch in weiter Ferne. Es schwebte ihm als irgendein Epos der Großstadt vor. „Inferno", „Odyssee" und „Nana" amalgamierend. Wenn er daran dachte, lächelte er genau so ironisch, als er bei den Großsprechereien literarischer Kreise des Westens lächelte, in die er sich mitunter mischte. Er wollte sich dieses Vorsprungs über das eigene Unvermögen im klaren zu sein, immer bewußt bleiben. Er legte das vernickelte Zigarettenetui in die oberste Kommodenschublade und entnahm ihr ein silbernes.

Während er sich umzog, blies er kleine Ringe vor sich hin. „Wenn ich sentimental wäre, würde ihr Bild in dem Ring schweben, ihr Sa-

Digitized by Google

lambskopf mit dem schwarzen Haar und den dunklen Augen, die so kalt wie Achat sind und so jäh aufleuchten können. Oder ich würde versuchen, aus Rauchringen das Wort ‚Lu' zu bilden, wie weiland Herr Baron Münchhausen seinen Namen mit seiner Peitschenschnur bildete."

Nebenan sang die Wirtin. Sie sang genau so falsch, wie sie lachte. Sie sang immer, wenn er da war. . . .

Nach einer halben Stunde war er ein anderer: elegant, soigniert, wie aus dem Ei gepellt. „Nicht mal Herr Bimini würde Herrn Hönken jetzt erkennen", konstatierte er vergnügt vor dem Spiegel. „Geschweige denn Herr Döring. . . Ein schnurriger Kerl, dieser Kellner Karl. Aber sympathisch. Er besitzt die Kunst des Zuhörens. Vielleicht wird er noch der Freund von Herrn Bimini. Oder sagte ich Biribi? . . ."

An der Schwelle zögerte er. „Warum habe ich die Berlin-W.-Maske vorgebunden? Weil ich sonst nicht hin kann, ich weiß wohl. Aber warum will ich denn zu ihr hin? Weil ich etwas Peinigung brauche in meinem sonst zu geruhigen und selbstverständlichen Leben, weil es mir sonst zu gut ginge. Den Wellenschlag des Lebens ersehnt, wer im durchsonnten Parkteich plantscht. Ob es Lu auch so geht? Ich glaube fast. Aber schließlich ist sie eine Dame — was soll sie mit dem Wellenschlag? Ich habe gar keine Entschuldigung. Aber brauche ich denn eine?"

Und als er eine Viertelstunde so mit sich selber debattiert hatte, riß er die Zimmertüre auf, stieß auf die Wirtin, entschuldigte sich flüchtig vor der prompt errötenden Puppe und lief die Treppe hinunter, in Angst, sein Entschluß könne ihm wieder leid tun.

Er verließ das Haus genau so vorsichtig, wie er es betreten.

Erst als er ein paar Schritte gegangen war, fiel er in langsamere Gangart. In einem Blumenladen kaufte er eine Knopflochblume. Dann rief er ein Auto an. „Westend, Quittenallee."

„Jawohl Herr Baron."

In der Tasche seines hellen Ueberziehers stak ein kleines Buch. Es war eine Auswahl Verlainescher Gedichte, die er nach eigenem Entwurf hatte binden lassen.

Während der Fahrt blätterte er darin, und er bemühte sich, den Rhythmus der Gedichte mit dem Rhythmus des Autos in Uebereinstimmung zu bringen. Sie hatten eine geheimnisvolle unterirdische Verwandtschaft.

*

Herr Hönken läutete.

„Ist das gnädige Fräulein zu sprechen?"

Die Hausdame machte ein verlegenes Gesicht. „Ich glaube nicht."

Digitized by Google

„Nicht, was Sie glauben, interessiert mich, mein liebes Fräulein Zeppendorf, sondern, ob das gnädige Fräulein glaubt, mich empfangen zu dürfen."

„Sie wissen ja, Herr Doktor, wie das gnädige Fräulein ist — —"

„Fragen Sie nur!"

Die Hausdame ging hinein. Herr Hönken folgte ihr auf dem Fuß. Der dicke Läufer machte seinen Schritt unhörbar.

Fräulein Zeppendorf klopfte an die Türe des letzten Zimmers und trat ein.

Als Hönken drinnen Stimmen hörte, trat er ohne abzuwarten herein. Das alte Fräulein tat einen leisen Schrei. Lu Donon blickte ihn zornig an, winkte dann aber dem Fräulein ab.

„Was wünschen Sie?" fragte sie, als sie allein waren.

Er trat einen Schritt näher und zögerte dann. Seine hingestreckte Hand blieb in der Luft schweben, sank nieder. Sein Blick war erloschen. Er sah plötzlich traurig und verzagt aus.

„Was wünschen Sie?" fragte Lu Donon wieder.

„Ich möchte eine Viertelstunde bei Ihnen sein." Sie wies ihm mit der Hand einen Stuhl an.

„Was lesen Sie da, Lu?"

„Das einzige Buch, das ich lesen kann: ‚Niels Lyhne'."

„Hier ist das andere", sagte er lächelnd, und er gab ihr den Verlaineband. „Das Bild hier im Zimmer ist mir bei meinem Eintritt wie eine Illustration vorgekommen." Er umschrieb mit einer Handbewegung sie und die Katze an ihrer Seite.

„Elle jouait avec sa chatte,
Et c'était merveille de voir. ."

„La femme et la chatte, ja. Der Band gehört jetzt mir?"

„Ich bitte Sie darum."

„Sie müssen mir die Rechnung des Buchbinders senden", sagte sie kühl.

Hönken versuchte ein Lächeln, das aber schlecht gelang. „Sie haben bei weitem nicht Geld genug, um alle Ihre Schulden zu bezahlen, Lu. Denn die größten darunter sind nicht mit Geld zu bezahlen."

„Ich verweigere diesen Schulden die Anerkennung."

„Seien Sie froh, daß Ihr wichtigster Gläubiger nicht hartherzig ist."

Heia, die schwarze Katze, strich um den Stuhl, den Schwanz kerzengerade in die Höhe gerichtet, die Haare gesträubt. „Sie spürt das Gewitter, das in der Luft liegt", sagte Lu, als hätte sie die ganze

Digitized by Google

Zeit nichts anderes besprochen. „Merkwürdig, wie solch ein Tier mit der Natur verbunden ist!"

Hönken verfolgte das Klirren des Armbands auf den feinen Gelenken, als die schmale Hand des Mädchens über die Katze strich.

Allmählich spürte er selber etwas von der Elektrizität, die in der Luft lag, und über diese rassige Katze und wohl auch über Lu zu ihm sprang. Lus Hände sahen im schwarzen Fell noch weißer aus als gewöhnlich. Sie wirkten rührend, wie die Hände eines Kranken.

Hönken ließ das Spiel dieser Finger nicht aus den Augen, als er plötzlich sagte: „Ich habe lange über uns nachgedacht, Lu."

„Ach?" machte sie spöttisch.

„Ja, lange", fuhr er unbeirrt fort. „Wir haben uns immer zu nahe gestanden, von Kindheit an, als daß wir uns hätten berühren mögen. Ja, es ist sonderbar, aber Hund und Wolf, die nahe Verwandten, sind sich tödliche Feinde."

„Das sind wir nicht, Fred."

„Ich wollte, wir wären es", sagte Hönken und sah sie fest an. „Das wäre doch etwas."

„Das ist das erste Wort, das mir an Ihnen gefällt." Lu klappte das Buch zu, das sie bis dahin in der Hand gehabt.

„Ich mache also Fortschritte in Ihrer Gunst." Hönken lächelte etwas.

„Und worüber haben Sie sonst noch nachgedacht?"

„Noch?"

„Ja, es wird doch nicht das einzige gewesen sein in all dieser langen Zeit."

„Doch. Es ist das einzige gewesen. Woran sollte ich wohl sonst noch gedacht haben?" Er stand auf und ging zum Fenster.

Lu Donop sah ihm nicht nach. Ihr Blick folgte der Katze, die unruhig und nervös um die Stühle und die hohe japanische Vase strich.

Kein Laut störte die Stille. Mehrere Minuten lang hielt diese Stille an.

„Wissen Sie eigentlich noch, daß ich da bin?" fragte Hönken plötzlich erbittert. „Sie sitzen da, als sei ich ein Wildfremder, ein Agent, der Sie in eine Versicherung nehmen will oder sonst ein Hergelaufener. Nicht ein Mensch der an der Liebe zu Ihnen verbrennt. Ja, verbrennt. Kräuseln Sie nicht Ihre Lippen. Ich verträge jetzt keinen Spott."

„Ich spotte ja auch nicht."

„Nein. Sie spotten nicht. Sie sind zu gebildet dazu, zu wohlerzogen. Aber Sie lassen es am Ende ja nur, weil ich Ihnen so furchtbar gleichgültig bin."

„Lieber Fred, ich habe mal irgendwo einen Satz gelesen: ‚Es ist

Digitized by Google

schwer, Liebe zu verbergen, schwerer den Haß, am schwersten aber die Gleichgültigkeit. — — Von wem ist er eigentlich?"

„Von Börne, glaube ich. Aber es ist mir in diesem Augenblick sehr gleichgültig."

„Nun werden Sie unhöflich."

„Habe ich keinen Grund?"

„Es steht Ihnen nicht."

Sie klappte das Buch wieder auf, das sie bei Hönkens Eintritt in der Hand gehabt.

Er trat zu ihr. „Bekommen Sie es wirklich fertig, in meiner Gegenwart zu lesen?"

„Nein. Aber ich bekomme es auch nicht fertig, mit Ihnen zu sprechen, solange Sie immer nur von Ihrem Verhältnis zu mir reden."

„An welcher Stelle sind Sie gerade?"

„Dort, wo der arme Hauslehrer vor der schönen Edele sein Herz ausströmt."

„Er verblutet, ja. Ein wundervolles und grausames Kapitel. Sie aber sollten das nicht lesen."

„Warum?"

„Man sollte nicht lesen, was man erlebt."

Sie zuckte unaeduldig die Schulter. „Sie wären viel netter, wenn Sie einmal von anderen Dingen sprechen könnten."

„Ueber welche?"

„Es gibt 1001."

„Also gut. Ueber Politik?"

„Nein. Ich finde Parteien fürchterlich."

„Auch die Partei Ihres Vaters?"

„Die am allermeisten. Sie nahm ihn mir sobiel."

„Politischen Ehrgeiz haben Sie also nicht geerbt?"

„Nein, ich kann mich nicht einordnen. Hönken, stellen Sie sich mich vor, mit lauter bebrillten Damen an einem Vorstandstisch sitzen."

Hönken lachte. „Vielleicht sind Sie dem Sport gnädiger gesinnt. Oder spielen Sie nicht mehr Tennis?"

„Die Spieler sind zu fad. Und dann ist es so häßlich. Ich habe mein Bild in der Momentaufnahme eines Wochenblattes gesehen und bin entsetzt. So scheußlich habe ich also stundenlang ausgesehen!"

„Warum hören Sie die kunstgeschichtlichen Vorträge nicht mehr? Da gibt es doch keine ungeschickten Photographen."

Sie lachte leise. „Da ist es noch schlimmer."

Er sah sie glücklich an. „Wie schön Sie sind, wenn Sie lachen!"

Sie tat, als hätte sie nichts gehört. „Der Kunstdozent hat mir einen Antrag gemacht."

Digitized by Google

„Sie scherzen."

„Keineswegs. Zwischen Greco und Grünewald."

„Und Sie?"

Er saß vornübergebeugt und sah sie an.

„Ich sagte ihm, er sei mir zu braunhaarig. Braunhaarige Menschen kann ich nicht vertragen. Sie erinnern so an Tornister und Pferdedecken."

„Das haben Sie ihm gesagt?" Hönken schlug in die Hände vor Lachen.

„Nein. Nur das erste."

Er sprang lachend auf und ging im Zimmer auf und ab. „Ich möchte das Gesicht des allwissenden Kunstdoktors gesehen haben, haha. Er ist von seiner Unwiderstehlichkeit so überzeugt, der Gute!"

Die kleine Uhr auf dem Kamin begann zu schlagen; die kleine goldene Kugel auf der ausgestreckten Hand des Herkules drehte sich einmal um sich selbst.

„Schon 5 Uhr", sagte er und verabschiedete sich. „Ich danke Ihnen, Lu."

„Wofür?"

„Sie haben mir wieder Hoffnung gegeben."

Lu Donon runzelte die Brauen. „Hoffnung? Ich?"

„Reden Sie nichts dawider", bat er ängstlich. „Ich muß mit diesem Eindruck gehen."

Nun war er draußen, und sie hörte ihn mit der Hausdame sprechen, und hörte Türen zuschlagen.

Sachte und vorsichtig wischte sie die Hand, die er beim Abschied gedrückt, mit einem Seidentüchlein.

Dann trat sie ans Fenster. Der Himmel war tintenschwarz. Jeden Augenblick mußte das Gewitter losgehen und der Regen niederbrechen. Wenn es nur käme, dachte sie. Wenn es nur käme . . .

Sie war ungerecht gewesen gegen Hönken. Der feine, liebenswürdige Plauderer, ihr treuester Seladon seit Kindheitstagen, hatte Besseres verdient. Sie war mit sich unzufrieden. Warum hatte sie ihn eigentlich so schlecht behandelt?

War es nur ihre Nervosität? Oder war wirklich dieser Herr Kramer schuld? Sie wußte doch nichts von ihm.

Draußen schlug der erste Blitz aus schwarzem Gewölk. Der Donner krachte als fiele die ganze Villenkolonie zusammen.

Lu ließ sich das Adreßbuch bringen und suchte unter „Kramer". Ach, es gab so schrecklich viele mit diesem Namen.

War es wohl auch anderswo möglich als in Berlin, daß man sich einem Menschen näherte, ohne daß man eigentlich wußte, wer er war

Digitized by Google

und was er war? Aber das war vielleicht die Romantik der Großstadt. Die einzige, die sie noch besaß, und die man ihr darum nicht nehmen sollte.

Lagen nicht Abenteuer darin und Rätsel? Es war wie in einem Märchen. Ein fremder Mann aus einem fremden Land mit einer fremden Sprache — — man verstand sich doch, und die Kinder fragten nicht, warum man sich verstand.

Sie wollte auch Kind sein. Oh, sie war es nie recht gewesen . . . Und wie sie über ihre einsame Kinderzeit nachdachte, rannen ihr Tränen über das Gesicht aus Mitleid mit sich selber.

Es ist nur gut, dachte sie, daß Hönken mich jetzt nicht weinen sieht, und es berührte sie seltsam, daß sie in diesem Augenblick an Hönken dachte und nicht an Kramer, der viel schöner war, und der so melancholische Augen hatte. . .

In ihrem Zimmer war es jetzt ganz dunkel. Der Regen goß sich in einem einzigen Strom hernieder. Die schwarze Katze strich noch immer um die Möbel, gesträubten Haars, leise mauzend.

*

Fräulein Zeppendorf, die Hausdame bei Donons, begrüßte Hönken im Flur. „Sieht man Sie endlich wieder einmal, Herr Doktor?"

Hönken wehrte ab. „Zum zweihundertsten Male muß ich Ihnen sagen, daß ich kein Doktor bin. Ich habe mich seinerzeit nicht getraut, ihn zu machen. Das wissen Sie ja."

Fräulein Zeppendorf lachte. „Sie sind in Ihrer pedantischen Stimmung."

„Ich bedauere lebhaft, den Doktortitel nicht zu haben. Wirklich. Er ist ein guter Henkel zum Anfassen: Man beschmutzt nicht den eigenen Namen, man schont ihn gewissermaßen."

„Welch drollige Idee."

„Es war sehr dumm von mir", fuhr Hönken fort. „Aber man kann nicht immer klug sein, nicht wahr?"

„Gewiß Herr Doktor."

Hönken machte ein ergebenes Gesicht; er gab den Kampf gegen den Doktortitel auf.

„Es freut mich, daß Sie so guter Laune sind."

„Ich bitte Sie, liebes Fräulein, habe ich nicht alle Ursache dazu?"

Beide blickten unwillkürlich nach der Türe von Lus Zimmer.

Fräulein Zeppendorf rang die Hände. „Daß Sie noch immer kommen mögen!"

Digitized by Google

„O bitte. Ich bin sehr gut behandelt worden. Nun muß ich aber gehen."

„Nein. Nun müssen Sie zu mir", sagte eine Stimme.

„Ah, der Herr Geheimrat!"

Geheimrat Donon steckte Hönken seine Hand entgegen. „Sie entrinnen mir nicht. Ich habe schon zu lange auf eine Schachpartie warten müssen."

Er rückte den Spieltisch im Herrenzimmer zurecht und holte Zigarren, während Hönken die Schachfiguren aufstellte.

„Waren Sie bei meiner Tochter?" fragte er nebenbei.

„Ja."

„War sie guter Laune?"

„Ziemlich."

„Sie sind ziemlich einsilbig — finden Sie nicht auch?" sagte er lächelnd. Sein Lächeln war berühmt im Parlament. Man sagte, es richte mehr aus, als hundert Gründe und alles Pathos des Parteikalenders. Wenigstens sagten es seine Parteifreunde . . .

„Es gibt Fragen," begann Hönken langsam, „auf die man besser nicht antwortet und auf die auch keine Antwort erwartet wird. So viel verstehe ich auch vom Parlamentarismus. Uebrigens sind Sie am Zug."

„Und es gibt Antworten, die keine Antworten sind. So. Den Bauer hätten wir."

„Die Sprache ist dazu da, die Begriffe zu ruinieren."

„Sehr gut. Sie sollten Ihre Aphorismen sammeln, lieber Hönken."

„Ich werde mich hüten. Die ungesungenen Lieder sind die schönsten, sagt der Skalde Jatgeir, und ungedruckte Gedanken sind die einzig menschenwürdigen."

„Mit solchen Gedanken werden Sie bei Frauen nicht viel Erfolg erzielen."

„Ich weiß wohl. Die Frau ist Realistin im Gegensatz zum wandelnden Idealismus Mann. Sie will Greifbares sehen, wenn sie glauben soll. Das ist sehr bezeichnend, daß es keinen weiblichen Don Quichotte gibt."

„Nun also, ziehen Sie die Konsequenzen. Gardez la dame!"

Hönken hörte verwundert auf die Worte des Geheimrats. So etwas war hier selten zu hören. Was man auch von seinen Aventiuren in der Welt erzählen mochte, zu Hause hatten ihm auch die Feinde eine fast puritanische Lebensauffassung nicht bestritten. Einem jungen Redakteur, der bei einer Gesellschaft hier seinem Damentoast einige boshafte Witzeleien über die Frau eingeflochten hatte, war er sofort über den Mund gefahren. Der Redakteur war sehr erstaunt gewesen;

Digitized by Google

denn nach den Eheerfahrungen des Geheimrats hätte er auf mehr Verständnis für seine Worte gerechnet.

Nach siebenjähriger Ehe mit einer jungen Adeligen hatte Herr Donon entdeckt, daß seine Frau ihn betrog. Mit einem armen Jugendfreunde, den sie als Mädchen schwärmerisch geliebt und den sie tränenden Auges verlassen, um die Ehe mit dem reichen Herrn Donon einzugehen, dem ihre Eltern so ziemlich alles schuldeten.

Herr Donon hatte nur fünf Minuten geschwankt — zwischen dem Skandal und dem Vertuschen. Was sollte er auch tun? Duellieren konnte er sich nicht: Wer jedes Jahr einmal eine Parlamentsrede gegen das Duell hält, kann solche Sachen nicht machen.

So zwang er seine Frau, sich auf die kleine ererbte Sandklitsche in Hinterpommern zurückzuziehen, wo sie, die Lebenslustige, langsam verdorrte, bis sie starb.

Lu wuchs einsam auf, vergöttert und verwöhnt vom Vater. Sie wurde ihm mehr und mehr ein kostbares Spielzeug, das ihn über den Aerger des Alltags tröstete. Sie wuchs heran, einsam, zerbrechlich, verwundbar, ohne Ahnung vom Leben — mitten in der Großstadt. Freundinnen hatte sie keine, da sie in keine Schule gekommen war, und die Damen, mit denen sie im offiziellen Verkehr zusammentraf, verabscheute sie.

Ihr Vater sagte von ihr: Sie genießt das Leben mit halbgeschlossenen Augen, aber nicht mit der Zärtlichkeit eines Schlemmers, sondern mit der Vorsicht eines, den Gelübde hindern. —

„Ich finde Fräulein Lu wohler als sonst", sagte Hönken nach langem Schweigen. „Auf alle Fälle ist sie lebhafter."

„Sie machen mich glücklich, Hönken. Und es schmerzt mich, daß ich Ihnen trotzdem Schach ansagen muß."

„Ich spiele nicht besonders heute."

„Sie spielen, wie es nur einem glücklichen Freier erlaubt ist."

„Oder einem abgewiesenen."

Der alte Donon sah ihn aufmerksam an. Hoffte Hönken immer noch? Dann konnte auch er noch hoffen. Seit Jahren hatte er bebende Angst empfunden bei dem Gedanken an Lus Heirat mit irgendeinem gleichgültigen Herrn der Gesellschaft. Und war Lu nicht unberechenbar und voll rücksichtsloser Laune, so kindlich sie oft sein konnte? „Ich habe oft Angst um Lu", sagte er, unvermittelt an seine Gedanken anknüpfend.

„Sie ist so einsam hier. Sie sollten sie einmal reisen lassen."

„Wohin?"

„Vielleicht an die See. Nein, da würde sie melancholisch werden. Und im Gebirge stößt eine Dame, die nicht kraxeln kann, immer auf

Digitized by Google

das fürchterliche Volk der Touriſten. Wie wäre es mit Spanien oder mit dem Orient?"

„Allein?"

„Nein, mit Ihnen."

„Sehen Sie wohl? Da liegt die Fußangel. Ich kann nicht fort. Die Partei, die Gegner — alles will mich. Die einen zur Arbeit, die andern zum Prügeln. Ach, es iſt nicht leicht, ein Vater zu ſein. . . Matt!"

„Ja, matt." Hönken ſchob das Spiel beiſeite. „Ich glaube, das Gewitter ſteckt mir in den Gliedern wie dem ſchwarzen Katzenvieh drüben. Ich bin dann immer unbrauchbar."

Donon wollte es nicht gelten laſſen. „Was machen wir dann, nun, wo ich Sie endlich einmal da habe?"

„Man ſollte in ein Theater gehen und etwas für ſeine Bildung tun", ſchlug Hönken vor.

„Auf fünfbeinigen Jamben hüpfen? Nein, da leſe ich lieber das parlamentariſche Jahrbuch."

„Es gibt noch etwas Drittes. Irgendeine leichte Plauderkoſt."

Lu kam ins Zimmer. Sie ſchob einen Puff neben den Seſſel ihres Vaters und ſetzte ſich. Gerührt ſtrich er über ihr Haar. „Hätteſt du Luſt zu einem Theaterbeſuch?"

„Warum nicht? Es lenkt einen doch etwas ab."

„Wovon, mein Mädchen?"

„Vom Gewitter, mein Herr Vater!"

„Alſo gehen wir dann in das Stück, von dem der Aſſeſſor neulich ſprach, das für den Extrakt der Bildung. Wo war es?"

„Im Reſidenztheater, glaube ich."

Hönken ging ans Telephon, um eine Loge zu beſtellen.

„Ich bin ſo froh, wenn du einmal einen Wunſch haſt", ſagte Donon mit der Zärtlichkeit eines Liebhabers. Sie küßte ſeine Hand. Er entzog ſie ihr aber ſchnell.

Hönken kam zurück. „Alſo auf zum Alexanderplatz! Es iſt die höchſte Zeit. Die Elenden wollen nicht mit dem Beginn warten, bis wir kommen. Ich habe mich genau erkundigt. Wenigſtens hat der Regen uns zu Ehren aufgehört."

Draußen knatterte bereits das Auto.

*

Jetzt, gegen Ende des Monats, ließ der Beſuch der Lokale nach. Auch das Alexanderreſtaurant machte keine Ausnahme von dieſer Regel: Die meiſten Beſucher waren auf ihr Monatsgehalt angewieſen.

Digitized by Google

Der Wirt lief händeringend in die Küche. „Unser Rumpsteak bleibt uns nun liegen, bis es Hugo kriegt."

„Dann geben wir's als Wildbret", entschied die Köchin.

Herr Neddebohm war schon wieder draußen und instruierte die Kellner. Sie riefen nun am Büfett von Zeit zu Zeit laut, daß es durch das Lokal hallte: „Ein Rumpsteak, ein Rumpsteak!" Die Gäste glaubten dann an die vielen Bestellungen und waren froh, des Nachdenkens enthoben zu sein. Sie bestellten gedankenlos ebenfalls Rumpsteak. So verminderte sich der Vorrat etwas.

Der Oberlehrer rief Karl zu sich und befahl ihm, die Vase mit den künstlichen Blumen möglichst weit aus dem Bereich seiner Augen zu entfernen.

Karl befolgte es schweigend.

Der Oberlehrer rief ihn wieder heran. „Wissen Sie, warum ich das tat, junger Mann?"

Er hielt Karl an einem Knopf seines Fracks fest. Wahrscheinlich war es eine alte Schulgewohnheit. Er sah auch Karl scharf und ärgerlich prüfend an, wie einen Schüler, den er auf einer Unwissenheit ertappt.

Karl bestand die Prüfung schlecht. „Vielleicht brauchen Herr Oberlehrer mehr Platz?"

„Falsch. Ganz falsch. Ich ordnete es aus zwei Gründen an. Erstens: Weil Stoffblumen lästige Staubfänger sind. Zweitens: Weil es unlogisch ist, in Zeiten, wo es draußen frische Blumen gibt, gemachte hinzustellen. Compris?"

Karl wollte erwidern, daß die Stoffblumen dagegen den Vorzug hätten, haltbarer zu sein, und daß dies der Grund für Herrn Neddebohm gewesen sei, sie anzuschaffen. Aber er kam nicht dazu.

Vor dem Alexanderrestaurant hörte man einen Knall wie von einem Gewehrschuß.

Ein junger Mann kam und verkündete wichtig, daß ein Auto eine Panne habe, gerade an der Ecke. „Machen Sie Platz, Herr Neddebohm! Es gibt vornehme Gäste."

Alles sah nach der Tür, durch die drei Personen hereintraten. Ein älterer und ein jüngerer Herr und eine junge Dame. Alle waren distinguiert gekleidet und schienen auf diesem Boden ungewohnt. Sie sahen sich etwas befremdet um: das Innere des Lokals entsprach wohl zu wenig der leuchtenden Außenseite.

Aber Herr Neddebohm wäre ein schlechter Wirt gewesen, wenn er die Gäste hätte entwischen lassen. Er lief hinzu wie eine Spinne auf ihr zappelndes Opfer.

„Hier, meine Herrschaften. Eine stille, gemütliche Ecke. Ganz

Digitized by Google

ungeniert. Wenn Herr Baron hier ablegen wollen. Bitte, Herr Doktor. Die gnädige Frau wird sicher zufrieden sein. Die besten Weine — — darf ich die Speisekarte bringen? Karl, helfen Sie doch!"

Aber Karl half nicht. Er riß sich aus den Händen des Oberlehrers los und ging hinaus.

Inzwischen hatte Herr Neddebohm und Otto den neuen Besuchern aus den Sachen geholfen. „Fatale Sache, so eine Panne", sagte Herr Neddebohm. „Es ist mir sehr peinlich, daß es gerade hier geschah."

„Aber Sie können ja wirklich nichts dafür", sagte Donon belustigt und griff nach der Weinkarte.

„Es gibt Gäule, die vor bestimmten Wirtshäusern nicht weiterzubringen sind", warf Hönken ein. „Das Auto scheint auf das Alexanderrestaurant geeicht zu sein. Sicher ist da eine verzwickte Seelenwanderung im Spiel."

Nun lachte auch Lu Donon.

Herr Neddebohm rieb sich strahlend die Hände. „Die Herrschaften werden zufrieden sein. Meine Weine —"

Donon bestellte einen Rheinwein. „Egal welchen."

Herr Neddebohm raste zum Büfett zurück. Das Büfettfräulein fuhr erschreckt aus ihrem Halbschlaf auf. „Wein??"

Das war hier eine Seltenheit. Ueber einen Grog im Winter oder ein Schorle-Morle im Sommer kam man hier selten hinaus. „Rheinwein" gab das Büfettfräulein laut weiter.

In den hinteren Räumen entstand erhebliche Unruhe. Herr Neddebohm lief in das Wohnzimmer, wo in einer leeren Zigarrenkiste die Etiketts liegen mußten. Er schrie seine Frau an, die sich gerade eine andere Bluse anzog und die Knöpfe nicht zubekam. Sie riß die Tür vom Kleiderschrank auf. Da oben im Regal mußten sie sein.

„Suchen!" Inzwischen raste er die Treppe hinunter und holte eine Weinflasche herauf. Abscheulich — nicht das kleinste Spinnweb war darauf, und er hatte sie doch in den schmutzigsten Winkel gestellt. Und hier war auch keins aufzutreiben. Das kam von dieser verdammten Reinemacherei, die ein Sündengeld kostete und nun den Preis drückte. Er mußte nun notgedrungen ein Etikett mit neuem, billigerem Jahrgang nehmen. Suchend irrte sein Auge in den Zimmerecken umher. Nein, es gab keine. Er berechnete, daß ihm dies fehlende Spinnweb auf mindestens 2 Mark zu stehen kam, und er fluchte ausgiebig und unzweideutig.

Und die Etikette — — wo waren die gottverdammten Etikette geblieben? Er konnte doch unmöglich die nackte Flasche hinstellen? Endlich entdeckte man die Schachtel oben auf dem Schrank. Im Eifer des Suchens wäre Frau Neddebohm fast vom Stuhl gefallen.

Digitized by Google

Ein neues Kopfzerbrechen hub an: Welches Etikett sollte man nehmen? „Johannisberger Auslese" — „Deidesheimer" — „Rüdesheimer" — „Aßmannshäuser" — Quatsch, der war rot. So viel wußte Herr Neddebohm noch von seiner Lehrzeit in der Weinstube an der Poppelsdorfer Allee in Bonn.

Kurzentschlossen pappte er den Johannisberger darauf. Das Etikett saß etwas schief. Er versuchte es noch einmal anständig zurechtzurücken. Es ging nicht. Fast wäre die eine Ecke, die nicht ganz fest saß, abgerissen.

Herr Neddebohm brachte die Flasche zum Büfett und nahm sich vor, Karl einzuschärfen, die Flasche vor den Augen der Gäste gehörig mit der Serviette von dem Altersstaub zu reinigen, der nicht drauf war. Aber Karl war nirgends zu sehen. Wo zum Teufel steckte der Unglücksmensch?

Am Ende war es auch sicherer, die wichtige Manipulation selber zu besorgen.

Vor dem kleinen, schmalen Spiegel, den sonst nur das Büfettfräulein benutzte, rückte er noch einmal Schlips und Bart zurecht und begab sich mit trippelnden Schritten, rot vor Eifer und Aufregung, zu dem Tisch der feinen Herrschaften. Er verbeugte sich, als versuche er, mit seiner dicken Nase die Stiefelspitzen zu berühren, und sagte: „Das Beste, meine Herrschaften. Das Beste aus dem Keller!"

Der Geheimrat nickte. Lu sah ihn gar nicht an. Hönken verbarg sein Gesicht hinter der Speisekarte.

Der Wirt putzte noch einmal die Flasche mit einer Energie, die zum Abkratzen von Eisenteilen an Schiffswänden genügt hätte, und goß ein. Ganz kommentmäßig: erst dem alten Herrn etwas ins Glas, dann dem Fräulein oder der jungen Gemahlin des Herrn usw.

Der Geheimrat hielt das Glas gegen das Licht.

„Ein gutes Weinchen", log Herr Neddebohm. „Ein süffiges Weinchen. Er ist sehr beliebt bei mir." So hatte er ihnen gleich unter die Nase gerieben, daß sie nicht die einzigen Weintrinker im Alexanderrestaurant waren.

Die beiden Herren tranken einen kleinen Schluck. Dann sahen sie sich an und lächelten. „Nur Mut", sagte der Geheimrat.

„Ich bin feige", antwortete Hönken und bestellte sich ein Selterwasser.

Herr Neddebohm raste zurück. „Karl, wo stecken Sie denn, zum Donnerwetter?"

Karl stand im Flur neben der Küchentür. Er strich sich fortwährend über die Stirn. Sein Gesicht war blaß.

„Die Gäste warten."

Digitized by Google

„Ich fühle mich nicht wohl", murmelte Karl.

„Ach was, ein Kellner und sich nicht wohl fühlen, wenn das Geschäft blüht!"

„Ich gehe gleich."

„Solche Gäste darf man nicht warten lassen: bestellen Rheinwein und fragen nicht nach dem Preis!" Und er war schon wieder im Lokal.

Karl strich sich noch immer mechanisch über die Stirn . . . hin und her . . . hin und her. Er begriff noch nichts.

Es war doch unmöglich, daß sie und die Ihrigen hier waren, um sich und sie nun von ihm bedienen zu lassen. Er wußte ja selber, wie weit sie über ihm stand — war es nötig, daß das Schicksal ihn das so fühlen ließ? Er fühlte sich elend.

Otto kam und brachte eine Beschwerde in der Küche an. Als er herauskam, stieß er auf Karl: „Was machst du hier, Kollege? Stellst du der Köchin nach?" Plötzlich sah er ihn genauer an. „Du bist krank, Kollege. Deine Augen sehen fiebrig aus." Seit einigen Tagen standen sie besser miteinander.

„Ja," sagte Karl, „aber es wird schon wieder gehen." Er gab sich einen Ruck. „Es muß wieder gehen." Er deutete auf die Tür des Restaurants. „Er sagte auch: ein Kellner darf nicht krank sein."

Otto lachte böse und befriedigt. „Ein Kellner darf nicht krank sein . . . ein Kellner darf kein Mensch sein . . . ein Kellner darf eine Maschine sein . . . he?"

„Warst du beim Agenten?" unterbrach ihn Karl. „Gibt es jetzt Stellungen?" Eine leise Hoffnung stieg in ihm auf.

„Es gibt jetzt keine Auswahl in Stellungen", sagte Otto. „Alles besetzt. Höchstens als Aushilfe in der Hasenheide, als Terrassenkellner."

Es gab jetzt keine Stellungen — Karls Hoffung versank wieder.

„Ja, dann müssen wir aushalten, Kollege." Aber ehe er wegging, hielt er plötzlich Otto am Arm fest: „Willst du mir nicht einen Gefallen tun?"

„Nun?"

„Uebernimm den Tisch in meinem Revier, wo die Weintrinker sitzen."

„Den? Aber Kollege, ich werde dir doch nicht den Verdienst wegnehmen."

„Tue es mir zu Gefallen!"

„Also gut." Otto sah ihn kopfschüttelnd an, sagte aber nichts weiter.

Karl fühlte sich erleichtert. Er folgte Otto ins Restaurant.

Aber der Wirt kam gleich auf ihn zugelaufen. „Warum geben Sie Tische von Ihrem Revier ab? Verdienen Sie zuviel? Sind Sie verdreht? Sie servieren dort, wo es Ihnen zukommt." Er wollte nicht,

Digitized by Google

daß der alte Otto bei den vornehmen Herrschaften bediene. Karl war sein elegantester Kellner, der am besten repräsentierte.

„Nein," sagte Karl, „es ist unmöglich. Der Kollege vertritt mich. Machen Sie, was Sie wollen."

Der Wirt hörte nur halb zu. „Haben Sie eine Ahnung, wer die Herrschaften sind?"

„Gewiß," sagte Karl prompt, „der alte Herr ist der Geheimrat Donon, der Abgeordnete."

Dem Wirt blieb der Mund vor Staunen offen stehen. „Der Abgeordnete! Natürlich! Sein Bild hatte ja schon ein paarmal im Blatt gestanden."

Er ging von Tisch zu Tisch, stieß die Herren leicht vertraulich an und flüsterte, diskret zu dem Tisch hinüberdeutend: „Der bekannte Abgeordnete Donon. Vielleicht interessiert es Sie?"

Es interessierte alle. Man war dankbar für jede Unterhaltung.

Der Oberlehrer, der energisch an einem Rumpsteak kaute, sagte mitten im Kauen: „Es ist beinahe eine historische Persönlichkeit. Bedenken Sie: einer der Letzten, die noch mit Bismarck ein Rededuell gehabt haben . . . Uebrigens könnte Ihr Rumpsteak weicher sein."

Der Wirt ging weiter von Tisch zu Tisch. Das mit Bismarck mußten sie doch alle wissen. Einige verstanden es nur halb: Mit Bismarck habe er sich duelliert? Potztausend, das sehe man dem mageren Kunden gar nicht an, aber bravo, bravo. Der Wirt widersprach nicht. Die Sache wurde dadurch nur noch interessanter. Morgen würde es in Dutzenden Kontors heißen: Im Alexanderrestaurant verkehrt der Abgeordnete Donon, Sie wissen, der dem Bismarck beim Duell eklig eins über den Dickkopf gegeben hat — Sie sollten auch mal hinkommen — man sitzt dort sehr nett — —

Herr Neddebohm sah voraus, daß dieser Besuch die Anziehungskraft seines „Etablissements", wie er sein Lokal gern nannte, wesentlich erhöhen würde. Er konnte daraufhin die Flasche Johannisberger eine Mark billiger lassen. Das brachte sich schon wieder ein. Man konnte nie wissen: vielleicht kamen die Herrschaften öfters. Auch seine Herrschaften sparten gern. Und gerade diese.

Der Wirt war auf seinem Rundgang durch das Lokal wieder bei dem Geheimrat angelangt.

„Es ist mir eine große Ehre, den berühmten Abgeordneten bei mir begrüßen dürfen zu können . . . können zu dürfen", verbesserte er sich.

„Kennen Sie mich denn?" Der alte Herr blickte ihn lustig zwinkernd an.

„Aber wer sollte einen so berühmten Mann nicht kennen?"

Der alte Herr wehrte bescheiden ab. Aber es tat ihm doch wohl.

Digitized by Google

daß seine Popularität sich nicht auf seinen Wahlkreis beschränkte, sondern sich auch auf Berlin erstreckte, wo man sonst nur die Herren von der Sozialdemokratie kannte. Es kitzelte ein wenig seine Eitelkeit, und in dem Bestreben, dem Ueberbringer der guten Nachricht auch seinerseits eine Freundlichkeit zu erweisen, sagte er, das Glas erhebend: „Ein nettes Weinchen und eine adrette Bedienung hat man bei Ihnen. Daran könnte sich manches Protzenrestaurant ein Beispiel nehmen."

„Es freut mich . . . Es freut mich . . ." Herr Neddebohm ging händereibend fort und beunruhigte das Küchenpersonal: das Essen mußte beschleunigt werden; alle andern konnten warten, zum Teufel, wenn der Abgeordnete Donon — — Den Preis des Weins veranschlagte er jetzt übrigens doch wieder um eine Mark höher. Am Ende war es wirklich ein guter Wein . . .

Hönken sprach über deutsche und französische Dramendichtung und über die Einnahmen dieser Gallier an deutschen Bühnen.

In Donon erwachte der Parlamentarier: „Man sollte diese Importen doch besteuern, um der nationalen Arbeit zu Hilfe zu kommen. Ich bin zwar sonst gegen Schutzzölle, aber bei einem so wichtigen Artikel, der für die geistige Gesundheitspflege so wichtig ist —"

Hönken winkte ab: „Das Volk kommt nicht ins Residenztheater, und an den Besuchern ist nicht viel zu verderben."

„Danke für das Kompliment. Was sagst du dazu, Lu?"

„Er hat recht. Uebrigens bin ich müde."

Ihr Vater rief den Kellner herbei und zahlte. Die Herrschaften erhoben sich.

Herr Neddebohm trat diensteifrig zu dem alten Herrn, der ein paar leutselige Worte sprach — etwas von oben herab, mit genau distanzierter Jovialität. Man war doch hier schließlich nicht im Wahllokal. Hönken lächelte vergnügt zu Lu herüber.

Donon fragte Lu, ob sie fertig sei. Sie nickte.

Irgendwer riß die Türe auf. Die Gäste gingen hinaus.

Es ging ein kleiner Ruck durch die Anwesenden. Alle blickten interessiert von den Zeitungen und ihren Tellern auf. Einige, darunter der Oberlehrer, erhoben sich und grüßten. Der alte Donon lüftete leicht den Zylinder.

Karl saß in dem dunkeln Nebenzimmer, das nur für kleine Vereine und Gesellschaften geöffnet wurde. Den Fenstervorhang hatte er aufgemacht.

Hier wartete er, bis Donons das Lokal verließen. Er sah sie auf den hellerleuchteten Platz treten, während er selber im Dunkeln blieb. Und dies schien ihm für Augenblicke wie ein Symbol.

Digitized by Google

Als der nächste Mittwoch kam, blieb Karl zu Hause. Er wagte nicht auszugehen. Er fürchtete, daß er dann doch nach Westend hinaus müsse.

Er lag den ganzen Nachmittag in seinem Zimmer und versuchte zu lesen. Er hatte sich Bücher gekauft, deren Titel er aus den Gesprächen bei Donon sich gemerkt hatte. Aber er las langsam und schwer. Die verfluchten Schulmängel ließen sich nicht mehr gutmachen.

Er preßte die Finger in die Ohren, um die Nebengeräusche aus dem Hause fernzuhalten. Umsonst, es sauste und brauste im Kopf. Die Buchstaben tanzten ihm vor den Augen. Und wenn er sie zur Ordnung gerufen hatte, schob sich Lus Bild dazwischen und machte alles wieder zunichte. Er warf die Bücher fort und preßte die Hände vor das Gesicht.

Wahrheit — Wahrheit — er sehnte sich nach Wahrheit.

Und in einer plötzlichen Aufwallung sprang er auf und zog Briefpapier hervor und begann an Lu Donon zu schreiben. Er wollte von seinem eigenen bescheidenen Leben reden . . . von seiner einfachen Mutter . . . von allem Guten und Schönen, an dem er hing . . . Und daß sein Betrug nur um ihretwillen geschehen . . . nur um ihretwillen . . . und daß sie ihm deswegen verzeihen müsse . . . und sie solle ihm die Hand geben, daß er hinaufkönne . . . hinauf . . . denn er müsse hinauf . . . Sie ahnte ja nicht, wie entsetzlich schwer es war, und hatte wohl nie darüber nachgedacht, daß es unrecht war, daß es so schwer war.

Von dem allen wollte er schreiben. Und auch, daß er arbeiten wolle für sie . . . und daß er Geld verdienen wolle . . . Geld . . . Geld . . . Geld . . . Sie solle nur warten. Und daß sie sich seiner armen Herkunft nicht schämen solle. Hatten doch Prinzen arme Schauspielerinnen geheiratet . . . und daß sie ja wo anders hinziehen könnten . . . und er bitte um ein Lebenszeichen, um ein kleines Lebenszeichen, das ihm zeige, daß sie ihm verzeihe . . . sonst wage er nicht . . .

Ja, dies alles wollte er schreiben und noch tausenderlei anderes. Aber als er eine Seite vollendet hatte, zerriß er den Bogen. Alles war hölzern und ungeschickt und wie von einem Schuljungen. Wie demütigend war die Erkenntnis, daß er nicht schreiben konnte, was er fühlte.

Und dies schlechte Papier und dies Format — nein, alles war unmöglich.

Schreiben war auch ein feiger Ausweg. Wenn er nicht den Mut hatte, es zu sagen, mußte er schweigen und fortgehen von hier ohne Abschied. Ueberall konnte man einen, wie er war, gebrauchen. Die Welt war groß.

Digitized by Google

Aber er blieb weiter, Tag für Tag. Er bediente weiter im Alexanderrestaurant, Tag für Tag. . . .

Bis der Mittwoch wiederkam und er eine Stunde früher als sonst das Gitter zum Vorgarten des Dononschen Hauses öffnete.

Seine Schritte zögerten, hielten inne und hasteten, um sich dann wieder mühsam weiterzuschleppen. Dieser Garten mit den vielen fremden Blumen erschreckte ihn. Er war so schweigsam und geheimnisvoll. Fast wäre er mittendrin umgekehrt.

Und gar dies Haus, dessen Tür so verdächtig offenstand und das ihn aufnahm nicht wie einen Gast, eher wie einen, der sich endlich in die Höhle des Löwen verlaufen hat. Jeden Augenblick glaubte er, Herrn Donon auftauchen zu sehen, und er war auf höhnisch forschende Worte gefaßt. Wie sollte er ihm begegnen? Wie, wenn Herr Hönken an diesem Mittwoch käme?

Aber es begegnete ihm niemand. Nur das alte Fräulein begrüßte ihn und führte ihn durch den Korridor an einem alten Danziger Schrank vorüber zu den Zimmern Lus.

Lu begrüßte ihn etwas befangen. Sie sprach leise ein paar gleichgültige Worte und führte ihn vor die Bilder ihres Ateliers, das durch einen großen brokatenen Vorhang von dem Zimmer getrennt war.

Verwundert blickte Karl auf die Bilder an den Wänden. Nie meinte er solche Bilder gesehen zu haben. Vor der kranken, blassen Sibylle Rossettis blieb er stehen. „Wer ist das?" fragte er.

„Gefällt sie Ihnen? Sie ist eine Verwandte von mir."

Karl nickte ernst. Er hatte ihr Lächeln nicht bemerkt. Dies Gesicht schien ihm gerade so rätselhaft wie Lu.

„Ja, alles dies sind Verwandte", sagte sie, auf die japanischen Holzschnitte und die Kopien der Präraffaeliten deutend.

Plötzlich blieb sie stehen und rief: „So bleiben Sie, bitte. Ich möchte versuchen, Sie zu zeichnen."

Sie stand an der Staffelei und arbeitete eine Viertelstunde. Bis sie den Kohlenstift wegwarf. „Heute glückt es nicht." Und sie verdeckte die Zeichnung. „Ich habe eine Reihe Porträte gezeichnet und gemalt. Aber die meisten habe ich wieder zusammengeschnitten — in dem Augenblicke, als die Besteller sie abholen wollten. Nun ja, des Geldes wegen brauchte ich sie ja nicht abzuliefern: Sie hatten ihren Zweck erfüllt, als sie gemalt waren, wie die meisten Menschen ihren Zweck mit der Geburt erfüllt haben."

Wieder betrachtete Karl die fremden, bizarren japanischen Gestalten. Diese Männer mit den schrecklich verzerrten Gesichtern und wundervoll farbigen Gewändern — diese schmalstirnigen Frauen mit den riesigen Kämmen im schwarzen, strähnigen Haar. Diese buckligen

Digitized by Google

Tiere und blutrünstigen Krieger — diese verkrüppelten Kiefern und golddurchwirkten Landschaften, über die fremde, wilde Vögel glitten. . . Und dazwischen die müden Gestalten Rossettis und Burne Jones, todtraurig und keusch.

Er schwieg noch immer, befremdet und beklommen. Das war eine ferne Welt. Und in ihr fühlte sich Lu wohl? Er spürte wieder einen Abgrund sich auftun, über den man nie hinwegkommen konnte . . . auch auf der erträumten goldenen Brücke nicht. . . .

„Es ist ein Genuß, Ihnen diese Dinge zu zeigen", sagte Lu nach einer Pause. „Sie plagen einen nicht mit Geistreicheleien, die aus einer Broschüre angelesen sind. Es ist schön, zwischen diesen bizarren, vornehmen Dingen still zu wandern, nicht wahr?"

„Es ist wunderschön", sagte Karl und sah sie an.

Einen Augenblick hielt sie seinen Blick aus, dann sah sie beiseite, und Karl merkte, daß eine Röte über ihre Wangen huschte. Er zitterte und ging einen Schritt auf sie zu.

„Neulich hätten Sie mich wieder retten können", lenkte sie ab. „Wir hatten am Alexanderplatz eine Panne."

Aus Karls Gesicht wich alles Blut. „Am Alexanderplatz?"

„Es ging gut ab", beruhigte sie und schob ein Buch zurecht, das auf dem Tische lag. „Es ist viel Schönes darin", sagte sie.

Karl schlug das Buch auf. Es waren Gedichte. Seit seiner Schulzeit hatte er keine Gedichte mehr gelesen, außer denen, die auf der Rückseite des Kalenders standen. Die alte Unbeholfenheit kam wieder über ihn. Er wußte nicht, was er über diese Gedichte sagen sollte, und wie das, was er sagen mochte, auszudrücken war. Es klang alles so furchtbar einfach, was er sagte. Unruhig blätterte er in dem Buch.

Sie sah ihn stumm an. Sie merkte nichts von seiner Unsicherheit. Vielleicht hielt sie sein Schweigen für Ergriffenheit oder Vorsicht bei der Auswahl.

Karl stieß auf ein Gedicht, das ihm gefiel. Darin kam ein Vers vor von einem Herzen, das an der Geliebten hängt „wie die rote Blüte am Mandelstrauch".

„. . . und wenn das Leben dich schüttelt, erbeb' ich auch", las Karl halblaut.

So liebte er sie. So etwa müßte er es ihr sagen. Das Bild vom Alexanderrestaurant, das sie beschworen, hinderte ihn daran. Er war wieder der arme Kellner, der sich vor der feinen Dame genierte.

Sie schien den Vers gehört zu haben und griff nervös zu einem Perlmutterkästchen, das allerlei kostbaren Krimskrams enthielt: Busennadeln, Broschen, ein kleines silbernes Stilett. Sie zog einen Ring

Digitized by Google

hervor. Er war kostbar und breit und trug eine gewundene Libelle eingraviert, das Wappentier der Donons.

„Ist es ein Erbstück?" fragte Karl.

„Ja. Mein Ahnherr soll ihn in der Bartholomäusnacht getragen haben." Karl wußte nichts von dieser Nacht.

Gedankenlos schob er den Ring auf den Finger. Er saß wie angepaßt und wollte gar nicht abgehen.

„Behalten Sie ihn", bat sie. „Ich darf meinen Retter doch wohl mit diesem Ring belohnen?"

Karl erschrak. Der Umschwung war zu groß. Eben noch schien sie ihm in unerreichbarer Ferne, und nun war er ihr so nah, daß sie ihm den Ring gab . . . den Ring . . .

„Mein Retter wird ihn doch nicht ablehnen?" fragte sie lächelnd, als er den Ring nach heftiger Bemühung abgestreift hatte.

„Ich wage es nicht", sagte er.

„Ich kann ihn doch nicht tragen. Er ist mir viel zu groß. Gefällt er Ihnen eigentlich?"

„Er ist eigentümlich, wie alles hier, wie — wie Ihr Name." Er hatte sagen wollen: „Wie Sie".

Lu lachte. „Ich liebe meinen Namen auch nicht. Wenn ich könnte, würde ich mir einen anderen Namen beilegen. Einen aus der Mythologie. Etwa Dejanira".

„Dejanira?" wiederholte Karl. Nie hatte er so etwas gehört.

„Jetzt komme ich Ihnen recht backfischmäßig vor, wie?"

„Aber nein!"

„Ich habe es immer abscheulich gefunden, daß man sich Namen gefallen lassen muß, die andere ausgesucht haben."

„Man kann die Kinder doch nicht numerieren?" fragte Karl lachend.

„Ich wäre dafür. Später könnten sie sich ja selber einen Namen suchen, der ihnen gefällt und der zu ihnen paßt. Hätten Sie sich nicht auch einen anderen Vornamen ausgesucht?"

„Ich weiß nicht. Darüber habe ich noch gar nicht nachgedacht."

„Das ist fein, daß Sie sich so wenig mit Ihrer eigenen Person abgeben. Unsere jungen Leute kennen sonst überhaupt nichts anderes. Nun aber werde ich für Sie denken. Was sagen Sie zu Amadeus?"

„Amadeus?" sagte er, „das klingt so . . römisch." Er sagte es aufs Geratewohl.

„Nicht wahr, es klingt römisch? Und das paßt gut zu Ihnen. Römisch mit einem Stich ins Barock, so klingt der Name."

Karl wurde immer verwirrter. „Ja, ja," sagte er, „gerade so."

Sie sprach, in die Wipfel der Bäume blickend, die ans Fenster

Digitized by Google

schlugen: „Amadeus klingt wie Cembalomusik in einem verschnörkelten Boudoir, wo Stühle mit gewundenen Beinen sich recken und goldene Tabatieren in winzigen flurlen Glasschränkchen stehen. Nein, es klingt wie bunte Seide, die leicht knistert, und wie eine Flötenmelodie aus „Il re pastore" und auch wie Lachen von Turteltauben, die an rotseidenen Bändchen gehalten werden. Nein, das ist es alles nicht: Amadeus klingt wie eine Melodie des größten, der den Namen trug. Ich meine eine ganz bestimmte Melodie — eine ganz bestimmte Melodie — —. Ach, das ist ja alles nur Spielerei". Sie errötete, als sie das sagte. Und dies Erröten gab ihr wieder etwas Kindliches, das entzückte und sie seltsam verschönte.

Karl sah abwechselnd auf ihr Gesicht und das kleine Stilett, das sie in der Hand trug. Er dachte: Wenn mich meine Gäste im Alexanderrestaurant Amadeus rufen müßten! Er lächelte.

Lu sah dies Lächeln. „Sehen Sie, nun lachen Sie mich aus".

„Nein, nein. Mir ist wirklich nicht danach zumute. Nun muß ich aber wohl hinübergehen zu den anderen."

„Ja. Nun müssen Sie wohl. Ich komme bald nach."

Und als Karl hinüberging zu den Zimmern des Geheimrats, fiel ihm ein, daß er gar nicht gedankt hatte.

Vor der Türe steckte er den Ring in die Tasche. Er hatte das Gefühl, daß er alle Blicke sofort auf sich ziehen müsse. Und dann war es so herrlich, ein Geheimnis mit ihr zusammen zu haben . . .

*

Drinnen wurde ausnahmsweise nicht politisiert.

Der Justizrat hatte einen interessanten Fall in seiner Praxis. In einer pommerschen Stadt war der Bürgermeister entlarvt worden. Es war kein richtiger Bürgermeister. Ein kecker Abenteurer, hatte er sich durch einen Zufall in die höhere Sphäre geschwungen, bis ihn ein Zufall wieder entthronte. Alle Perücken erschauerten: Ohne jedes Examen, ohne die beamtliche Stufenleiter emporzusteigen, ohne jede Jurisprudenz hatte dieser Mensch den Bürgermeisterposten errungen und jahrelang zur allgemeinen Zufriedenheit ausgeübt. Beides war gleich kompromittierend.

Nun warf sich das Gesetz auf ihn, beutegierig und blutlüstern. Er mußte zermalmt werden. „Amtsanmaßung, Betrug, Urkundenfälschung, Führung eines falschen Namens —".

„Auch der Name war falsch?" fragte Karl interessiert.

„Ja, auch der Name war falsch. Und auf diesen Namen und

Digitized by Google

seinen Titel hin hatte er in eine Honoratiorenfamilie hineingeheiratet und hat jahrelang ein glückliches Familienleben geführt."

Lu Donon war eingetreten und hatte wohl alles mit angehört. „Und die Frau?" fragte sie.

„Ja, das ist das sonderbare. Die Frau verläßt ihn nicht, obwohl es ihre Familie wünscht. Sie bleibt bei ihm und hat mich mit seiner Verteidigung beauftragt."

Alle fragten nach Einzelheiten.

In einem ruhigen Augenblick trat Karl zu Lu herüber. „Was würden Sie an Stelle dieser Frau tun?" Er hatte die ganze Zeit nur an diese Frage gedacht. Sie war das einzige, was ihn hier interessierte. Und nun tat er diese Frage in dem Bewußtsein, daß die Antwort ein Verdikt über ihn selber war.

„Ich kann mich da nicht hineindenken", sagte Lu.

„Würden Sie —" begann Karl wieder, und er wollte fragen: „Würden sie ihm verzeihen?" Aber Lu wandte sich an Justizrat Clemens und fragte ihn nach dem Aussehen des falschen Bürgermeisters.

Donon sagte: „Das gibt jetzt eine bildschöne Interpellation: Ist der Herr Minister des Innern überzeugt, daß man als gescheiter Deutscher alles auch ohne Examen erreichen kann, und was gedenkt er dagegen zu tun?"

Alles lachte. Und Karl war im Grunde dankbar über die Unterbrechung.

Lu ging fort. Als sie an seinem Stuhl vorbeikam, blieb sie stehen, und er sprang sofort auf.

„Auf Wiedersehen", sagte sie.

„Auf Wiedersehen!" sagte auch er überglücklich, und er küßte ihre Hand. Nun war alles wieder gut. Alles.

*

Herr Neddebohm war unzufrieden mit Karl. „Sie sind mir zu viel weg vom Lokal", sagte er.

„Nur in der Zeit, wo nichts zu tun ist."

„Nichts zu tun — nichts zu tun? In einem Etablissement von diesem Umfang ist immer was zu tun, wenn man will. Wenn Sie erst selbständig sind, können Sie machen, was Sie wollen. Aber dazu gehört Geld. Und das müssen Sie hier erst verdienen."

Wünschen Sie sonst noch etwas?" fragte Karl höflich und ernst.

Der Wirt stopfte beide Hände in die Taschen vor Wut. Es war das Zeichen seiner höchsten Erregung.

Digitized by Google

„Heute nachmittag bin ich übrigens da", fuhr Karl fort.

„Wirklich?" Der Wirt wurde vor Wut freundlich. „Erweist mir der Herr die Ehre, da zu sein? Ich weiß gar nicht, wie ich mich dafür bedanken soll."

„Keine Ursache", sagte Karl kühl. „Es ist nur, weil sonst niemand da wäre."

Herr Neddebohm ging zum Büfett, nahe daran, vor Wut zu platzen. Er brauchte diesen dreisten Menschen leider zu sehr.

Aber er konnte darauf nicht still sein. Er fuhr auf Karl los, als ob er über ihn herfallen wollte, blieb aber einen Schritt vor ihm stehen. „Zu meiner Zeit," keuchte er, „zu meiner Zeit dachte man als Garçon nicht daran, die Wirtschaft zu verlassen. Man war auch froh, wenn man dort unterkommen konnte, und mietete sich nicht aus. Man hätte sich das gar nicht erlaubt".

„Ja, das waren andere Zeiten", bestätigte Karl kopfnickend, ohne eine Miene zu verziehen.

Herr Neddebohm war nun wirklich sprachlos. Und da er einen Schlaganfall vor Aerger fürchtete, den man ihm wegen seiner Korpulenz schon prophezeit hatte, flüchtete er sich vor sich selber hinter das Büfett.

Karl lachte leise vor sich hin. Er fühlte sich jung und froh und allem Alltag unendlich überlegen. Er genoß das Sonnenlicht, das durch die Fenster auf die grellen Plakate fiel und sie flimmern machte. Er genoß sogar die künstlichen Blumen auf den Tischen, als wären sie im Garten der Quittenallee in Westend gepflückt.

Mitten im Putzen blieb er bisweilen stehen und lächelte.

Er dachte an eines ihrer seltsamen Worte . . . an die fremden Bilder an den Wänden . . . an die Katze . . . dann war er glücklich.

Aber die Arbeit wurde schwerer. Alles, was im Alexanderrestaurant geschah, war dumm und roh, der Dunst der Speisen war widerlich, Herr Neddebohm war häßlich wie ein aufgeblasener Frosch.

Bah, was machte es. Er war jung. Nie im Leben hatte er es so künstlich und herrlich empfunden, jung zu sein.

Aber das Wort vom Geld, das er nicht hatte, das er brauchte, behielt er doch, und es verfolgte ihn durch die ganze Arbeit des Vormittages.

Otto kam zu ihm. „Kollege, ich habe nachmittag etwas Notwendiges vor. Kannst du mir nicht — —"

„Fünf Mark kannst du kriegen", unterbrach ihn Karl. Er wußte, was Otto wollte, der ihn in immer kürzeren Zwischenräumen anborgte.

„Gib 20, Kollege. Dann setze ich für dich mit."

„Auf wen?"

Digitized by Google

„Auf Rosalda, todsicherer Tip", hauchte Otto ihm ins Ohr. „Ich verrate ihn dir nur aus Freundschaft."

„Mit deinen todsicheren Tips läßt du all dein Geld in Hoppegarten."

„Heute ist es Karlshorst. Heute habe ich Glück. Ich fühl's."

Zögernd gab ihm Karl das Geld.

Jetzt, wo er ein eigenes Zimmer gemietet hatte — es war ihm unmöglich, abends mit einem anderen in der einzigen Freistunde gleichgültige, läppische Dinge zu besprechen — jetzt war er mit dem Geld vorsichtig. Es riß doch eine fühlbare Lücke in den Schatz. Und er mußte Geld in der Hand haben, um zu mehr Geld zu kommen. Das Sprungbrett . . .

Er trug sich schon mit dem Gedanken, wo anders unterzukommen. Im Alexanderrestaurant war solider, ziemlich gleichmäßiger Verdienst, gewiß, man lebte fast gesichert wie ein Beamter. Aber der Verdienst war auch danach: ein Beamter hat sein Lebelang nichts, aber das hat er sicher. Man existiert damit, aber man kam nicht hoch.

Karl wußte, daß in gewissen Cafés und Weinlokalen schwere Gelder verdient wurden. In ein paar Jahren konnte man da so weit sein, daß man sich ein Hotel kaufen konnte. Aber diese Stellen waren in fester Hand. Jeder, der in ihrem Besitz war, klammerte sich daran, und man mußte die Vermittler mit Sündengeld spicken, wenn man darauf rechnen wollte, in diesen festen Ring hineinzukommen. Es war ein Glücksfall, wie das große Loos in der Lotterie. Wie der Gewinn bei Winkelbankiers.

Karl hatte sich unter der Hand schon umgesehen, ohne daß er etwas Festes in Aussicht nahm. Vor der Arbeit in Nachtcafés scheute er sich noch: sie brachte, wenn man auf der Hut war, viel Geld, aber sie war auch mörderisch. Immerhin hatte er dort den halben Tag zur Verfügung, wenn man auch als halbe Leiche herumrannte. Das Geld würde am Ende doch den Ausschlag geben . . .

Die Mittagsgäste kamen. Es gab eine Stunde fliegender, jagender Arbeit, es galt mit hungrigem Magen durch Wellen leckerer Gerüche zu schwimmen und alle fremden Gedanken zu verscheuchen.

Mit jedem Tage wurde das Karl schwerer. Das, was Otto einmal „die Maschine" genannt haatte, war er nicht genug. Er war es nicht mehr. Er war es einmal gewesen und entfernte sich mit jedem Tag mehr davon. Mit jedem Tag, da er Lu kannte.

Es kostete jedesmal eine verzweifelte Gehirnarbeit: Du mußt dich zusammenreißen, du darfst nur daran denken, ob der Herr mit dem roten Bart Bouillon oder Bierkaltschale will, ob er ein oder zwei Glas Bier getrunken hat — du darfst nur daran denken, wieviel jeder Gast an jedem Tisch bestellt hat. Und sie wechselten fortwährend.

Digitized by Google

Man aß schnell: Zeit war Geld in Berlin — die Herren von der Bank sagten es täglich auf englisch. Man holte die Zigarren aus der Tasche, während man noch den Nachtisch löffelte, und trank den Rest des Bieres schon im Stehen.

„Herr Ober, zahlen!" Das war das Grundmotiv in der Symphonie des Lärms der klappernden Teller und Messer und Gabeln, des Klirrens der Gläser, des Schrillens der Küchen- und Büfettsignale. Und wenn man nicht aufmerkte, war der Gast weg, voll Entrüstung über den Kellner, der nicht aufpaßte, und selten erinnerte sich solch Gast am nächsten Tag, daß er nicht zum Bezahlen gekommen war — wenn er es nicht überhaupt vorzog, einige Tage Vergessen dazwischen zu legen und dann zu einem andern Kellner sich zu setzen.

Die allerwenigsten legten Geld auf den Tisch beim Gehen. Denn keiner traute dem andern: nicht der Gast dem andern Gast, der neben ihm gesessen, nicht der Gast dem Kellner, nicht der Kellner dem Gast, nicht der Wirt dem Kellner. Diese Atmosphäre des Mißtrauens machte die Gedanken scharf.

Bisweilen fühlte Karl erschreckt, daß seine Gedanken nicht immer bei der Sache waren, daß sie in fremde Gefilde abirrten. Und er fühlte es dann auch an seiner Kasse.

Wenn er ein paar Mittagessen aus seinem Portemonnaie erlegen mußte, war der ganze Verdienst der Mittagsarbeit fort, der ganze Verdienst, der im Eiltempo unter der Hetzpeitsche vollbrachten anstrengenden Arbeit. Das Büfett und den Wirt traf der Schaden nicht. Er mußte dort alles bezahlen, wenn er die Speisen abholte. „Passen Sie auf," hieß es dann, „uns geht's nichts an."

Manchmal versuchte man einen Ausgleich, indem man einem anderen Gast, der zerstreut schien, mehr anrechnete, als seine Zeche ausmachte. Die Unschuldigen mußten überall mit den Schuldigen leiden. Das war nun mal nicht anders.

Aber viel brachte auch das nicht ein. Meist zahlte der unerfahrene Gast; aber sein Mißtrauen war erwacht. Und es war zehn gegen eins zu wetten, daß er das Lokal fortan mied, wenn er kein Stammgast war, oder daß er doch das Revier wechselte und so das Trinkgeld dem Kollegen zukam, dem man alles gönnte, nur nicht die Einnahmen.

Es gab auch Gäste, die laut auftrumpften und krakeelten. Dann mußte man fest bleiben und nicht nachgeben. Aber eine peinliche Geschichte war es doch. Und zu oft durfte man es nicht machen.

Einer der Herren fragte ihn nach einem Tip für Karlshorst.

„Ich weiß leider nicht Bescheid", sagte Karl.

Ein mitleidig-spöttischer Blick streifte ihn.

Wie ein Funke sprang das Wort „Karlshorst" über die Gäste,

Digitized by Google

überall zündend. Alle wußten plötzlich etwas von sicheren Pferden und Reitern. Die Mittagszeitung mit der Sportbeilage rissen sie einander aus den Händen. Otto und sogar der dicke Albert gingen aufgeregt von Tisch zu Tisch.

„Geld . . ."

Wieder flammte das Wort ihm ins Gesicht.

„Geld . . ."

Es riß einen Vorhang entzwei und öffnete den Blick auf tolle, unerhörte Möglichkeiten.

„Geld . . ."

Was gestern noch fern war, war heute im Bereich der zehn Finger. Man konnte beinahe ein Mensch sein, wie jener Herr Hönken sagte, der übrigens nie mehr hierherkam. Und von Hönken sprang der Gedanke direkt auf Lu herüber, um die er ohnehin in weiten Schwingungen gekreist hatte.

„Geld . . ."

Ja, es war dennoch die Brücke zu ihr. Wie vom Blitzlicht beim Photographen war alles grell erleuchtet, überflammt, umzuckt.

Er suchte Otto auf, als er einen Augenblick allein im Küchengang stand. „Hier sind noch 100 Mark", sagte er.

„Gut, gut. Du hast doch niemand von Rosalda gesprochen?"

„Nein. Ich wundere mich, daß niemand Rosalda erwähnt."

„Das ist ja gerade das Gute. Outsider. Pst. Mund halten."

Ottos Augen sahen fiebrig aus. „Wenn nur erst die Zeit da wäre! Noch zwei Stunden aushalten! Heute laufe ich hinaus; ich halte es hier einfach nicht aus."

Karl hatte plötzlich Angst. „Und wenn alles verlorengeht?"

„Ausgeschlossen." Und Otto rannte wieder ins Lokal zurück.

Karl begriff die Wettsucht seiner Kollegen, die er anfangs gar nicht verstanden hatte. Sie wetteten alle, in allen Restaurants, in allen Cafés, vom Hackepeter bis zum „Kaiserhof". Sie wetteten, wenn sie beim Zigarrenhändler und beim Friseur oder beim Agenten waren. Sie wetteten auf allen Rennen, nicht nur auf den in Berlin. Wo irgendein Pferd über den grünen Rasen preschte, in Hannover, in Zoppot, in St. Cloud, immer hatten Kellner darauf gesetzt, ihre Barschaft oft bis zum letzten Pfennig riskierend. Ihre angespannten Nerven entspannten sich da. Das Unsichere ihrer Existenz fand hier Verwandtes.

Von märchenhaften Gewinnen hatte Karl schon gehört. Er ahnte aber auch, daß sie selten und daß die Chancen im Grunde gering waren. Auch wußte er, daß solche Gewinne meist so schnell zerrannen, wie sie errungen waren. Sie flossen als Sekt durch die Gurgel oder

Digitized by Google

in die Taschen parfümierter, geschminkter Damen, bei denen man den Kavalier spielte.

Aber das war nicht notwendig. Ich werde es anders machen, dachte er. Ich werde sparen und es auf die hohe Kante legen. Nein, ich werde es nicht verjuxen und verjubeln. Ich brauche es ja als Sprungbrett.

Denn er brauchte jetzt Geld. Er brauchte es mehr denn je. Das Ziel schwebte ihm jetzt nicht mehr dunkel vor — es war längst nicht mehr allein das „Hotel" . . .

Wenn das Geld trennt — und was trennte ihn sonst von Lu? —, so konnte es auch wieder vereinen.

Er beschloß, sich fester an Otto zu halten. Der war ein guter Fährmann auf dies unruhige, unbekannte Meer hinaus. Und später . . . später würde er allein fahren. Denn einmal konnte es ja auch zu ihm kommen, das Glück — das Geld. Einmal mußte es kommen.

*

Als Otto heimkam, drückte er ihm Papiergeld in die Hand.

„Was ist das?" fragte Karl mißtrauisch.

„Dein Anteil. Ehrlich geteilt. Halb und halb miteinander. Rosalda als erste durchs Ziel. Was habe ich dir gesagt? Riesenquote am Toto. Rekord. Was habe ich dir gesagt?" Sie mußten sich gleich trennen.

Karl zählte das Geld in einem stillen Winkel nach. Es waren über tausend Mark.

Er atmete schwer: hier öffnete sich ein neuer Weg. — —

„Kommst du mit?" fragte Otto.

Das Alexanderrestaurant lag im Dunkeln. Sie standen auf dem Platz. Karl zögerte.

„Eine kleine Nachfeier könnte nichts schaden", lockte Otto.

„Ich hatte mir eigentlich vorgenommen, gerade heute" — aber er sprach den Satz nicht aus, sondern unterbrach sich: „Wo wollen wir hin?"

Otto lachte sein kurzes, lautloses Lachen.

„Warum lachst du?" fragte Karl mißtrauisch.

„Ich freue mich nur. Haben wir beide nicht Grund, uns zu freuen?" Und er winkte ein Auto heran.

Karl lehnte sich weit in den Sitz zurück. Seine Hand tastete nach der Brusttasche, in der das Geld stak, wohlig erregt, während Otto vom Rennen erzählte. Rosalda war der Außenseiter gewesen. Kaum ein Dutzend Wetter hatte auf sie gesetzt. Daher der große Gewinn.

Digitized by Google

Und jeden Tag konnte sich das wiederholen . . . jeden Tag, bis man reich war wie der Mann im Märchen. Und man hatte nichts zu tun, als sich bei den gefälligen Buchmachern einzuschreiben. Man brauchte nicht einmal wie Otto im wahnwitzigen Gedränge der Stadtbahn nach Karlshorst heraus und dort fiebernd auf und ab laufen. Man brauchte nur abends in der Zeitung nachzusehen und das Geld einzustecken. Gewiß, es gab auch Rückschläge, aber wenn man auf der Hut war und ein bißchen bei den Reitern und Jockeys herumzuhorchen wußte — überall, wo der wahre „Pferdeverstand" saß — waren sie sicherlich nicht zu arg, und man holte sie wieder ein. Das Geld lag hier auf dem Asphalt und auf dem grünen Rasen. Man war ein Narr, wenn man es nicht aufhob.

Es wurde eine lustige Nacht.

In dem Nachtcafé am Potsdamer Platz fanden sich Freunde und Freundinnen Ottos ein, die von seinem Gewinn gehört hatten. So etwas flog über Berlin wie ein Flugfeuer über die trockene Prärie. Irgendwer hatte ihn draußen auf und ab laufen sehen und „Rosalda — Rosalda" brüllen hören. Dann hatte es ein anderer von dem gehört, und jetzt wußten sie es hier am anderen Ende Berlins, daß Otto einen Haufen Geld eingeschaufelt.

Otto ließ sich nicht lumpen. Er hielt seine Freunde frei. Die Freundinnen auch. Sekt schäumte in den Schalen. Die Zigeunerkapelle spielte auf Bestellung.

Durch den Alkoholdunst, der ihn mehr und mehr umschleierte, sah Karl die dreisten Gesichter der Fremden, dieser Herren, die den Hut so geschickt ins Genick zu schieben verstanden, daß man den tadellosen ... zu tadellosen Scheitel noch immer in seiner vollkommenen Korrektheit bewundern konnte, dieser jungen Damen, mit den großen, wippenden Federhüten und den Blusen mit Oberlicht.

Im Grunde war Karl immer noch der krasse Provinzler, der er bei seinem Herkommen nach Berlin vor fünf Jahren gewesen. Er fürchtete die Schlagfertigkeit, diese kalte, erbarmungslose, hemmungslose Treffsicherheit ihres Witzes, dieses Witzes, der Widerhaken hatte und vergiftete, während er verwundete.

Und um dieser Furcht leichter Herr zu werden, freundete er sich fast mit ihnen an, lachte lauter als sie selber und hielt sie gleichfalls frei. Zuerst taten ihm die Scheine noch leid, die er so wegwarf. Bald achtete er nicht mehr darauf. Das Geld lag ja auf dem Asphalt und auf dem grünen Rasen.

Die beiden Kellner traten dreist und dreister auf. Die Bedienung des Nachtcafés hatte es nicht leicht mit diesen Gästen, die alle Kniffe des Geschäfts kannten und sich nichts weismachen ließen.

Digitized by Google

Die Damen nannten Karl „einen hübschen Jungen", und sie fanden ihn „keß". Aber er hielt sie sich drei Schritt vom Leibe. Er hatte keine Lust, es mit ihren Kavalieren zu verderben, denn er verachtete sie tief und gründlich.

Es war lange nach Mitternacht, als Otto ihn einlud, in einen Bouillonkeller am Oranienburger Tor zu kommen. „Nur Spaßes halber, Kollege!"

Karl war längst außerstande, sich einem Vorschlag zu widersetzen. Er war auch froh, daß er aus diesem Kreis herauskam und etwas Neues zu sehen bekam. Wer konnte wissen, wie lange er noch in Berlin war und hierzu Gelegenheit hatte.

Das Auto trug sie durch die immer noch lärmende Friedrichstraße bis zum Oranienburger Tor, wo sie ausstiegen. Sie gingen die Linienstraße entlang, dann einige Querstraßen. Otto führte. Karl hatte keine Ahnung, wo er sich schließlich befand.

„Bouillon und Kaffee zu jeder Tageszeit" stand draußen in längst verwaschenen Buchstaben.

Als sie die steile Treppe hinabgingen, klingelte es unter ihren Füßen. Wenn man auf die mittelste Stufe trat, setzte man eine Klingel in Bewegung.

Müde, schlaffe Gesichter blickten auf, als die beiden Kellner in das Lokal traten. Hinter der Tonbank saß der aufgeschwemmte, langarmige Wirt, lauernd und geduckt. Wie ein Gorilla saß er da. Nur seine Augen wanderten durch das Lokal und prüften jetzt die neuen Gäste. Er schien Otto zu kennen und zwinkerte ihm zu.

„Bouillon?" fragte er.

„Natürlich."

„Kräftige?"

„Und ob." Otto wieherte vor Lachen.

Karl begriff seine Heiterkeit nicht. Als er aber die Tasse mit der trüben gelblichen Flüssigkeit an den Mund setzte, hätte er sie vor Ueberraschung fast fallen lassen: Es war Schnaps darin.

„Es ist guter Nordhäuser."

„Ja, aber" — Karl sah immer noch ratlos in das ungewohnte Schnapsgefäß.

„Meinst du, der Wirt hätte Nachtkonzession, wenn er statt Bouillon — Schnaps anbietet?"

Auch hier hatte Otto Bekannte. Aber sie standen — so viel bemerkte Karl gut — einige Stufen tiefer, als die Kavaliere vom Potsdamer Platz. Sie waren nicht schlecht gekleidet, aber ihre Gesichter waren gestempelt, wie eingefressen von wilden, unerfüllten Wünschen, von Haß, Elend und Frechheit.

Digitized by Google

Besonders ein Kleiner mit einer auffallend eidottergelben Krawatte hatte sich gleich an Otto herangemacht. Er schien auf ihn gewartet zu haben. Sie tuschelten eifrig miteinander, und Karl hörte verwundert, daß sie sich duzten.

Das scharfe Getränk hatte auf Karl eine andere Wirkung, als er erwartet. Es ernüchterte ihn fast. Ein Rausch schlug den anderen tot.

Er sah auch ganz klar. Alles, was hier im Lokal geschah: den lauernden, tückischen Gorilla an der Tombank, die Gäste, die alle Zigaretten rauchten und immer eine an der anderen anstecken. Alle hatten sie diese harmlosen Tassen vor sich, aus denen sie vorsichtig tranken. Und alle handelten.

Karl sah heimlich unter den Tischen von Hand zu Hand wertvolle Sachen weiterwandern. Sie hatten wohl durchweg eine dunkle Herkunft und wurden hier verschachert. Einer handelte sogar mit Flebben, mit falschen Ausweispapieren. Sein Kunde schimpfte, daß er so teuer sei; in der Rüdersdorfer Straße wüßte er einen, der es zum halben Preise machte. Es flogen böse Worte hin und her. Aber alles ging leise zu. Nichts von dem Gebrüll und Gekreisch des Nachtcafés.

Das fiel Karl am meisten auf. Er konnte, wenn er wollte, jedes Wort hören. Nur verstand er nicht immer den Jargon. Alle, die hier saßen, lagen auf der Lauer, wie der Gorilla da hinten. Sie lauerten auf die Kameraden, mit denen sie ein Ding gedreht hatten. Sie lauerten auf den Hehler, der ihnen ihre gestohlenen oder geraubten Sachen, von denen sie hier nur Proben zeigten, möglichst teuer abnahm. Sie lauerten, jeden Nerv gespannt, ob nicht die Polente — die ewig sprungbereite Polizei — hierherkam und nach ihnen griff.

Karl sah gefährliche Dinge in ihren Händen: Brownings, Messer, Gummistangen als Totschläger und Schlagringe. Aber sie benahmen sich — das mußte man zugeben — anständig und manierlich. Kein gemeines Wort fiel. Keiner mischte sich in die Geschäfte des anderen. Keiner kümmerte sich um den anderen. Hier herrschte ein ungeschriebenes Gesetz von Leben und Lebenlassen.

Das Plakat an der Türe: „Singen nach 11 Uhr verboten" war ganz unnötig. Keiner dachte daran, es zu übertreten.

Als Karl zu Otto herüberſah, erschrak er. Otto hatte einen ganzen Haufen goldener Broschen, Uhren und Ringe vor sich liegen. Der Kleine mit der Eidotterkrawatte gab ihm Erklärungen.

Otto würde sich doch nicht zum Komplicen dieses Verbrechers machen? Er rückte näher an Otto heran.

„Mein Freund", sagte Otto zu dem mißtrauisch auffahrenden Kleinen.

Der nickte beruhigt und ließ die Kostbarkeiten liegen. Das Gold

Digitized by Google

und die Juwelen blitzten Karl an. Sie stachen ihm in die Augen und verwirrten ihn.

Er flüsterte Otto eine Warnung ins Ohr. Aber der lachte nur. „Das verstehst du nicht, Kollege. Man will doch zu Geld kommen, wie?" Seine Augen glänzten wie im Fieber.

Das begriff Karl, aber er zog sich zurück. Er nahm sich vor, sobald es, ohne aufzufallen anging, sich hier auf und davon zu machen. Die Luft beklemmte ihn. Er hatte plötzlich Angst.

In diesem Augenblick wurde er von einem Fremden angesprochen, der sich an den Tisch gesetzt hatte.

„Interessant, nicht wahr?" sagte der Fremde.

Karl hatte ihn schon ein paarmal gestreift, und er war ihm bekannt vorgekommen, ohne daß er ihn irgendwo unterbringen konnte. Jetzt erkannte er ihn an der Stimme. Es war der rätselhafte Herr Vimini, der eigentlich Hönken hieß. Das letztemal hatte er ihn an dem unglückseligen Abend am Tisch der Donons gesehen. Distinguiert, elegant, vornehm — jetzt saß er da, wie er sonst im Alexanderrestaurant saß: einfach, fast power, mit nicht ganz einwandfreiem Kragen.

Hönken bot ihm eine Zigarette an.

„Danke, Herr Hönken", sagte Karl und sah ihn fest an.

„Sind Sie doch hinter meinen Namen gekommen?" sagte Herr Hönken lachend. „Nun, dann ist nichts zu machen."

„Warum führen Sie verschiedene Namen?"

Herr Hönken sprach von dem Pseudonym des Schriftstellers und daß er hier Studien für ein Theaterstück mache.

Die Schmuckstücke auf dem Platz Ottos waren verschwunden. Otto und der Kleine sahen gleichmütig vor sich hin, als hätten sie niemals miteinander gesprochen.

Karl holte sein Portemonnaie hervor und entnahm ihm den Brillantring, den Lu ihm geschenkt. Ihn überkam das Bedürfnis, damit zu protzen, und er wußte selbst nicht, ob er mit dem kostbaren Gegenstand oder der vornehmen Geberin protzen wolle.

„Ein schöner Ring", sagte der Kleine mit scharf taxierendem Blick. Karl drehte den Ring auf dem Finger, daß das edle Feuer besser zur Geltung kam. Otto und der Kleine nahmen den Handel mit den Juwelen wieder auf. Der Anblick des Ringes schien sie beruhigt zu haben, denn sie waren jetzt noch ungenierter als vorher.

„Ein schöner Ring", sagte auch Herr Hönken.

„Ein Erbstück", sagte Karl leichthin.

Hönken bemerkte wohl, wie der Kellner dabei leicht errötete. Er war mit unrechten Dingen in den Besitz des Ringes gekommen.

Digitized by Google

Es war gar kein Zweifel möglich, daß es Lu Donons Ring war. Hönken hatte ihn noch vor vierzehn Tagen in der Hand gehabt und die kleine eingravierte Libelle bewundert. Er hatte Lu noch den Rat gegeben, ihn beim Juwelier verkleinern zu lassen, statt daß er so tot im Schranke lag und niemand schmückte. Ihr war er aber gerade in dieser Form lieb. „Es muß ja nicht alles praktisch gemacht werden", hatte sie gesagt und den Ring wieder in das Perlmutterkästchen verschlossen.

„Eine hübsche Zeichnung", sagte Hönken noch einmal. Aber Karl reagierte nicht mehr darauf. Er hielt die Hand absichtlich oder zufällig so, daß Hönken den Ring nicht mehr genauer betrachten konnte, und sprach mit Otto.

Der Zusammenhang war klar: Lu hatte den Ring doch zum Juwelier gebracht, und einer dieser schweren Jungen da hatte ihn mitgehen heißen und ihn an diesen Kellner für ein Butterbrot verkauft. Vielleicht sollte der Kellner ihn erst verschärfen. Wie kam ein Kellner sonst in den Besitz eines Ringes, dessen Wert für ihn ein Vermögen bedeutete?

In diesem Augenblick hörte Hönken das Wort „Frankfurter Straße", und in einer schnellen Ideenverbindung tauchten das Juweliergeschäft in seinem Hause auf und der schlafende, schnarchende Wächter, über dessen Beine man stolpern konnte. Es war ganz klar: Der kleine, verwegene Kerl da hatte die gute Gelegenheit ausbaldowert und war dort eingebrochen, und diese Kellner — Hönken erkannte beide wieder — waren nun die Hehler.

Es wäre ihm unter anderen Umständen gleichgültig gewesen. Nie hatte er sich um die verbrecherischen Geschäfte in diesem interessanten Lokal gekümmert. Das ging ihn nichts an. Er hatte sowieso Veranlassung genug, auf der Hut zu sein und nicht ihren Verdacht herauszufordern. Wenn sie mißtrauisch wurden und ihn für einen Kriminaler oder dergleichen hielten, konnte es ihm schlecht ergehen, und mit diesen Besuchen im bunten unterirdischen Berlin war es aus. Seit er dreimal bei einer Razzia der Polizei mit aufgegriffen worden, schienen sie ihn als ungefährlich zu kennen. Sie duldeten ihn und forderten ihn nicht heraus. Wehe ihm, wenn es anders würde. Eine Anrempelung war hier leicht gemacht, und der Gorilla sah nicht aus, als ob er gegen seine Stammgäste vorgehen würde.

Aber jetzt, wo er Lu Donons Ring hier im Dunst des Verbrecherkellers sah, änderte er seinen Entschluß. Das ging zu weit. Das griff in sein Reich. Lu Donon mußte den Ring wieder haben, koste es, was es wolle.

Als der Wirt eine neue Tasse Bouillon vor den Kellner hinstellte,

Digitized by Google

ging Herr Hönken hinaus. In der Linienstraße war eine Polizeiwache, die konnte hier mal nach dem Rechten sehen.

„Gehen wir nicht bald?" fragte Karl. „Die Luft ist hier miserabel."

„Gleich, gleich." Otto öffnete gerade ein Etui, aus dem ein breites Armband herausglänzte.

Karl rechnete nach. Der heutige Abend hatte eine Menge Geld verschlungen. Er begann unzufrieden mit Otto und sich zu werden. Wo waren alle seine guten Vorsätze geblieben?

Der Anblick dieses Herrn Hönken — wo war er nur geblieben, he? — hatte ihm dazu die Erinnerung an Lu ins Blut gejagt. Einen Moment hatte es ihn sogar gekitzelt, diesem Herrn zu sagen, von wem er den Ring hätte. Der würde Augen gemacht haben. . . Schade, daß es nicht anging! Lus Name durfte natürlich nicht genannt werden, am wenigsten hier unter diesen Schuften und Zuhältern.

Und jetzt ekelte es ihn vor dieser Gesellschaft, die er sich nun eine Stunde lang widerspruchslos hatte gefallen lassen. Es ekelte ihn vor ihr, wie vor diesem scharfen, süßlichen Schnaps in der dicken Tasse. Er schob die Tasse weit von sich und erhob sich entschlossen. „Ich gehe jetzt, Otto. Kommst du mit?"

Otto nickte und griff nach seinem Hut.

Plötzlich erlosch das Licht im Keller. „Die Polente!" schrie einer.

Alles stob in den hinteren Raum. Karl fühlte sich von Otto mitgezogen in ein fremdes, dunkles Zimmer, dann eine Treppe empor, und er fand sich auf einem unbekannten Hofe wieder.

Aus dem Hause fiel ein Schuß, und ein Schrei gellte durch die Nacht.

„Dummköpfe!" sagte Otto wütend. „Nun hat man die Polente erst recht auf dem Hals."

Beide kletterten über einen Zaun und liefen weiter. Es war ein Kohlenplatz. Karl spürte Kohlenstücke unter seinen Sohlen knacken und kollern. Als sie über einen zweiten Zaun geklettert waren, befanden sie sich in einer schmalen, spärlich erhellten Straße.

Eine trübe, rote Laterne blinzelte wie ein rotgeweintes Auge.

*

Im Alexanderrestaurant rüstete man sich zu Mittag. Aus der Küche stiegen, wenn das Schiebefenster geöffnet wurde, Düfte, die das Menü bereitwillig verrieten. Die Kellner türmten die Tellerberge auf, verteilten die Teller, legten die Speisekarten auf die Tische. Auf die Plätze der Stammgäste wurden die privaten Servietten gelegt. Bisweilen fielen sie aus den Ringen; dann steckte man sie wieder hin-

Digitized by Google

ein. Man nahm es nicht so genau damit, ob es jedesmal die richtige war.

Karl war zum Umsinken müde. Die fürchterliche Kneiperei in dieser Nacht und noch mehr die Aufregungen hatten ihn arg mitgenommen.

Verwundert sah er zu Otto hinüber, der gleichmütig, ohne äußeres Zeichen von Abspannung, seine Arbeit verrichtete, nur etwas blasser als sonst. Er hatte heute noch nicht mit ihm gesprochen. Karl wagte sich nicht recht an ihn heran: er war ihm durch die Erlebnisse der Nacht fremd und fast unheimlich geworden.

Ueber ein Jahr arbeitete er nun mit dem Kollegen zusammen, Tag für Tag, und erst der Zufall dieser Nacht gab ihm Klarheit über ihn. Karl hatte einmal in Kiel die Scheinwerfer der Kriegsschiffe die dunkle Nacht zerschneiden sehen, sich grell an einen kleinen Ausschnitt der Landschaft saugend, der nun taghell dalag. So war dies Erlebnis gewesen: Grell, klar und erschreckend deutlich hatte das Leben seines Kollegen plötzlich vor ihm gelegen. Seine Frau hatte den richtigen Instinkt, wenn sie ihn auf schlimmen Wegen glaubte. Auf wie schlimmen, ahnte sie freilich nicht.

Aber Karl ertappte sich dabei, daß er neben dem Schreck eine stille Bewunderung für Ottos Mut und Entschlossenheit empfand. Diesen Umgang mit den Gewohnheitsverbrechern würde er mit dem Zerreißen seiner Nerven erkaufen müssen. War Otto nun eigentlich verführt, verschleppt, durch einen Zufall in den Sumpf hineingeraten, oder war er selbst ein Verbrecher?

Wer von den Gästen, die ihre Laune an ihm ausließen, hatte eine Ahnung, wie sie mit dem Feuer spielten? Es war eigentlich eine lustige Sache und reizvoll durch ihre Tollkühnheit, und er hätte Otto in diesem Augenblick gern um Einzelheiten gefragt. Aber er wagte es nicht. Seitdem sie sich gestern in der Linienstraße getrennt, Otto nach dem Alexanderplatz zu, er seiner Wohnung entgegen, hatten sie nicht mehr miteinander gesprochen.

„Ober, zwei Helle!"

„Sehr wohl, mein Herr!"

Zwei gutgekleidete Männer — „Herren" konnte man sie trotz allem nicht nennen — hatten Platz genommen und lasen in einem Kursbuch. Zwischenein prüften sie das Lokal mit schnellem Blick. Karl war es, als fixierten sie ihn besonders.

Diese Gäste waren ungemütlich. Sie spielten den Provinzler, aber ein bißchen zu deutlich, und erkundigten sich nach dem nächsten Zug nach Küstrin.

Als sie Karl zum zweiten Male „Otto" anriefen, klärte er sie über

Digitized by Google

ihren Irrtum auf. Der Kellner Otto stände drüben; er selber heiße Karl. Von dem Augenblick an war er Luft für sie.

Der große Regulator schlug gerade ½12, als der größere der beiden Gäste aufstand und zu Otto trat, der am Nebentisch die Mittagszeitung einspannte.

Es war ein ganz unscheinbarer Vorgang. Aber Karl blieb doch, wie unter einem inneren Zwang, stehen und sah zu. Er bemerkte, daß auch der dicke Albert im Tellerabzählen innehielt. Es war in diesem Augenblick ganz still im Raum.

„Sie sind der Kellner Otto Hübner?" fragte der Fremde.

Otto fuhr zusammen. Er ließ den Zeitungshalter fallen, daß er auf die Teller aufschlug. „Wie meinen Sie?"

Jetzt trat der andere Gast heran. „Sie sind Herr Otto Hübner, nicht wahr?" fragte auch er in gemütlichem Ton.

Otto sah um sich, als suche er einen Ausweg. Als er die Augen seiner Kollegen auf sich gerichtet sah, versuchte er, zu lächeln. Aber es wurde nur ein Grinsen. „Jawohl", sagte er endlich mit erzwungener Dreistigkeit. „Mit wem habe ich denn das zweifelhafte Vergnügen?"

„Wir hätten gerne mal Ihr Zimmer angesehen, Herr Hübner. Sie wohnen doch hier oben?"

Der Wirt kam dazu. Auch er trat nicht näher. Er blieb an der Tür stehen neben dem Büfettfräulein und sah herüber. Sein Mund blieb offen.

„Mein Zimmer?" sagte Otto und machte sich wieder an den Zeitungen zu schaffen. „Nach Geschäftsschluß, meine Herren. Da lade ich Sie gerne ein."

„Machen Sie keine Witze", sagte der größere der beiden scharf.

Otto warf den Zeitungshalter an die Erde. „Ja, wie komme ich denn dazu. Ihnen das Zimmer zu zeigen? Ich möchte doch gerne wissen, wer Ihnen das Recht dazu gibt. Kein Mensch kann mich dazu zwingen." Er sprach noch eine Weile in dieser Tonart und sah seine Kollegen, Herrn Neddebohm und das Büfettfräulein an, als wolle er sie zu Zeugen dafür anrufen, daß man von ihm nicht verlangen dürfe, diesen Leuten sein Zimmer zu zeigen.

Aber keiner rührte sich. Alle standen sie atemlos, auf den Ausgang des ungleichen Kampfes wartend.

„Halten Sie uns nicht auf. Gehen Sie voran! Es liegt doch auch in Ihrem Interesse, daß die Sache bald erledigt ist."

Otto sah wild um sich. „So einfach ist das nicht!" schrie er. „Wir sind doch nicht in Wildwest, wo zwei Kerle —"

„Keine Beleidigung!" mahnte der eine.

Digitized by Google

„Jawohl, zwei Kerle, sage ich", und mit einem Aufstampfen des Fußes unterstrich er gleichsam die Worte: „Zwei Kerle sich einfach ins Zimmer drängen. Wer sind Sie überhaupt?"

Der Wirt schob sich hinter dem Büfett hervor. Er übersah längst die Situation und war entschlossen, sie abzukürzen. In einer Viertelstunde tauchten die ersten Gäste auf. Sie durften keinen Skandal erleben. Die Folgen konnten für das Alexanderrestaurant katastrophal werden. Denn man konnte es keinem Gast verdenken, wenn er in keinem Lokal verkehrte, wo Kellner bedienten, die mit der Kriminalpolizei zu tun hatten.

„Zeigen Sie, bitte, Ihre Legitimation, meine Herren", bat er. „Da wird alles schnell erledigt sein."

Die beiden schlugen die Mäntel zurück. Als Otto die Blechmarken sah, begann er zu zittern. Vielleicht hatte er bis zu diesem Moment noch auf einen dummen Scherz gehofft. Jetzt sah er, daß es Ernst wurde.

Sein Blick maß den Abstand bis zur Türe.

„Geben Sie sich keinen falschen Hoffnungen hin. Draußen stehen Schutzleute." Der Kleine stieß die Tür auf: drei Uniformierte standen dort, harmlos miteinander sprechend.

„Kommen Sie", sagte Otto leise. Die beiden Beamten folgten ihm auf dem Fuß. Auch der Kellner, Herr Neddebohm und das Büfettfräulein folgten.

Im Treppenflur standen gleichfalls Schutzleute. Es gab keinen Ausweg. Otto ging schnell die Treppe hinauf und öffnete das Zimmer. Er war jetzt ganz ruhig und fast höflich und bescheiden in seinem Benehmen.

Sein erster Blick galt dem kleinen eisernen Ofen in der Ecke des Zimmers.

Der Beamte fing den Blick auf.

„Sehen Sie nur im Schrank und im Koffer nach", sagte Otto. „Sie können suchen, solange Sie wollen." Und er warf seinen Schlüsselbund auf den Tisch.

„Nein, wir suchen lieber wo anders", antwortete der Beamte lächelnd.

Als er an den Ofen ging und das Türchen öffnete, machte Otto eine Bewegung der Flucht. Aber als der andere Beamte fragte: „Soll ich Ihnen Handfesseln anlegen?" war er wieder ruhiger. Karl sah deutlich, wie Otto blaß geworden war und wie seine Hände zitterten.

Der Beamte holte mehrere Pakete hervor, die Juwelen, Uhren und Schmuckstücke enthielten. „Das genügt", sagte er. „Folgen Sie uns!"

Digitized by Google

Alle traten den Rückzug an. Der kleine Beamte hatte das Handgelenk Ottos umfaßt. Bei einem offenen Treppenfenster des dritten Stockwerks riß sich Otto Hübner los. Er schwang sich auf das Fensterbrett und versuchte, sich hinabzustürzen. Das Büfettfräulein stieß einen schrillen Schrei aus. Die Beamten rissen Otto Hübner zurück.

„So ein Unsinn", sagte der ältere.

Otto Hübner knickte zusammen und ließ sich auf den Treppenstufen nieder. „Ich kann nicht mehr", flüsterte er. Und es war ihm wohl anzumerken, daß er wirklich nicht mehr konnte . . .

Fünf Minuten später war alles vorüber.

Die Kellner waren wieder an ihren Plätzen und verteilten das Revier des Kollegen unter sich.

Das Büfettfräulein ging mit funkelnden Augen von einem zum andern. „Hätten Sie das gedacht?" sagte sie, die Brauen hochgezogen. „So ein Schuft! So ein Schuft!" Ihr Busen stieg auf und nieder vor Entrüstung.

„Halten Sie das Maul", sagte der dicke Albert grob. „Sie dürfen ihn nicht Schuft nennen. Er war doch immer unser Kollege."

Sie flammte vor Empörung, wagte aber keine Antwort und zog sich an ihren Platz zurück.

Drinnen aber rannte Herr Neddebohm auf und ab, die Hände ringend und den Himmel beschwörend: „Mußte das gerade bei mir passieren! Gerade in meinem Etablissement!"

Die ersten Mittagsgäste kamen. Sie wurden von den anderen Kollegen bedient.

„Ist Otto nicht da?" fragt ein Herr.

„Er ist nicht mehr bei uns", sagte der dicke Albert.

„Da muß doch ein Ersatz für ihn her."

„Sehr wohl, mein Herr. Bouillon oder Bierkalteschale?"

Sie bestellten, schrien, aßen, klapperten, lachten, beschwerten sich, zahlten oder drückten sich. Alles war wie sonst. Bald vergaß man, daß Otto überhaupt je dagewesen war.

*

Karl hatte am Nachmittag dieses Tages frei. Aber da der Ersatz für Otto noch fehlte, mußte er zum Abendbetrieb zurück sein.

In der Leipziger Straße war Schaufensterwettbewerb. Eine froh erregte Menschenmenge drängte sich um die Auslagen.

Nie hatte Karl sich früher um diese schönen, kostbaren Dinge gekümmert. Das waren Dinge für eine andere Welt, die fern war wie

Digitized by Google

der Mond. Jetzt war er ihr nicht mehr fern. Sie stammten aus Lu Donons Welt.

Ein Schaufenster war in ein weißes Boudoir mit wertvoller Weißfuchsdecke umgewandelt, ein anderes derselben Firma in einen Teesalon mit raffinierten Toiletten, ein drittes war ein Eßzimmer mit Tafelaufsätzen aus Sevresporzellan und wundervollen Gobelins. Vor grauem Damasthintergrund ein Empiretoilettentisch mit pfauenblauen Vorhängen. Waren das nicht Lu Donons Wohnräume?

Auf dunklem Tuch vor einem Prospekt von lichter Seide hoben sich Goldschühchen, Ballschuhe aus Goldbrokat ab. Sie waren zierlich und einzig vornehm, wie Lu Donons Füßchen.

Irische Spitzen — kostbare Pelze — Damaststoffe — Pyjamas aus heliotropfarbenem Plüsch — seidene Schlafröcke — Roben, die ein Vermögen kosteten — — all diese Dinge, die hier von den Tausenden draußen bestaunt, bewundert, beneidet und kritisiert wurden, waren für ihre Welt Schmuck des Alltags. Selbstverständlichkeit. Tägliches Brot.

Karl prüfte alles aufmerksam. Wie nahe war er jetzt diesen Dingen. Fast brauchte er den Anblick dieser Dinge, um sich von der Erinnerung an die Abscheulichkeit seiner täglichen Umgebung zu befreien.

Einen Augenblick streifte ihn wieder der Gedanke, wie die Gewöhnung solchen Reichtums verändern müsse . . . wie sie entfremden müsse . . . Aber der Gedanke flog davon. Und Karl badete sich wollüstig in dieser Prunkausstellung der Finesse, des Wohllebens, des Raffinements. Nein, es war nicht mehr fremd für ihn.

Mit einem Achselzucken unsäglicher Verachtung begrüßte er die billigen Auslagen der Ramschläden am Alexanderplatz.

Von einer angenehmen Ermüdung durchrieselt, stieg er die Treppe zu seiner Wohnung empor. Die Ruhe würde ihm jetzt guttun. Er spürte, daß er sie heute nötig hatte.

Aber er kam nicht zum Ausruhen.

Als er die Wohnung seiner Wirtin aufschloß, sagte ihm die Frau in einem Flüsterton, den man durch drei Zimmer hören mußte, ein Herr sei bei ihm und warte auf ihn.

„Ein Herr auf mich?"

Die Wirtin gab ihm den guten Rat, lieber fortzugehen, wenn er Unannehmlichkeiten erwarte, denn sie habe Fälle erlebt . . . Fälle, oh, Herr Kramer würde staunen. . .

Karl schob sie beiseite und trat in sein Zimmer.

Als er den Besuch sah, erschrak er. Es war der größere der beiden Kriminalbeamten, die heute Otto Hübner verhaftet hatten.

Digitized by Google

Das Zimmer war klein und durch das Bett, den Tisch und die beiden Stühle fast ausgefüllt.

Karl schloß die Tür fest hinter sich. „Sie wünschen?"

„Nur eine Kleinigkeit", sagte der Beamte lächelnd.

„Wegen meines Kollegen?"

„Nein, das kommt erst später, haha. Er hat übrigens gestanden", setzte er plötzlich ernst hinzu.

„Das freut mich", sagte Karl ruhig.

„So, so. Das freut Sie."

„Ja, das Geständnis wird ihm doch sicher bei der Strafe zugute gerechnet werden."

„Möglich."

„Auf alle Fälle nimmt er doch die Richter für sich ein; er erspart ihnen eine Menge Arbeit."

„Haha. Ja, das tut er. Aber, nehmen Sie doch Platz, Herr Kramer. Tun Sie so, als ob Sie zu Hause wären, haha."

Warum lachte dieser Mensch nur fortwährend?

„Um das Ersparen von Arbeit handelt es sich in unserem Falle auch, Herr Kramer. Kurz, es dreht sich um einen Ring, der in Ihrem Besitz ist."

„Einen Ring?"

„Ja, einen Diamantring mit der Zeichnung einer Libelle."

Karl nahm Lus Ring aus dem Portemonnaie heraus. „Meinen Sie diesen?"

„Ganz recht. Diesen meine ich. Ein selten schöner Ring. Und sehr apart. Wissen Sie, daß er auch recht kostbar ist?" Der Beamte versuchte den Ring in die Hand zu bekommen. Aber Karl zog ihn auf seinen Finger.

Der Beamte trat näher heran und stellte sich so, daß er zwischen ihm und der Türe stand.

„Warum tragen Sie ihn eigentlich nicht offen? Es ist doch kein Trauring, den man in die Westentasche steckt, haha."

„Weil er bei einem Kellner auffallen würde", antwortete Karl ruhig

„Ganz recht. Das ist es eben, Herr Kramer. Uns ist er auch aufgefallen. Er ist ein Luxusgegenstand für einen Kellner."

„Außerdem stört er mich im Beruf. Ich trage sonst nie Ringe."

„Ein Andenken?" fragte der Beamte.

„Ja."

„Von einer Dame?"

Karl zögerte. „Ja", sagte er dann. „Von einer Dame."

„Darf man fragen, wie diese Dame heißt?"

Digitized by Google

„Nein, das darf man nicht."

„Haha. Ich begreife, daß Sie das nicht gerne erzählen und bringe nur ungern in Sie. Aber es ist vielleicht doch besser für Sie, wenn Sie uns das kleine Geheimnis verrieten."

„Ich sage den Namen nicht."

„Schade!"

„Warum?"

„Dann müßte ich Sie bitten, mir zu folgen."

„Wohin?"

„Oh, nichts Besonderes. Nur eine kleine gerichtliche Vernehmung."

„Und wenn ich mich weigere?"

„Dazu sind Sie zu gescheit."

„Und wenn ich mich weigere??"

„Dann müßte ich Gewalt anwenden."

„Ich glaube, Sie würden den kürzeren ziehen", sagte Karl kühl. Er streckte seinen Arm und fühlte froh seine Muskeln.

„Nun, ich bin ja auch nicht allein." Der Beamte setzte ein Pfeifchen an den Mund.

„Es ist nicht nötig, daß Sie noch jemand bemühen", sagte Karl. „Ich folge Ihnen, weil ich mich völlig unschuldig fühle. Bitte."

„Bitte, nach Ihnen, haha."

Karl ging die Treppe hinunter. Der Beamte folgte.

*

Wenige Stunden später stand Karl vor dem Untersuchungsrichter. Es war ein kleiner, rundlicher Herr mit kahlem Schädel und völlig glattrasiertem Gesicht. Wie ein riesiges Ei lag der Kopf auf dem grünen Tisch.

„Sie waren mit dem Kellner Otto Hübner sehr befreundet?" fragte der Richter.

„Nicht mehr als mit jedem Kollegen."

„Nicht mehr? So, so. Nun, uns ist aber bekannt, daß er der einzige ist, mit dem Sie nächtliche Touren machten."

„Das liegt daran, daß ich im allgemeinen sehr solide lebe, wie es mein Beruf auch verlangt."

„Der solide Kellnerberuf, ja, ja. Sagten Sie etwas, Herr Kollege?" Das Ei sah augenzwinkernd zu dem protokollführenden Referendar hinüber. Der Referendar gluckste gehorsam und versicherte, nichts gesagt zu haben.

„Ihr Freund Otto Hübner hat gestern alles gestanden. Alles."

Digitized by Google

Der Richter lehnte sich weit im Sessel zurück und prüfte genau Karls Gesicht, als wolle er sich an seiner Ueberraschung weiden.

„Das hörte ich bereits, weiß nur nicht, was ich damit zu tun habe."

„Sie würden die Situation bedeutend verbessern, wenn Sie gleichfalls gestehen würden." Der Richter versuchte, Karl scharf zu fixieren. Es glückte ihm aber nicht recht.

„Was soll ich gestehen? Ich habe nichts zu gestehen."

Der Richter wippte mit seinem Sessel hin und her. „Sie haben gestern viel Geld ausgegeben."

„Leider."

Der Sessel blieb plötzlich stehen. Das Ei rollte auf Karl zu. „Woher hatten Sie das Geld?"

„Von einem Renngewinn."

Wieder sah der Richter den Referendar augenzwinkernd an. „Sagten Sie etwas, Herr Kollege?" Aber der Herr Kollege versicherte glucksend, nichts gesagt zu haben.

„Merkwürdig, so ein Renngewinn. Finden Sie das nicht auch?"

„Vor einigen Wochen hätte ich es auch merkwürdig gefunden", sagte Karl, noch immer ruhig. „Es war ein guter Tip. Rosalda."

„Hm", machte der Richter und lächelte liebenswürdig. „Und von diesem Geld kauften Sie diesen Ring?"

Einen Augenblick zögerte Karl. Er bereute, nicht diesen Ausweg gefunden, sondern die Existenz einer Geberin überhaupt zugestanden zu haben. Aber seine Aussage von heute mittag war sicherlich schon bekannt. Und in Widersprüche durfte er sich nicht verwickeln lassen, wenn er seinen Karren nicht völlig verfahren wollte.

„Nun?" fragte der Richter. „Sind Sie gedächtnisschwach?"

„Nein", sagte Karl.

„Sie haben den Ring nicht von diesem Gelde gekauft?"

„Nein."

„Also gefunden? Wie? Auf der Rennbahn gefunden? So was kommt ja vor."

Wieder war da ein Ausweg, auf den er nicht gekommen war — nein, wieder war es eine Fußangel, in der er sich verfangen sollte.

„Nein. Ich habe ihn geschenkt bekommen."

„Von dem Juwelier?"

„Von welchem Juwelier?"

„Ja, das möchten wir eben gerne wissen, lieber Herr. Der Juwelier Arons in der Großen Frankfurter Straße hat diesen Ring nie in den Fingern gehabt, wie er bezeugt. Mit dem Einbruch hat er also nichts zu tun."

Karl fühlte sich erleichtert. „Natürlich nicht."

Digitized by Google

„Aber es gibt noch andere Möglichkeiten, in Berlin zu einem wertvollen Ring zu kommen." Er sah Karl lauernd an.

Merkwürdig, dieser Mensch ließ sich selbst durch seinen berühmten Kriminalistenblick nicht auf den Sand setzen. Es war jedenfalls ein hartgesottener, mit allen Hunden gehetzter Bursche. Leider wollte es das Pech, daß alle Aussagen darin übereinstimmten, daß er solide lebe und wenig Ausgaben habe. Nichts an ihm war zweifelhaft als dieser Ring, der nun bei den Akten lag. Aber der genügte ja gerade. Der Richter beschloß, auf den Kernpunkt der Sache loszugehen.

„Sie behaupten, den Ring von einer Dame bekommen zu haben?"

„Ja."

„Wie heißt diese Dame?"

Karl Kramer sah ihn fest an. Dieser Kerl hatte das Wort „Dame" so merkwürdig betont. Er mußte alle seine Berufshöflichkeit zu Hilfe nehmen, um nicht grob zu werden. „Ich verweigere die Auskunft."

„Wir haben aber Mittel, Sie mürbe zu machen."

Karl schwieg.

„Dann bleiben Sie eben so lange in Untersuchungshaft, bis sich die Herkunft des Ringes geklärt hat."

Karl fühlte ein Kribbeln in seinen Händen. Er trat einen Schritt näher an den Richtertisch.

Der Gerichtsdiener trat sofort zu ihm und legte ihm die Hand auf die Schulter.

Karl trat zurück. „Ich verweigere auch dann die Auskunft", sagte er.

„Ein Gentleman also", sagte der Richter und sah den Referendar an, der verwundert den Kellner betrachtete. „Schade nur, daß wir diesmal dafür kein volles Verständnis haben. Schade für Sie. Der Ring ist übrigens von glaubhafter Seite als zum Eigentum von Fräulein Donon, der Tochter des bekannten Abgeordneten, gehörig agnostiziert worden. Bestehen Sie noch auf Ihrer Aussage, daß Sie auf rechtmäßige Weise in den Besitz des Ringes gelangt sind?"

Karl war bei der Nennung des Namens rot geworden. Es war gut, daß der Richter den Namen aus den Akten abgelesen und ihn dabei nicht angesehen hatte.

Karl zitterte am ganzen Körper. Er wußte, daß er dieses Verhör keine fünf Minuten mehr aushielt. Dann würde er diesen Folterknecht unter den Tisch schlagen.

„Führen Sie mich ab", keuchte er. „Wenn Sie es mit Ihrem Gewissen vereinbaren können. Ich habe nichts weiter zu sagen."

Der Gerichtsdiener führte ihn auf einen Wink des Richters ab.

„Wir stehen erst am Anfang einer Fährte", sagte der Richter. Er

Digitized by Google

hatte sichtlich das Bestreben, die eben empfangene Scharte auszuwetzen. „Das Verhör war nur scheinbar ergebnislos. Trauen Sie meinem juristischen Blick: Wir sind auf einer wichtigen Spur."

Der Referendar verbeugte sich. Er schlug unter dem Stuhl die Absätze zusammen, daß es knallte.

*

„Fräulein Lu ist mir jetzt immer so rätselhaft", sagte Fräulein Zeppendorf.

„Liebes Fräulein Zepp, kein Mensch ist rätselhaft", sagte Herr Donon lächelnd. „Glauben Sie mir, einem alten, mit allen Wassern gewaschenen Menschenkenner."

„Aber in diesem Fall —"

„Auch in diesem Fall", fuhr Herr Donon unbeirrt fort, immer liebenswürdig und immer ein bißchen von oben herab, „ist keinerlei Ausnahme zu konstatieren. Die Menschen sind sich viel ähnlicher, als man gemeinhin glaubt."

„Dann gäbe es ja keine Romane", sagte Fräulein Zeppendorf.

„Liebes Fräulein Zepp, lassen Sie die Romane aus der Diskussion. Die Dichter machen die Menschen künstlich rätselvoll und kompliziert. Das gehört zu ihrem Metier, und daher stammt das ganze Unglück." Er erhob sich vom Schreibtisch und dozierte in der Stellung, in der er im Parlament sprach, die linke Hand in der Hosentasche, die rechte taktmäßig durch die Luft schwingend: „Der Mensch ist im Innern gerade so geradlinig wie das Tier."

„Gott soll behüten!"

„Wie das Tier", wiederholte er. „Nur die Dichter, die Gott in seinem Zorn erfunden hat, machen die Linien kraus und krumm, um sich interessant zu machen, als hätten sie Gott weiß was für Mysterien in diesem Säugetier entdeckt."

„Säugetier!!"

„Man sollte die Romane in die Spree werfen, wo sie am tiefsten ist, und ihre Verfasser dazu", schloß er seine Rede.

„Das sollten Sie mal im Reichstag vorbringen", Fräulein Zeppendorf lachte. Es war aber deutlich etwas Ärger in ihrem Lachen zu verspüren.

„Und nun, liebes Fräulein Zepp, nachdem ich Sie mit meiner Gemütlosigkeit gekränkt habe, verraten Sie mir doch das unheimliche Rätsel mit Lu."

„Ja, das ist es ja gerade", sagte sie, ein bißchen unglücklich. „Es ist

Digitized by Google

nicht so leicht zu sagen. Bald ist sie die Liebenswürdigkeit selbst, bald hochfahrend, wie ich sie nicht kenne —"

„Na, na."

„Gestern weinte sie an meinem Halse, und als ich nach dem Grund fragte, lachte sie mich aus und lief fort. Und ihr Appetit hat, wie es scheint, ganz aufgehört."

„Das sind Symptome. Und wenn es nicht Lu wäre, möchte man auf Verliebtheit raten."

„Herr Geheimrat!" Fräulein Zeppendorf war ehrlich empört. Ihre Augenbrauen rundeten sich zum Halbkreis. „Dafür lege ich meine Hand ins Feuer."

„Tun Sie s nicht. Es wäre schade drum."

„Unter meinen Augen! Da müßte ich doch etwas davon wissen."

Der Geheimrat nahm eine Zigarre aus dem Kistchen, das immer auf dem Schreibtisch stand, und knipste sie nachdenklich ab. „Mädchenlaunen also. Liebes Fräulein Zepp, sagen Sie doch dem Diener, er soll sich den Kranz an der Livree annähen. Mir ist das vorhin unangenehm aufgefallen."

„Jawohl, Herr Geheimrat." Fräulein Zeppendorf kannte diese Abschwenkungen. Dann war das Gespräch zu Ende und jede weitere Einwendung überflüssig.

Als sie in der Tür war, fragte Herr Donon, während er die Zigarre in Brand setzte: „War übrigens Herr Hönken in letzter Zeit öfters da?"

„In dieser Woche sah ich ihn noch nicht."

„Ja, ja. Telephonieren Sie doch gelegentlich bei Herrn Hönken an. Ich bin heute abend zum Schach frei."

Fräulein Zeppendorf verschwand, etwas gekränkt.

Herr Donon setzte sich wieder an den Schreibtisch, blies ein paar blaue Wölkchen vor sich hin und vertiefte sich wieder in die Akten. Es handelte sich um eine Petition der Moorbauern seines Wahlkreises um Unterstützung der Regierung bei Beschaffung der Drainageröhren. Er überflog die Zahlenkolonnen und die Tabelle, aber er arbeitete nicht mehr mit der gleichen Sorgfalt.

So fühl er auch die Warnung seiner Hausdame abgetan hatte, sie hatte doch einen wunden Punkt in ihm berührt. Lu war viel rätselvoller, als er es sich eingestand.

Er hatte sich nie viel um ihr Seelenleben gekümmert. Er hatte auch gar keine Zeit dazu gehabt. Er war ein zärtlicher Vater, der seinen Liebling am liebsten unter eine schützende Glasglocke gelegt hätte. Mit stiller Zufriedenheit hatte er es gemerkt, wie sie an dem

Digitized by Google

Durchschnittsumgang seiner Kreise keinen Gefallen gefunden und sich alle Menschen drei Schritt vom Leibe hielt.

Darin war sie ganz sein Kind: „Distanz" hatte er stets als tiefste und letzte Weisheit gelehrt.

Distanz zu den Menschen, zum Leben, auch zu den eigenen Erlebnissen. Wie zwischen der Erde und den anderen Welten eine luftleere Schicht bestand, die sie trennte und die ein Ueberschreiten verbot, so mußte zwischen den Menschen eine Entfernung bestehen. Nur so ließ sich auf die Dauer leben.

Einmal nur war Herr Donon von seiner Erkenntnis abgeirrt: damals, als er seine Frau geliebt und geheiratet hatte. Und wie hatte er es zu bereuen gehabt.

Solch eine Dummheit machte Lu nicht, darin war er sich sicher. Also mußte es etwas anderes sein.

Draußen klingelte es. Hönkens Stimme wurde vernehmbar. Donon beugte sich tiefer über seine Moorakten. Es war immer besser, wenn die jungen Leute einen bei der Arbeit sahen. . .

Aber er saß ganz umsonst in seiner arbeitseifrigen Haltung.

Er hörte Hönken mit der Zepp debattieren und dann die Treppe hinaufgehen, die zu Lus Zimmer führte. Aergerlich richtete er sich auf und steckte die ausgegangene Zigarre wieder an. Den Aktendeckel klappte er zu. Die Moorbauern konnten gut bis morgen warten.

Diese Besuche Hönkens bei Lu beunruhigten ihn etwas. Für sein Leben gern hätte er Bescheid über das Verhältnis der beiden gehabt. War es noch immer bei der Freundschaft geblieben, die sie so eifrig betonten? Er glaubte nicht recht an Freundschaft unter so jungen Leuten. Aber Hönken war ein kluger Kopf, und Lu war Lu, geschmeidig und unnahbar, wie ihre schwarze Katze. — —

Nicht Zartgefühl hatte ihn bisher gehindert, ein Gespräch der beiden zu belauschen — er war in seinem Politikerleben schon ganz andere Schleichwege gewandert, nur hatte es sich nie so recht machen lassen; denn die Zepp irrlichterierte überall herum.

Er stellte den Spieltisch an den Klubsessel, klappte ihn auf und setzte die Figuren auf. Bis Hönken kam, konnte er gut die letzte Aufgabe der Schachzeitung durchspielen.

Aber als er mit dieser und der vorigen Aufgabe fertig war, und Hönken sich noch immer nicht sehen ließ, klingelte er Fräulein Zeppendorf herbei.

„Ist Herr Hönken schon fort?

„Nein. Er ist noch oben."

„Bei meiner Tochter?"

„Ja."

Digitized by Google

„Was machen Sie für ein sonderbares Gesicht, liebes Fräulein?"

„Ach Gott, Herr Geheimrat, mein Herz ist so schwer."

„Liebes Fräulein, zu Gretchenmonologen haben Sie nur wenig natürliche Anlage. Drücken Sie sich also prosaischer aus: wo drückt Sie der Schuh?"

Fräulein Zeppendorf rang die Hände. „Um Fräulein Lu ist mir bange."

Der alte Donon runzelte die Stirn. „Sie haben doch nicht etwa gehorcht?"

Fäulein Zeppendorf schüttelte nur energisch den Kopf.

„Ich würde das auch verurteilen. Aufs entschiedenste. Denn ganz abgesehen von den landläufigen Urteilen darüber, bin ich der Meinung, daß jeder Mensch ein Anrecht auf ein Geheimnis hat. Es ist oft das Persönlichste von ihm."

„Ich bin ganz Ihrer Meinung, Herr Geheimrat. Ich weiß nur nicht —"

„Und nicht wahr, Sie achten darauf, daß Herr Hönken nicht entwischt." Mit einem liebenswürdigen Lächeln beendete er wieder die Audienz.

Inzwischen hatte Hönken mit Lu über die neuen Maler gesprochen, die mit ihrem Farbenfurioso die stillen Salons durchlärmten. Dann war er auf die modernen Kunstgewerbler gekommen, auf den Schmuck der Japaner und von Lalique, und plötzlich stellte er die Frage, die ihn heute hierhergebracht hatte: „Kann ich nicht noch einmal den hübschen Ring sehen, den mit der stilisierten Libelle?"

Denn es wäre ja immerhin möglich gewesen, daß er sich geirrt hatte. Das war ihm plötzlich mit Schrecken eingefallen. Es konnte noch einen zweiten solchen Ring geben oder doch einen so ähnlichen, daß jene flüchtige Betrachtung im Verbrecherkeller ihn getäuscht hatte.

„Den Ring? Nein, ich glaube, ich habe ihn nicht da."

„Nicht wahr, Sie haben ihn dem Juwelier gegeben, wie ich Ihnen riet?" Nun war alles klar. Der Ring war beim Juwelier, und da war er gestohlen und an die Hand dieses Kellners gekommen, der mit dem Einbrecher in Verbindung stand.

„Ja", sagte Lu schnell, wie erleichtert. Sie mochte zu dem Spötter Hönken nicht von Kramer sprechen.

„Gott sei Dank!"

„Warum Gott sei Dank?" fragte Lu und haschte die Katze, die auf der Fliegenjagd war.

Hönken gab keine Erklärung für seinen Ausruf. Sondern er sagte mit listigem Lächeln: „Dann verspreche ich Ihnen, daß Sie ihn bald wiederbekommen werden."

Digitized by Google

Lu sah ihn vollkommen verständnislos an. „Ihn wiederbekommen?" Sie nahm die Katze, die sie endlich erwischt hatte, auf den Arm und drückte sie an sich. „Reden wir doch nicht mehr von dem dummen Ring!"

„Doch, doch. Reden wir von ihm. Wissen Sie, daß ich ihm meinen neuen Ruf als Detektiv zu verdanken habe? Bald wird der Kientopp, diese erhabenste Blüte städtischer Kultur, nicht mehr von Nic Carter und Stuart Webbs und diesen Anfängern rühmend reden oder vielmehr flimmern, sondern von Fred Hönken."

„Sie werden mir immer rätselhafter, Hönken. Aber wollen Sie mir nicht endlich erklären —"

„Der Ring in der Linienstraße oder an falscher Hand, erschütterndstes Kriminaldrama aller Zeiten und Völker. Nein, ich will ernsthaft reden und Sie nicht länger auf die Folter spannen."

„Es ist keine Folter, Hönken, dazu ist es viel zu langweilig, entschuldigen Sie schon."

„Bitte. Aber was sagen Sie, wenn ich Ihnen verspreche, daß Sie bald, vielleicht noch heute, Ihren Ring wiederhaben werden."

„Den Ring?"

„Nicht wahr? Da staunen Sie. Ihr Ring ist nämlich vom Juwelier gestohlen worden."

„Vom Juwelier gestohlen?" Lu lachte nervös. Hönken wurde immer abgeschmackter mit seinem Ring. „Das ist nonsense."

„Warum?"

„Mir fällt eben ein, daß er gar nicht beim Juwelier war", sagte sie mit abgewandtem Gesicht. „Sie hatten mir das nur suggeriert."

Hönken machte ein unglückliches Gesicht. „Dann ist es also nichts mit meiner Detektivberühmtheit?"

„Nein. Wenn sie darauf beruht."

„Dann ist der Mensch also auf andere Weise in den Besitz dieses Ringes gekommen."

„Welcher Mensch?"

„Nun, jener Kellner."

„Von was für einem Kellner reden Sie denn eigentlich?"

„Von dem Kellner Karl Kramer, der Ihren Ring besitzt."

Lu trat auf ihn zu. „Sind Sie toll?"

„Aber Lu!"

„Was ist das für ein Kellner Kramer?"

„Er besitzt Ihren Libellenring."

„Wie sieht er aus?"

„Schlank und ein bißchen melancholisch. Ein hübscher Mensch."

Ihre Arme tasteten wie Hilfe suchend in der Luft. Sie war ganz blaß.

Digitized by Google

„Wirklich, ein sympathischer Mensch, dieser Kellner Kramer", setzte Hönken ohne jede Ironie hinzu. Plötzlich verstummte er. Kramer? Hieß so nicht auch jener „Retter", von dem hier mal die Rede war? Blitzschnell kombinierte er alles zusammen: Dieser Kellner war der gleiche, der hier verkehrt hatte. Und er besaß den Ring zu Recht!

„Lu", sagte er, auf sie zutretend. „Arme Lu!"

Die Katze hing sich an sein Bein. Er schleuderte sie fort. Die Katze schrie. Noch nie war sie so schlecht behandelt worden.

„Wo . . . wo ist er jetzt?" stammelte Lu.

Hönken blieb stehen. „Das weiß ich nicht. Aber vermutlich ist er noch inhaftiert und muß jetzt freigelassen werden. Keine Macht der Erde, nicht einmal ein Untersuchungsrichter, kann ihm jetzt etwas anhaben."

„Ich habe Angst — oh, solche Angst!"

„Um ihn?"

Lu schwieg.

„Wollen Sie mir nicht die Wahrheit sagen?" begann Hönken leise nach einer Weile. „Sie ist bei mir gut aufgehoben."

Lu schwieg.

Er drang nicht weiter in sie. Am liebsten wäre er auf und davon gegangen. Was wollte er nur noch hier?

Jetzt, wo er die unumstößliche Gewißheit hatte, hatte er einen Augenblick das Gefühl, als sinke der Boden tiefer, oder als höbe sich die Decke. Irgend etwas war aus dem mühsam erzirkelten Schwerpunkt geraten.

„Er muß frei sein", sagte sie hastig, sich die Augen betupfend. „Wie Sie, wie ich."

„Selbstverständlich", sagte er.

Sie schwankte, als wolle sie umsinken. Hönken fing sie in seinen Armen auf.

„Wenn Sie je etwas für mich gefühlt haben, helfen Sie!" sagte sie leise. „Bedenken Sie, daß er mich einmal gerettet hat!"

„Ich will ja, ich will . . ." Er führte sie langsam, ganz langsam zum Diwan, bestrebt, diesen Augenblick, da er sie in seinen Armen fühlte, zu verlängern. Nie hatte er sie so geliebt wie in diesem Augenblick.

Nun saß sie, und er fragte traurig: „Hängen Sie so an ihm?"

Sie antwortete nicht. Sie hielt sogar die Augen geschlossen, als wolle sie ihn verhindern, darin eine Empfindung zu lesen. Aber das schmerzliche Zucken um Augen und Mund, das sie nicht verhindern konnte, und das unruhige, verzweifelte Spiel ihrer Hände verriet so viel. So viel . .

Digitized by Google

Er hatte den wilden Wunsch, sie zu befreien aus diesem Wirrsal, aus diesem Netz, in das sie — wer weiß, wie — hineingeraten. Wie gut hatte es die alte Zeit: da war Zauberei und Hexerei am Werk, und alles war sonnenklar. Was blieb ihm zur Erklärung übrig? Alle Weisheit der Welt war zuschanden geworden, alle Klugheit dieses klügsten aller Jahrhunderte.

Und, wie um seinen Schmerz und seine Verwirrung zu vergrößern, fiel ihm plötzlich ein, daß jener Kellner den Namen der Dame, von der er den Ring empfangen hatte, nicht genannt. Er hatte ihn trotz allen Hohns des Verhörs, trotz aller drohenden Schatten des Kerkers nicht genannt. Ein Held also? Nun, jedenfalls ein anständiger Kerl. Oder gab es nicht noch andere Gründe?

Aber er verwünschte in diesem Augenblick seine Anständigkeit. Hätte er den Namen genannt, wäre er um Meilen von Lu abgerückt. Vielleicht hatte er das geahnt, und er war nur schlau. Nein, man gab seine Ehre und Freiheit nicht in die Hände eines Mädchens, wenn man sie nicht liebte. Auch ein Kellner tat so was nicht. Ein Menschenkenner, wie ein Kellner, am wenigsten.

Während Hönken noch immer auf die zuckenden Hände Lus sah, — diese Hände, die zu ihm viel lauter sprachen, als es ihr Mund hätte können — wurde er sich mehr und mehr bewußt, daß sie litt, da sie ja zweifache Scham zu überwinden hatte, und daß er dies alles abkürzen müsse.

„Ich werde mit Justizrat Clemens sprechen", sagte er so ruhig wie möglich. „Ich könnte ihm ja sagen, daß ich Ihren Ring fortgeschenkt hätte, etwa für einen Dienst, den er mir erwiesen. Aber, nun hat er ja schon gesagt, daß er ihn von einer Dame empfangen hat."

„Meinen Namen hat er nicht genannt?"

„Nein. Er hätte sich dann ja auch selber bloßgestellt!"

Dieser Gedanke war ihm plötzlich gekommen.

Er fühlte, wie sie zusammenzuckte.

Er fühlte: es war der letzte Kampf Lus. Eine Liebe, die noch nicht Zeit gefunden hatte, zur Blüte zu kommen, war niedergetrampelt worden, um nie wieder aufzustehen. Das, was hier geschah, konnte kein Gott mehr bei Lu Donon gutmachen. . .

„Immerhin bleibt nur eins."

„Was?"

„Sie müssen zugestehen, daß Sie ihm den Ring gegeben haben. Schriftlich."

„Wie abscheulich ist das alles", stieß Lu hervor. Noch immer hielt sie die Augen geschlossen. Ihre Hände hatten sich zu Fäusten geballt. „Wie abscheulich!"

Digitized by Google

„Es muß schriftlich sein. Sonst bleiben Ihnen behördliche Nachfragen nicht erspart. Und das wollen wir doch sparen, nicht wahr?"

„Um alles in der Welt." Lu hauchte es mehr, als sie es sprach.

„Schreiben Sie also, daß Sie in momentaner peinlicher Geldverlegenheit waren, und diesen Herrn beauftragt haben, diesen Ring zu versetzen. So geht es. Das kommt öfters vor. Ihr Name wird genügen. Und man wird nicht weiter nachforschen. Dafür kann ich wohl bürgen und Justizrat Clemens auch."

Lu setzte sich an das Tischchen, nahm Hönkens Füllfeder in die Hand und schrieb auf ein Notizblatt, was er diktierte.

„Und was kommt nun?" sagte sie, als sie ihm das Blatt gab, das er sorgfältig durchlas. „Hönken! Fred! Was kommt nun?"

„Wahrscheinlich nichts."

„Ich glaube, Fürchterliches wartet auf mich!" Sie schlug die Hände vor das Gesicht. „Es wird unerträglich sein."

Er schwieg.

„Es ist gut!" Sie stand hochaufgerichtet.

Einen Augenblick wartete Hönken noch auf ein Wort des Abschieds oder eine Erklärung. Als Lu abgewandt stehenblieb und beharrlich schwieg, ging er.

Als er in das Zimmer trat, prallte er zurück. Hinter der Portiere stand der alte Donon.

Er hatte alles mitangehört.

Herr Donon legte den Finger auf den Mund und ging hinaus. Hönken folgte ihm schweigend.

Fräulein Zeppendorf strich um die Tür. „Es ist doch nichts passiert, Herr Geheimrat?"

„Was soll denn passiert sein?" fragte er grob und ging in sein Zimmer. „Einen Augenblick, lieber Hönken."

Hönken folgte ihm in sein Zimmer. Er blieb aber an der Tür stehen.

„Ich bin zufällig Zuhörer gewesen, als meine Tochter ihre — wie soll ich sagen — also: ihre Verirrung eingestand. Ahnten Sie vorher nichts davon?"

„Nein."

„Ich glaube es Ihnen. Sie hätten mich sonst wohl gewarnt."

„Nein."

„Wie?" fragte der Geheimrat erstaunt.

„Ich hätte nicht gewarnt", sagte Hönken fest. „Denn jeder ist seines Glückes Schmied — so sagt man ja wohl."

„Da sind Sie uneigennütziger, als ich dachte, lieber Freund. Um

Digitized by Google

— hm — welchen Kellner handelt es sich eigentlich bei dieser unbegreiflichen Affäre?"

„Um den Kellner Karl Kramer aus dem Alexanderrestaurant."

„Aus dem Alexanderrestaurant. So, so. Das war doch dort, wo —"

„Wo der schöne Wein war."

„Ja und die mit Recht so geschätzte Popularität. Hönken, ich fürchte, ich werde in Berlin bald noch populärer werden, wenn nicht rasch etwas geschieht."

„Ich muß nun leider fort, Herr Geheimrat."

„Ja, und aus unserer Partie wird heute nichts."

„Nein."

„Schade. Sie hätten gewonnen. Denn auf die Dame, meine Lieblingsfigur, war heute wohl nicht viel Verlaß."

„Auf Wiedersehen, Herr Geheimrat."

„Noch einen Augenblick." Donon zögerte. „Meinen Sie, daß Lu darüber hinwegkommt?"

„Wie meinen Sie das?"

„Sie wird jetzt mit Schmutz bespritzt werden von oben bis unten. Meinen Sie. daß Lu das erträgt?"

„Sie wird es ertragen müssen."

„Jede Handlung trägt ihre Folgen im Schoß, ich weiß. Und diese Folgen sind gerecht. Ja," schloß er fast leidenschaftlich, „sie sind gerecht."

„Mir kommt es vor, als ob sie diesmal sehr ungerecht seien."

„Warum?"

„Sie sind zu schwer für Ihre Tochter. Sie wußte nicht, was sie tat. Sie alle wußten es nicht."

„Keine Entschuldigung!"

„Sie ist wohl nicht gewappnet genug für dies recht robuste Leben. Es wird sie erdrücken."

„Der Alltag?" sagte Donon feierlich.

„Ja, der Alltag", wiederholte Hönken. „Vor dem hatte sie Angst. Sie hat ihr Lebtag unter dieser Angst gebebt. Ich besinne mich sogar auf diesen Ausdruck von ihr: ‚Angst vor dem Alltag'. Und nun kommt er in der brutalsten Form."

„Daß man so etwas nicht spürt!" sagte Donon verwundert. „Das begreife ich nicht."

„Auf Wiedersehen, Herr Geheimrat."

Donon schüttelte Hönkens Hand ein paarmal fest. „Hönken, was weiß einer vom andern!" sagte er mit zitternder Stimme.

Digitized by Google

Nun war er allein. Er strich sich über das Haar und fühlte, daß es feucht war.

Unten klappte die Haustür und fast unmittelbar darauf die Gartenpforte. Hönken hatte es eilig.

Donon ärgerte sich, daß er sich dem jungen Mann gegenüber hatte gehen lassen. Auch die größte Erschütterung entschuldigte das nicht. Haltung!

Unwillkürlich sah er zu seinem Ahnherrn herüber, dessen schmaler Kopf auf der Spitzenkrause wie auf einem Teller lag. Es hieß, er habe ein Ständchen auf einer Theorbe gespielt, als er im Blutrausch der Bartholomäusnacht sank. Sicherlich hatte er es zu Ende gespielt, als die Mörder auf ihn zurasten, die die verratende Dame herbeigerufen. Man hatte damals viel mehr Stil im Leben.

Er fühlte sich wie damals, als er seine Frau überraschte, damals, vor den vielen, vielen Jahren. Und wieder kam er sich betrogen vor. Und mit der gleichen Schnelligkeit, wie damals, traf er seine Entschlüsse. Dies mußte ein Ende haben, ehe der Name Donon darunter litt.

Er nickte seinem Ahnherrn zu, und ihm schien, als lächelte er zurück. Vielleicht war es aber auch nur der Schatten einer Wolke, der über das Bild gehuscht war.

Er nahm das Telephonbuch zur Hand und ließ sich dann mit dem Alexanderrestaurant verbinden.

Der Kellner Karl war nicht da. Er sei auf Urlaub, hieß es.

Natürlich, er konnte ja noch nicht frei sein. Aber in ein paar Stunden wohl.

Für alle Fälle war es wohl besser, dort in der Nähe zu sein, denn es durfte keine Zeit verlorengehen. Er bestellte das Auto und ließ es nach dem Reichstagsgebäude fahren. Von da aus benutzte er ein Mietauto, um die Spuren zu verwischen.

*

Wider sein Erwarten wurde Karl Kramer am nächsten Vormittag entlassen. Ohne Entschuldigung, aber als freier Mann. Sogar den Ring händigte man ihm wieder aus.

Es regnete. In der Vertiefung des Asphalts standen kleine Wasserlachen. Der Asphalt war blank und glatt.

Karl hatte keinen Schirm bei sich; er war ja auch auf ein so langes Fernbleiben nicht gefaßt gewesen, als er gestern nachmittag seine Wohnung verlassen mußte. Er achtete nicht darauf und nahm sogar den

Digitized by Google

Hut ab, als er durch die nassen Straßen ging. Die Kühle tat dem Kopf wohl, der heiß war, wie nach langen Stunden der Trunkenheit.

Karl hatte eine qualvolle, schlaflose Nacht hinter sich. Jede Viertelstunde hatte er von einer nahen Uhr, wohl der Gefängnisuhr, schlagen hören. Anfangs war er in der engen Zelle auf und ab gelaufen. Dann hatte er sich beruhigt und sich auf die Pritsche niedergelassen. Aber ein Auge hatte er nicht geschlossen. Alle seine Gedanken waren bei Lu gewesen. Alle seine Gedanken kreisten auch jetzt um Lu.

Keinen Augenblick hatte er es bedauert, daß er ihren Namen verschwiegen. Er hatte sich grimmig zugeschworen, daß sie ihm den Namen nicht aus den Zähnen brechen sollten. Aber zwischenein war immer der Wunsch aufgetaucht, Lu möge kommen, alles sagen und alles erklären: „Diesen Ring gab ich meinem Retter. Und es ist mir gleichgültig, was er ist!"

Ein anfangs vages, dann immer deutlichere Formen empfangendes Bild schwebte ihm vor: Er sah Lu seine Tür öffnen, den Schließer mit einer ihrer entzückenden herrischen Bewegungen beiseiteweisen und dann seinen Arm ergreifen. Arm in Arm mit ihm ging sie hinaus, lächelnd, triumphierend. . . Davon war nichts geschehen. Alles war so nüchtern und schmucklos vor sich gegangen, wie er es nie für möglich gehalten hatte. Nur Justizrat Clemens war durch den Korridor gegangen, ohne von ihm Notiz zu nehmen.

Er entsann sich eines Bildes aus einem zerschlissenen Buche der Kinderjahre: „Der Gefangene." Da stand ein Mann mit Ketten an Händen und Füßen, und eine zarte, schwarzgekleidete Frau umarmte ihn, während zwei Kinder ahnungslos mit seinen Ketten spielten. Dies Bild hatte ihn als Kind stets so ergriffen, daß er darüber geweint hatte. Es war dumm. Aber dies Bild stand auch jetzt vor ihm und ließ ihn nicht los.

Karl ging langsamer und immer langsamer, je näher er dem Alexanderrestaurant kam. Der Regen wurde schwächer, aber er war doch zu spüren. In einer Automatenwirtschaft trank er eine Tasse lauwarmen Kaffee und aß zwei harte, eingetrocknete Brötchen. Als er eine Zigarette angesteckt hatte, fühlte er sich wieder wohler.

Natürlich war es Unsinn, daß Lu hätte kommen sollen. So schön es auch gewesen wäre. Sie durfte in diese häßliche Geschichte nicht hineingezogen werden. Von ihm zuerst mußte sie die Wahrheit hören, nicht von diesen Polizeimenschen.

Er betrachtete den Ring. Er war schön und seltsam. Wieviel hätte Karl in der vergangenen Nacht nicht darum gegeben, ihn bei sich fühlen zu können.

Woher konnten sie es nur wissen, daß der Ring von ihr stammte?

Digitized by Google

Einen Augenblick huschte die Erinnerung an Herrn Hönken vorüber, der ja auch in diesem verfluchten Keller gewesen war. Aber bei der Untersuchung war sein Name nicht gefallen. Nein, er kam hier wohl nicht in Betracht. Oder hatte er sein Geheimnis durchschaut? War er aber überhaupt der gleiche Hönken, der im Hause Donon verkehrte? Alles verwirrte sich.

Hier gab es Rätsel, die nur eine lösen konnte. Klar war jedenfalls das eine, daß Lu nach dem Verbleib des Ringes gefragt worden war und daß sie geantwortet hatte. Sonst hätte man ihn ja nicht freigelassen. Sie hatte sich also doch zu ihm bekannt, und sie hatte ihm doch die Gefängnistür geöffnet, wenn es auch nicht in Person geschehen war.

Karl fühlte sich frisch und froh werden bei dem Gedanken. Wie gut war es doch gewesen, daß er gewartet, bis sie gesprochen. Oh, er hätte lange gewartet. Viel, viel länger als diesen halben Tag und diese Nacht. So lang sie auch gewesen war. Sie hatte sich zu ihm bekannt — es gab keinen Zweifel. Nun war alles gut . . .

Er sah nach der Uhr, sie war stehengeblieben. Aber es war doch wohl Zeit, daß er sich im Alexanderrestaurant sehen ließ.

Aber als er sich in einem der vielen Spiegel des Automatenrestaurants betrachtete, bemerkte er, wie übernächtig er aussah und wie schmutzig sein Kragen war. Nein, er mußte erst nach Hause und sich umziehen.

Aber als er in seiner Stube war, überkam ihn die Müdigkeit so, daß er sich in Stiefeln und Kleidern auf das Bett warf und sofort einschlief. Als er erwachte, stach die Sonne grell ins Fenster.

Er wusch sich rasch, kleidete sich um und ging fort. Die Normaluhr auf dem Platz zeigte auf 4 Uhr.

Er war vergnügt und pfiff durch die Zähne, als er in die Wirtschaft eintrat. Der dicke Albert kam ihm entgegen. Er sah ganz verdutzt aus. „Du — hier?"

„Es war wegen des Ringes", sagte Karl und lachte.

„Ja so", sagte Albert verlegen und machte sich eifrig an den Zeitungen zu schaffen. Es fiel Karl auf, daß er ihm gar nicht die Hand gab.

An Ottos Stelle war ein neuer Kollege, ein noch junger Mensch mit blassem Gesicht und eingesunkenen Augen. Auch er schien schon Bescheid zu wissen. „Hm", machte er, als Karl ihn anredete. Dann ging er zum Büfettfräulein und flüsterte. Beide sahen nach ihm hin.

Herr Neddebohm rieb seine Hände. „Also die Sache ist erledigt. So, so. Nun, dann wird sich ja alles schon geben, alles, hm, alles. Nach

Digitized by Google

Ihnen ist übrigens schon mehrere Male telephoniert und nachgefragt worden."

Karl horchte auf. „Von einer Dame?" fragte er.

„Nein. Von einem Herrn. Er will nicht genannt sein und will nachher wiederkommen." Und er ging in das Nebenzimmer. Karl hörte ihn am Telephon sprechen.

Noch ein paarmal versuchte Karl mit den Kollegen oder dem Büfettfräulein eine Unterhaltung anzuknüpfen. Es ging ihm nicht besser als bisher. Als ihre Abweisungen zu deutlich wurden, so daß er sie nicht mißverstehen konnte, gab er es auf.

Er spürte, wie der Verdacht des Verbrechens fast so schlimm ist wie die Gewißheit. Er war kein Aussätziger. Aber man mied ihn wie einen, von dem man weiß, daß er mit Aussätzigen zusammen gewesen ist. Er fühlte sich bedrückt und beschwert. Sein Lächeln wurde scheu und verlegen, wie um Entschuldigung bittend.

Das Beste war wohl, daß er fortging. Und dann zu Lu. Denn nun mußte ja doch irgendwie ein neues Leben beginnen . . . ein neues Leben. . .

Er sehnte sich nach Lu wie nach etwas Schönem, wie nach einem Feiertag, der über die Häßlichkeit der Woche hinwegtröstet. Nie vorher in seinem Leben meinte er eine solche Sehnsucht empfunden zu haben. Vielleicht lag es auch daran, daß er nie vorher in seinem Leben sich so entsetzlich einsam gefühlt hatte.

Er sehnte sich nach Lu. Er sehnte sich nach einem Wort von ihr oder doch nach einer Zeile von ihr: nun wußte sie ja, wo er zu finden war.

Ein Auto hielt vor dem Restaurant. In dem stillen Lokal hörte man deutlich jedes Geräusch. Die Glastür flog auf. Ein rascher, fester Schritt näherte sich Karl.

Müde wandte er sich um. Er fuhr zusammen. Herr Donon stand vor ihm.

Die Erziehung langer Jahre hielt ihn auch jetzt im Bann. Er verneigte sich nur leicht und rückte einen Stuhl zur Seite.

„Sie haben mich wohl kaum erwartet, Herr — — — Kramer."

Karl stand still, geduckt: Jetzt kam es, jetzt mußte sich sein Schicksal erfüllen.

„Bitte!" Er wies auf einen Stuhl.

„Ich hätte Sie gerne ein paar Minuten allein gesprochen."

„Vielleicht im Nebenzimmer?" sagte Karl. Er begriff vollkommen, daß Herr Donon ihn unter vier Augen sprechen wolle. Nichts war in diesem Augenblick natürlicher.

Er ging schnell voran und öffnete die Türe. Herr Donon trat

Digitized by Google

ein und setzte sich an den langen Tisch in der Mitte. Karl folgte ihm ins Zimmer und schloß die Tür hinter sich.

Das Zimmer war halbdunkel. Die Vorhänge waren fest zugezogen, und die Wandbekleidung aus braungebeiztem Holz fing kein Licht auf. Die Luft war dumpf und fast modrig.

„Bitte!" Herr Donon wies Karl einen Stuhl ihm gegenüber an.

„Danke." Karl setzte sich.

„Wie lange sind Sie schon in Ihrem Beruf?"

Karl dachte nach und nannte die Zahl der Jahre.

„Eine lange Zeit", sagte Herr Donon und strich seinen Knebelbart. „Eine lange Zeit" . . . Und er sah Karl sinnend an, als wäre er bloß hierhergekommen, um dies festzustellen.

Endlich fuhr Herr Donon fort: „Ist Ihnen in dieser Zeit nie der Gedanke gekommen, daß es besser um Sie stünde, wenn Sie sich selbständig machen könnten?"

„Gewiß. Aber" —

„Ich verstehe. Die Einnahmen sind nicht derart, daß sich das ermöglichen ließe."

Karl nickte. Er war dem alten Herrn dankbar, daß er ihn nicht genötigt hatte, dies auszusprechen. Es hätte ihn irgendwie bedrückt, zu Lus Vater von Geld zu sprechen . . .

„Was würden Sie sagen, wenn man Ihnen die Möglichkeit dazu gäbe? Ich dachte mir so ein kleines Kapital, das Sie instand setzte, irgend etwas in der Provinz zu pachten."

„In der Provinz?" Karl wiederholte ganz gedankenlos diese Worte. Das Ganze war so rätselhaft und überraschend, daß er den Sinn gar nicht völlig begriffen hatte.

„Ja, in der Provinz", wiederholte nun auch der Geheimrat. „Es lebt sich entschieden gesünder in der Provinz, mein lieber Herr, als in dieser Steinwüste." Er sang eine ganze Weile das Loblied der Provinz, wo man ruhiger, anständiger, gesünder lebe und mehr verdiene, wenn man nur Geduld besäße, und wo man, bei Licht besehen, auch mehr vom Leben habe.

Karl nickte. Er wußte noch immer nicht, was er zu der sonderbaren Rede sagen sollte. Was ging ihn die Provinz an? Wie sollte er je wo anders leben können als hier in Berlin?

„Ich bin entzückt, daß Sie meinen Intentionen folgen. Ich dachte mir gleich, daß Sie ein gescheiter junger Mann sind, ein Kind unserer Zeit, die nicht Träumen nachjagt, sondern der Wahrheit in das kalte Auge blickt."

Karl wußte nicht, warum ihn dieser Satz so verletzte. Es war irgend etwas darin, das ein Angriff war. Er hatte zum erstenmal das

Digitized by Google

Gefühl, sich zur Wehr setzen zu müssen. Oder war er nur noch so erregt von den Erlebnissen der letzten 24 Stunden, daß er wieder dem Richter gegenüberzusitzen glaubte, der ihn in ein verzwicktes Verhör verstrickte? Herr Donon öffnete die Aktenmappe, nahm ein kleines Büchlein heraus, riß ein Blatt heraus und überreichte es ihm. „Ein Scheck", sagte er, „auf die Ostpreußische Vereinsbank. Auszahlbar in Königsberg. Sind Sie mit der Summe einverstanden?"

Karl las die Summe und erblaßte. Das war viel, viel Geld. Viel mehr, als er je für sich erträumt hatte. Es war für ihn ein großes Vermögen.

Dies Geld bedeutete Selbständigkeit. Dies Geld bedeutete Freiheit von allen Schikanen des Chefs und der Gäste. Dies Geld bedeutete ruhige Arbeit und Sicherheit und ein Alter in Sicherheit.

„Das soll ich — ich —?" stammelte er und reichte zu Herrn Donon seine Hand herüber.

Der übersah die Hand und sagte: „Nicht wahr, es wird genügen?" Er nahm aus seiner Mappe ein zweites Papier und spielte damit. „Sie werden dann dereinst", sagte er halb nachlässig, „irgendeine kleine Frau heiraten können. Vielleicht die Tochter eines Konkurrenten, den Sie auf diese listige Weise mattsetzen, haha, und Sie werden dem Vaterland eine Reihe kleiner Kramer schenken, denen es wohlergeht auf Erden, haha."

Karl erhob sich langsam. Das Papier hielt er noch in der Hand, diesen kleinen, schmalen Papierstreifen, der wie ein Talisman Ruhe und Sicherheit gab bis zur Stunde des Sterbens.

„Irgendeine kleine Frau", hatte dieser Mensch dort gesagt? Nein, das hatte Herr Donon gesagt, der Lus Vater war . . . „Die Tochter eines Konkurrenten" . . . Sonderbar, wie scharf dies Lachen war und wie glatt dies Papier in seiner Hand war. Es war glatt, kaum zum Halten.

Regen klatschte an die Scheiben. Es war dunkel geworden im Zimmer. So dunkel wie in meiner Zelle heute nacht, dachte Karl. Es war ein wunderlicher Vergleich; aber er kam nicht davon los: Jener Richter gestern, „das Ei", und dieser fremde, alte Herr — die Gefängniszelle und das Zimmer, in dem ein Vermögen wie auf dem Präsentierteller gereicht wurde.

„Wollen wir nicht Licht machen?" fragte der Geheimrat, und seine Stimme klang nicht mehr so sicher wie vorhin.

Karl brauchte nur die Hand auszustrecken, um das Licht anzuknipsen. Aber es war nicht so einfach, die Hand zu heben . . . er fühlte eine bleierne Schwere in allen Knochen. Er rührte sich nicht.

Der Geheimrat erhob sich nun ebenfalls. „Sie können sich denken,

Digitized by Google

daß man solch ein Kapital nicht ohne Bedingungen hergibt. Sie sind doch . . . ich halte Sie doch . . . wie soll ich sagen . . . für einen Mann des praktischen Lebens . . ."

Er suchte sichtlich nach Worten. Aber Karl kam ihm nicht zu Hilfe. Es bereitete ihm eine brennende Freude, die Verlegenheit dieses fremden Herrn zu beobachten, der der Vater Lus war.

„Das Geld ist als Hypothek auf das von Ihnen in Ostpreußen zu kaufende Hotel gedacht, als eine Hypothek, die nicht gekündigt wird, solange Sie die Bedingungen einhalten."

„Die Bedingungen?" sagte Karl. Er hörte aufmerksam das Rauschen des Regens, der ungestüm an die Fenster schlug. Es klang, als suche er Einlaß, empört über diesen ausgeklügelten Schutz der Mauern, die ihm, dem freien Element, entgegengestellt waren.

„Die Bedingungen ersehen Sie am besten aus diesem Papier, das Sie unterschreiben wollen. Natürlich nach genauer Prüfung. Denn man kauft keine Katze im Sack, haha." Herr Donou hatte offenbar seine Sicherheit wiedergewonnen. „Aber Licht müssen Sie schon machen, mein Bester."

„Das ist nicht nötig", sagte Karl.

„Wie?"

„Sie können sie mir ja auch sagen."

„Oh, es ist nicht der Rede wert. Sie haben übrigens recht: In dieser Beleuchtung sprechen sich solch delikaten Dinge leichter aus. Es gibt Worte, die ihr besonderes Licht brauchen, wenn sie nicht falsch klingen sollen. Die Bühnenleute kennen diese Raffinements."

Er zögerte einen Augenblick, als warte er auf eine Entgegnung. Als keine kam, sagte er langsam, und es klang, als lese er seine Worte ab: „Sie verpflichten sich lediglich, mit dem heutigen Nachtzug Berlin zu verlassen, Berlin fortan zu meiden und jede irgendwie geartete Beziehung zu meinem Haus abzubrechen."

Es wurde plötzlich hell im Zimmer. Karl hatte das Licht angeknipst.

„Weiter nichts?" sagte Karl.

„Weiter nichts", wiederholte Herr Donon und reichte ihm mit verbindlichem Lächeln den Schein. „Ich bin glücklich, daß Sie begreifen."

„Und dafür bekomme ich dies Geld?"

„Auf mein Wort." Herr Donon blinzelte etwas mit den Augen; das grelle Licht mochte ihn wohl blenden.

Karl knüllte den schmalen Papierstreifen in seiner Hand zusammen. Das kühle Papier war längst heiß und feucht geworden. Er warf die kleine Papierkugel auf den Tisch.

Herr Donon zuckte zusammen, als hätte es ihn getroffen. Er sah Karl an. Ueberrascht, verblüfft, aber immer noch voller Zweifel.

Digitized by Google

Er öffnete den Mund zum Sprechen, aber er fand nicht das rechte Wort. Das Papier nahm er an sich, breitete es auseinander und glättete es. Dann las er halblaut, wie für sich, die Zahl der Summe. Er lächelte. Aber es war nicht mehr das weltmännische, gewinnende Lächeln. Es sah hilflos und fast verlegen aus. „Mein Vorschlag kommt Ihnen sonderbar vor?"

„Ich habe so viel Sonderbares in den letzten Tagen erlebt," sagte Karl Kramer langsam, „daß ich mich über nichts mehr wundere. Obgleich es seltsam ist, daß Sie kommen." Der Ton lag deutlich auf dem Sie.

Donon bemerkte es. „Ich wollte zuerst auch den Ihnen bekannten Herrn Hönken schicken", sagte er mit Kälte. „Aber in so wichtigen und delikaten Dingen verkehrt man besser ohne Parlamentär. Sie haben sich die Sache nun hoffentlich überlegt?"

Karl schwieg lange. „So hoch schätzen Sie mich also ein?" fragte er endlich.

„Nur Ihre Abwesenheit", entgegnete Donon scharf. „Das ist etwas ganz anderes."

„Sie hätten sich die Mühe gar nicht zu geben brauchen. Ein Wort hätte genügt."

„Ich hielt es so für besser."

„Sie meinen, mit Geld könne man dergleichen Dinge aus der Welt schaffen?

Der Geheimrat lächelte. „Aus der Welt schaffen kann ich es allerdings nicht. Aber eine Weiterentwicklung kann ich hindern."

„Es hätte genügt, mir Ihr Haus zu verbieten."

„Sie haben sich dort eingeschlichen."

Karl warf den Kopf zurück. „Sie irren sich; ich bin nur Ihrer Einladung gefolgt."

„Meinen Sie im Ernst, ich hätte den Kellner Karl aus dem Alexanderrestaurant zu mir eingeladen?"

„Nein. Dazu haben Sie zuviel . . . zuviel . . ."

„Vorurteile", half Donon lächelnd aus.

„Ja, Vorurteile." Karl nahm das Wort ruhig auf. „Sie luden dort den Retter Ihrer Tochter ein, wie Sie selbst sagten."

Ueber Donons Gesicht flog ein warmer Schimmer. Er streckte plötzlich die Hand über den Tisch. „Ich stehe in Ihrer Schuld. Wer wüßte es besser als ich? Aber diese Schuld ist nun unerträglich schwer geworden. Seien Sie nett zu einem alten Mann und lassen Sie ihn diese Schuld ablösen!"

„Mit Geld?"

„Ja. Kann ich es denn anders?" Und als Karl ihn schweigend

Digitized by Google

anblickte, voller bitterer Vorwürfe, die er noch immer nicht auszusprechen wagte, wiederholte Donon die Frage: „Kann ich es denn anders?"

Wieder antwortete Karl mit einem Kopfschütteln.

„Ich biete Ihnen hier ein Vermögen. Wenigstens für Ihre bisherigen Verhältnisse ist es ein Vermögen. Schlagen Sie es noch immer aus?"

„Ja", sagte Karl.

„Ich habe Sie für klüger gehalten, nach allem, was ich von Ihnen selbst und vom Justizrat gehört habe."

„Danke."

Wie für sich sagte Donon: „Justizrat Clemens ist von allem unterrichtet, für den Fall, daß Sie sich in anderer Art schadlos zu halten versuchen sollten."

Karl war ganz blaß, als er fragte: „Sie glauben, ich wollte erpressen?"

„So scharf möchte ich das nicht präzisieren."

„Pfui", sagte Karl. Er sagte es halblaut; aber in dem stillen Zimmer war es deutlich zu hören. Und wieder zuckte Donon zusammen.

Diesmal vermied er aber, den andern anzusehen, und beeilte sich, die Papiere in seiner Aktenmappe zu verwahren und diese zu schließen. Dann wandte er sich zum Gehen. An der Türe drehte er sich um.

„Schade", sagte er. Und es war nicht klar zu ersehen, ob er es bedauere, einem Menschen, der sich nicht einmal für soviel Geld kaufen ließ, nicht näher kommen zu können, oder ob es ihm leid tat, daß das Geschäft nicht zustande gekommen war . . .

Als Karl allein war, glitt er in den Stuhl nieder, in dem er zu Beginn des seltsamen Gesprächs gesessen. Sein Kopf sank herab; die Arme hingen wie leblos am Körper. Er war nicht imstande, etwas zu denken. Er fühlte nur einen entsetzlichen Druck, der ihn zermalmen mußte. Ein eiserner Reif saß um die Stirn, die ihm zu zerspringen drohte.

Er fühlte nur: etwas Fürchterliches war geschehen, etwas, das nie mehr gutgemacht werden konnte. Und daß dies Fürchterliche mit Lu zusammenhing, machte alles nur noch grausamer und schmerzlicher.

Herr Neddebohm kam ins Zimmer.

Als Karl sich nicht rührte, hustete er ein paarmal. Endlich bemerkte ihn Karl, und er stand auf.

„Sie können gehen", sagte der Wirt. „Sie können gehen."

„Jetzt?" sagte Karl verwundert.

„Sie sind entlassen."

Digitized by Google

Karl zuckte mit den Achseln. Es war ja alles so gleichgültig . . . so gleichgültig . . .

Er ging zur Kellnergarderobe und zog sich den Mantel an.

Jetzt, wo er fort mußte, waren die Kollegen freundlicher zu ihm. Der dicke Albert reichte ihm die Hand: „Viel Glück, Kollege." Auch der neue Kollege kam heran. Sogar das Büfettfräulein ließ sich zu einem „Auf Wiedersehen" herab. Karl antwortete nicht. Er sah über sie hinweg. Es war ja alles so gleichgültig . . .

Nun fiel die Tür des Alexanderrestaurants hinter ihm zu.

*

Ohne über den Weg oder ein Ziel nachzudenken, ging Karl Kramer durch die Straßen. Er überquerte Plätze mitten durch das Gewirr der Wagen, der Autos, der Radler. Es klingelte, brauste, fauchte, gellte um ihn. Er hörte nichts. Die Flüche der Kutscher regneten auf ihn nieder, das Lachen der Passanten, gegen die er anrannte, traf sein Ohr. Er merkte nichts davon. Er empfand nur das Bedürfnis, zu gehen, immer weiter zu gehen. . .

Der Regen war jetzt schwach, aber er rieselte doch noch immer. Karl Kramer hielt den Schirm, säuberlich zusammengerollt in der Hand. Ein Angetrunkener rempelte ihn an. Karl packte ihn an der Brust und wollte auf ihn einschlagen. Andere drängten sich lachend dazwischen. Da ließ er ihn. Eine Minute später hätte er ihn nicht wieder erkannt.

Als er an einer Ecke einen Augenblick wegen einer Wagenstauung halten mußte, lachte ihn ein Mädchen an, das eine entfernte Aehnlichkeit mit Frieda Wernicke hatte. Er erschrak und begab sich zum Stadtbahnhof, an dem er eben vorbeigegangen.

Er fand sich an einem Schalter, ohne zu wissen, was für ein Billett er nehmen solle. Als ein dicker Herr vor ihm eine Karte nach Friedrichshagen forderte, nahm er eine gleiche und folgte dem Dicken, der eine Handtasche trug.

In seinem Wagenabteil saß eine Frau und ein kleiner, magerer Junge, der andauernd sprach und auch Karl in sein interessantes Gespräch verwickeln wollte. Aber ein Blick in Karls finsteres Gesicht belehrte ihn eines Besseren. „Böser Mann", flüsterte er seiner Mutter zu. Und seine Augen weiteten sich, als sähe er den Räuber aus dem Märchenbuch.

Draußen kämpfte Sonnenschein mit Regen. Irgendwo in der freien Natur mußte ein Regenbogen schimmern. Hier zwischen den schmutzigen Mauern der Häuserkästen war nichts zu sehen.

Digitized by Google

Das Sitzen in der Bahn war unerträglich. Aber der Gedanke auszusteigen und irgendeinem Bekannten zu begegnen und mit ihm sprechen zu müssen, war noch viel drückender. Allmählich wurde der Blick freier. Die Häuser traten zurück, wurden kleiner und freundlicher. Wiesen und Gärten tauchten auf. Bäume grünten am Bahndamm. Kiefern schüttelten sacht ihre schwarzgrünen, nassen Köpfe.

In Friedrichshagen ging er gleich die Dorfgasse hinunter geradeaus zum See. Der Bootsverleiher, dem er ein Boot abmietete, schnitt ein merkwürdiges Gesicht. Die Boote waren total durchnäßt von dem stundenlangen Regen. Man mußte erst Wasser ausschöpfen.

Er nahm ein unerhört hohes Pfand. Dieser junge Mann sah so verstört aus und bestand mit so verrückter Beharrlichkeit auf seiner Absicht, zu rudern bei diesem Hundewetter — man mußte vorsichtig sein. Erst gestern hatte in der Zeitung der Bericht von einem Selbstmord am Tegeler See gestanden. Das treibende Boot war nur mit vieler Mühe geborgen worden. Am liebsten hätte er dem Fremden das alte Boot dort angedreht. Aber der saß schon in dem kleinen grünen und hörte auf keine Erwiderung.

Karl legte sich fest in die Ruder. Der See war unruhig. Das schwarze Wasser war zu kleinen Wellen aufgerührt. Eine Viertelstunde lang ruderte er ohne Unterbrechung. Diese Tätigkeit tat ihm wohl, und er entfernte sich ja mit jedem Meter, das er vorwärts kam, mehr von den Menschen.

Als er so weit war, daß er die Uferrestaurants nur in schwachen Umrissen erkennen konnte, zog er die Ruder ein und ließ sich treiben.

Die Wellen glucksten an den Bootswänden. Bisweilen hob sich das Boot und platschte schwer aufs Wasser. Wie ein Schwimmer, der ungeschickt von der Planke abspringt. Das waren lange die einzigen Laute, die hörbar wurden.

Aber nun kamen die Gedanken. Sie tauchten aus dem dunklen Wasser und hoben ihre ungestalten Köpfe. Sie krochen über die Bootswand und grinsten ihn an. Sie setzten sich auf die Bank an der Spitze und lachten.

Der alte Herr hatte ihm Geld geboten. Was war dabei? Geld nehmen, war keine Schande. Ein Kellner mußte zu jeder Stunde des Tages von jedem Fremden Geld nehmen. Es gehörte zu seinem Beruf. Aus diesen Groschen wurden Mark, aus diesen Mark wurden mehr und mehr, so viel, daß man davon lebte. Dieser Fremde gab viel Geld, das war richtig. Aber vielleicht bedeutete es ihm nicht mehr als dem kleinen Kontoristen der Groschen, den er als Trinkgeld gab. Was war da schlimm? Machte der Unterschied soviel aus? War wenig Geld anzunehmen erlaubt und viel Geld anzunehmen eine Schande?

Digitized by Google

„Pfui", sagte Karl. Er sagte es diesmal laut in die Dämmerung hinein. Und es war, als scheuche dies Wort den bösen Spuk fort.

Der feine, alte Herr wollte ihn erkaufen, wie man auf der Friedrichstraße die geschminkten Mädchen kaufte. Vielleicht hatte er im Leben nur Menschen gekannt, die zu kaufen waren. Karl ließ die Menschen an sich vorüberziehen, die ihm je begegnet waren, und er prüfte jeden einzelnen darauf, ob er käuflich war. Nur wenige bestanden die Probe. Nein, das war keine Entschuldigung. Es besagte ja auch nichts für diesen Fall.

Er klappte den Kragen hoch. Der Regen war, so dünn er auch rieselte — dünn und schwach wie ein leichter Nebel — doch lästig. Hätte es damals in Charlottenburg ebenso geregnet, wäre er mit seinem guten Anzug nicht in den verdammten Schloßpark gegangen, und Lu wäre nicht dort umherspaziert, und dieser Kerl wäre nicht gekommen — — von was für Zufällen hing das Leben ab! Gab es überhaupt eine Schuld, wenn der Zufall so mächtig über den Menschen werden konnte?

Alle Erinnerungen an Lu tauchten auf, wurden lebendig und bemächtigten sich seiner. Er hörte den Klang ihrer Worte und das Rascheln ihres Kleides; er sah ihr Lächeln und spürte den Duft ihres leichten Parfüms. Wieder hörte er ihre Worte: „Es ist gut, mit Ihnen hier herumzuwandeln." Wieder hörte er die letzten Worte, die sie an ihn gerichtet: „Auf Wiedersehen!"

Warum sollte es nun kein Wiedersehen geben? Nur weil der alte Herr dagegen war? Das war wahrhaftig kein Grund. Dann mußte er sie eben aus den Händen des Vaters reißen.

Und jetzt begriff Karl plötzlich, daß Donon ihm das Geld nur geben wollte, um ihn von seiner Tochter fernzuhalten, die ihn, Karl, liebte. Sie liebte ihn. War der Ring nicht das beste Zeichen? Alles war sonnenklar. Nein. Da war noch eins.

Seine Gedanken arbeiteten schwer. Sein Kopf war so heiß, und seine Schläfen pulsten. Aber am Ende rang sich doch der Gedanke los, daß sie mit der Abfindung einverstanden sein konnte! Es war entsetzlich, daß es solch eine Möglichkeit gab. Aber sie war da. Und diese Möglichkeit spaltete sich wieder in zwei, wie die Infusorien, von denen er mal in einem Zeitungsartikel gelesen. Entweder hielt auch sie ihn für minderwertig und käuflich, oder — sie wollte ihn auf die Probe stellen, damit ihr Vater unrecht behielt.

Und nun, wo der Vater ihr nicht seine Unterschrift unter dem Papier zeigen konnte, mußte sie sehen, daß er die Probe bestanden hatte!

Ein Jubelschrei entrang sich ihm — — —

Digitized by Google

In unmittelbarer Nähe heulte etwas auf. Ein Ruf hallte herüber, und dicht bei ihm schnitt ein Motorboot durch das Wasser. Karl sah einen Kopf, der unnatürlich verzerrt war, und zwei Arme, die zum Himmel gereckt waren. Ein Boot hob sich empor und machte einen Sprung. Karl griff nach dem Ruder. Eine Weile mußte er verzweifelt mit Aufbietung aller Kräfte arbeiten, bis er aus dem Kielwasser des Bootes war.

Wäre das Motorboot nur einen Fußbreit näher gewesen, so hätte es ihn überrannt, und er wäre verloren gewesen. Denn der Müggelsee hätte ihn nicht mehr losgelassen.

Er mußte hier fort. Wie konnte er nur einen Augenblick über sein Ziel heute im Zweifel sein? Er mußte zu ihr. Er mußte sie fragen! Er mußte zu ihr dringen mit List oder Gewalt, und wenn er darüber noch einmal ins Gefängnis kam. Und vorher durfte er nicht sterben.

Er begann dies schwarze, unheimliche Wasser zu fürchten. Jeden Augenblick konnte ein Dampfer auftauchen. Und wenn ihm das Ruder verlorenging — fast wäre das vorhin passiert —, was dann?

Die Lichter am Ufer glänzten auf. Verlorene glühende Punkte lockten da irgendwo in der Ferne. Er hatte keine Ahnung, wo er war. Aber er ruderte in wahnwitziger Hast auf eines dieser Lichter zu. Der Schweiß rann ihm in Strömen über das Gesicht und den Körper. Nur vorwärts! Nur vorwärts! Nur vorwärts, ehe die Arme lahm wurden. Er mußte fort von diesem gefährlichen Wasser, wo der Tod lauerte, der es ihm unmöglich machen würde, jene Frage beantwortet zu bekommen, die das Allerwichtigste seines Lebens war.

Als das Boot auf den Strand stieß, war er auch mit seiner Kraft zu Ende. Er taumelte, als er auf den Strand stieg.

Eine Gestalt, die ihm bekannt vorkam und die er vor einer Ewigkeit irgendwo gesehen haben mußte, kam ihm entgegen. Es war der Bootsverleiher. Er war also instinktiv richtig an den Landungspunkt gekommen.

Der Bootsverleiher kettete das Boot an und gab ihm das Pfandgeld zurück. „Ich hatte schon Angst", sagte er.

Karl lallte etwas wie ein Trunkener.

Der Bootsverleiher sah ihn verwundert an.

Karl ging weiter. Glut überströmte seinen Körper. Seine Zähne klapperten. Ich werde doch nicht krank werden — dachte er —, jetzt, wo ich es so eilig habe, wo ich sie doch fragen muß. Er spürte es dunkel vor den Augen werden. Aber es war nicht die Dunkelheit des Abends, der hereinbrach. Wie eine schwere, schwarze Hand legte es sich auf seine Lider.

Er riß sich wieder zusammen und ging weiter, schwankend und

Digitized by Google

über jedes Hindernis im Wege stolpernd. Wie lang war der Weg... wie entsetzlich lang!

„Herr Donon," sagte er vor sich hin, „Sie sind ein kluger Herr, aber nicht klug genug. Sie hätten mir sagen sollen, daß Ihre Tochter krank oder tot sei, oder Sie hätten mir zureden sollen, wie ein Kellner zum anderen spricht, nicht wie ein Geheimrat und Oberparlamentarier spricht. Aber daß Sie nur mit dem Geld operierten, nur mit diesem dreckigen Geld, das in wer weiß was für Händen gewesen war, an dem wer weiß was für Krankheiten und Laster klebten — — nein, mit dem Geld allein zu operieren, das war infam." Er suchte nach stärksten, kräftigsten Ausdrücken, die auf das Anerbieten gepaßt hätten. Er blieb stehen und fuchtelte wild mit den Armen. „Infam, ja, infam", wiederholte er immer wieder, voller Erbitterung, daß er keine anderen Worte fand. „Uebrigens — schätzen Sie Ihre Tochter nicht höher ein? Millionen! Milliarden!"

Vom Wasser drang wieder ein Heulen, ein kurzes Heulen, wie von einem angeschossenen Wolf.

„Ich muß fort — ich muß weiter, zum Teufel, halten Sie mich nicht auf, Herr!" Und er schleppte die müden Füße weiter.

Plötzlich blieb er stehen. Er hörte das Plätschern und Glucksen des Wassers.

Und nun hörte er auch das Knarren von Booten, die sich aneinander rieben. Er war wieder am Landungssteg. Die ganze Zeit über war er im Kreise gelaufen.

Eine Weile starrte er vor sich hin. Dann kam wieder die schwere, schwarze Hand, die sich auf seine Lider legte, und diesmal war sie stärker als er. Sie schloß seine Augen und zwang ihn nieder.

Eine Stunde später entdeckte der Bootsverleiher, der nach Hause ging, den Fiebernden auf der nassen Erde.

•

„Schön ist die Jugend — —"

Der Klavierspieler war heute freiwillig eingesprungen, weil der vorige weggeblieben war. Der neue war Herr Hönken, der sich nach dem Verbleib des Kellners Karl Kramer vorsichtig erkundigen wollte.

Keiner wußte etwas von ihm. Zuletzt war er im Alexanderrestaurant gewesen, wo er entlassen war. Herr Neddebohm hatte bedauernd die großen Hände gerieben; aber es könnte ihm nicht zugemutet werden, einen Kellner, der in solchem Verdacht stand, in seinem „Etablissement" arbeiten zu lassen.

Digitized by Google

„Gerade deshalb hätten Sie ihn behalten sollen," hatte Hönken gesagt, „denn er war doch unschuldig."

Herr Neddebohm setzte ein diplomatisches Lächeln auf. Aber er war ein schlechter Diplomat. „Herr Geheimrat ist auch meiner Meinung gewesen", sagte er blinzelnd.

„Herr Geheimrat?"

„Sie werden doch informiert sein?" Hönken hatte bejaht, obwohl er keine Ahnung hatte. Nach einigen Kreuz- und Querfragen hatte er herausbekommen, daß der Geheimrat dagewesen sei, eine lange Unterhaltung mit dem Kellner gehabt und später gefragt habe, ob dieser Kellner noch lange hier im Lokal bleibe. Das war ein deutlicher Wink gewesen. Wenigstens hatte es Herr Neddebohm so aufgefaßt.

Wo war der Kellner nachher geblieben? Hönken hatte Furcht für Lu. Dieser Mensch mußte durch seine Erlebnisse aufs äußerste gereizt sein. Man mußte auf der Hut sein. Alle Stunden telephonierte er bei Donons an. Zwischenein fragte er in der Mehnerstraße an. Es war alles umsonst gewesen. Der Kellner war und blieb verschwunden.

Gegen Abend war ihm der Gedanke an Wernickes gekommen.

Vielleicht hatte er den Weg zu Frieda Wernicke zurückgefunden, und alles war in Ordnung. Ach, das Leben ist keine logische Schachpartie, aber einmal kann ich mir diesen ruchlosen Optimismus wohl erlauben . . .

„— sie kehrt nicht mehr — —"

Frieda klatschte dem Klavierspieler Beifall und fragte ihn, ob sie ihm ein Brötchen bringen dürfe oder einen Kognak.

Hönken legte die Hand auf seine Herzgegend: „Aus Ihren Händen alles."

„Sie sind eine fidele Nudel, Herr — Herr — wie heißen Sie eigentlich?"

„Wrzbzki", sagte Hönken.

„Das kann ich nicht aussprechen."

„Einmal niesen, dreimal ausspucken und einmal herumdrehen, dann geht es."

Frieda brachte Herrn Wrzbzki einen Kognak. Er trank ihn in einem Zuge aus und schüttelte sich etwas.

„Gut, nicht wahr?" sagte Frieda stolz. „Echt französischer." Der Kognak schmeckte nach Seife und Tinte zugleich.

„Mon coeur aux dames, liqueur à moi!" witzelte Hönken. Frieda lachte pflichtschuldigst. Sie verstand den Witz nicht; um so mehr imponierte er ihr.

Sie sah ihn melancholisch an: „Ihnen ist es auch nicht an der Wiege gesungen, daß Sie jemals hier spielen würden, wie?"

Digitized by Google

„Nein. Meine Familie ist ganz unmusikalisch, und eine Wiege habe ich überhaupt nie gehabt. Ich habe das Schaukeln nie vertragen können."

„Sie sind aus guter Familie, das sieht man, Herr Wrzbizl."

„Wrzbzki", verbesserte der Klavierspieler.

„Sind Sie gar adelig?"

Er winkte ab. „Ich mache keinen Gebrauch davon. Es wäre meiner Familie unangenehm. Sie begreifen."

Frieda machte große Augen. „Und nun sitzen Sie hier bei uns und spielen!"

„Sie erinnern mich rechtzeitig daran, daß ich meinen Schnaps abverdienen muß."

„Aber bewahre!"

Aber Herr Wrzbzki hämmerte schon wieder auf dem Klavier los und entlockte ihm Rhythmen, die eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Intermezzo der Cavalleria hatten.

Frieda ging in das Wohnzimmer und bestellte etwas Ordentliches für den Klavierspieler zum Abendbrot.

„Hol' doch Kaviar von Borchardten", höhnte die Tante.

„Er ist aus feiner Familie. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich habe nun mal 'ne Schwäche für Leute, die mal was Besseres gewesen sind."

In der Ecke saßen die Skatspieler und hauten auf den Tisch, daß die Gläser tanzten. Aus dem Nebenzimmer klang bisweilen monotones Sprechen wie Vorlesen. Der Bildungsverein „Veritas 1910" tagte dort.

Emil Koch, der Friseur, kam heraus und schloß die Tür. „Kinder, es ist zum Piepen. Die Brüder tret' ich nächstens auch bei, damit 'n bißchen Schwung reinkommt."

„Das heißt, wenn die Ihnen nehmen", warf Wernicke ein.

„Mir nicht nehmen? Aber mit Kußhand! Lauern tun sie drauf. Kunststück, wo so ein Bouillonkopp wie der da drin Präses ist. Ratet ihr, was sie lesen? Nee, verehrte Anwesende, ihr ratet's nicht: Das Leben Ernst Haeckels."

Auch Wernicke schätzte den Bildungsverein nicht sehr. Der Bildungsverein trank nicht viel und verzehrte mitgebrachte Stullen. Aber er sprach grundsätzlich nicht über anwesende Gäste.

Emil Koch ging zum Klavierspieler. „Wie gefällt es Ihnen hier?"

„Danke. Es gibt Schlechteres."

„Und ob. Guter Lohn und gute Behandlung, he? Oder habe ich vorhin nicht ein süßes Tete-a-tete gestört?"

Digitized by Google

Herr Wrzbzki lachte. „Erstens bin ich verlobt, und zweitens ist Fräulein Wernecke verlobt, soviel ich weiß."

„Soviel ich weiß," wisperte Emil Koch, „ist Zappen duster."

Herr Wrzbzki forschte nach dem tieferen Sinn der rätselvollen Redensart.

„Mägdlein spann, die Träne rann, niemals kam der Freiersmann", summte Emil Koch augenverdrehend. Der Klavierspieler wurde aufmerksam. „Noch immer nicht?"

„Wieso noch immer? Sie scheinen hier schon Bescheid zu wissen, verehrter Herr von und zu."

„Ich hörte so was erzählen", wich der Klavierspieler aus und schlug, als sei ihm dies Thema höchst gleichgültig, die Tasten an.

„Sie spielen gut", sagte Emil Koch bewundernd. „Sie haben so was Flüssiges. Die Melodie geht bei Ihnen glatt wie Oel runter. Ich glaub', ich könnte 100 Jahre alt werden und bekäme nie solchen Schmalz in die Finger."

„Alles Uebungssache, Herr —"

„Koch", stellte sich der Friseur vor. „Emil Koch, Friseur en gros und en detail. Prima Referenzen allerhöchster Herrschaften bis aus dem 5. Stock. Gleich links um die Ecke, wenn Sie mal was brauchen."

Herr Wrzbzki versprach, sein Kunde zu werden.

„Also darauf müssen wir eins trinken." Emil Koch nahm zwei Streichhölzer. „Kurz verliert, lang bezahlt — nee, pardon, lang bewinnt."

Der Klavierspieler verlor. Er hatte das sichere Gefühl, bei der Streichhölzerprobe bemogelt worden zu sein, aber er zahlte ohne Widerspruch das Bier.

Emil Koch wurde vertraulich. Mit dem Daumen auf die Wohnungstür deutend, flüsterte er: „Der Freiersmann hat sich verflüchtigt. Aber nicht in Wohlgefallen. Die Polente hat ihn geholt. Aber das wissen Sie wohl."

„Ich hörte so was. Aber nun ist er doch frei?"

Emil Koch zuckte vielsagend die Achseln. „Er ist nicht nach Hause gekommen, und die kleine mollige Frieda hat ihm den schwervergoldeten Verlobungsring zurückgeschickt."

„Was Sie sagen!"

Es entging Emil Koch nicht, daß der Klavierspieler ärgerlich über diese Wendung der Dinge zu sein schien, und er sagte ihm das.

„Ich kenne den Kellner gut", sagte der wie entschuldigend. „Vom Alexanderrestaurant her. Und nun tut er mir leid."

„Wieso?"

„Gott, es hätte doch ein nettes Paar abgegeben."

Digitized by Google

Frieda kam aus der Wohnungstür.

Emil Koch stand auf und trällerte sein Lieblingslied: „Von der Wiege bis zur Bahre sind die schönsten Lebensjahre."

Herr Hönken spielte einen alten Wiener Walzer von Lanner. Die Gäste waren unzufrieden. Sie wollten was aus einer Operette haben. Oder aus der Metropoltheaterrevue. Etwas, wozu man singen konnte. Bei den Pianostellen hörte man die monotone Stimme des Vorlesers vom Bildungsverein „Veritas 1910".

Der alte Neumann, der am Ofen seine Zeitung las, bestellte eine „Weiße mit".

„Das war das erste vernünftige Wort von Ihnen heute abend", erklärte Emil Koch frech.

Neumann hustete. „Zu meiner Zeit hat sich so 'n junger Dachs sowas nicht zu 'nem alten Mann erlaubt."

„Das war damals, als der alte Fritz Gefreiter war, ehm, ehm", hüstelte Emil Koch.

Frieda schlug sich vor Lachen auf das Bein. „Ist er nicht eine putzige Kruke?" fragte sie bewundernd Herrn Wrzbzki.

„Ich freue mich, daß Sie so fidel sind, Fräulein."

„Warum soll ich auch nicht?"

„Na, ich dachte doch —"

„Wegen meinem Verlobten? Ach, du meine Güte — zehn für einen." Und sie zählte an ihren Fingern die Zahl der Bewerber ab.

„Es war ein hübscher, stattlicher Mensch", begann der Klavierspieler wieder.

Frieda fuhr herum. „Haben Sie was von ihm gehört?"

„Nicht mehr als Sie: daß er inhaftiert und freigelassen wurde."

„Und daß er nicht mehr an seiner alten Stelle ist und daß er nicht zu Hause war seit damals."

„Haben Sie nachgefragt?"

„Wo?"

„Auf der Polizei."

„Ein gesundes Alibi tut Wunder", mischte sich Emil Koch ein.

„Ach, Unsinn", sagte Herr Wrzbzki. „Sie glauben doch nicht im Ernst, daß er schuldig war."

„Aber warum ist er denn verschwunden?"

Herr Wrzbzki dachte eine Weile nach. „Vielleicht ist er krank."

„Nichts zu machen, schließt von selbst", wehrte Frieda ab. „Dann wäre er ja zu Hause."

„Waren Sie bei ihm?"

„Nee, was denken Sie von mir. Von ihm zu mir ist gerade so

Digitized by Google

weit wie von mir zu ihm und überhaupt und so." Sie warf stolz den Kopf in den Nacken.

„Bravo", sagte Herr Emil Koch.

„Aber woher wissen Sie dann, daß er nicht da ist?"

„Der Brief mit dem Ring kam zurück", sagte Frida kleinlaut.

„Zurück?"

Frieda zog ihr Taschentuch und wischte sich über die Augen. „Er wird gar nicht mehr in Berlin sein."

„Das wäre freilich die beste Lösung", entfuhr es Herrn Wrzbzki.

Frieda sah ihn verwundert an. „Wie meinen Sie das?" Aber Herr Wrzbzki dachte nicht daran, eine Erklärung zu geben. Er griff in die Tasten und rasselte einen Gassenhauer herunter, daß die Gäste jubelten und klatschten und der „Hauskapelle" mehr Bier bestellten, als der ganze Bildungsverein „Veritas 1910" an diesem Abend konsumierte.

Es wurde spätethin noch sehr fidel. Zum Schluß wurde noch getanzt, und Emil Koch, der zudringlich wurde, bekam von Frieda eine Ohrfeige. Allgemein wurde anerkannt, daß man sich lange nicht so gut amüsiert habe.

*

Am nächsten Vormittag aber ging Frieda statt in die Klavierstunde, die sie längst über hatte, in Karl Kramers Wohnung in die Mehnerstraße.

Sie schalt sich, daß sie das nicht gleich getan hatte. Karl hatte sie schlecht behandelt. Es war kein Zweifel, und sie hatte es nicht nötig, ihm nachzulaufen, wenn er auch ein hübscher Kerl war. Nein, das hatte ihres Vaters Tochter nicht nötig. Aber das tat sie ja auch nicht. Sie wollte nur Bescheid wissen, ihm gehörig die Meinung sagen und dann gehen. Sie hatte genug, die ihr nachstiegen. Ihr und dem Geld, das der Papa einmal mitgab.

Es war ihr nicht unangenehm, als sie gleich einen handgreiflichen Beweis ihres Zaubers bekam und ein junger Herr sie anredete. Sie verbat sich zwar energisch sein „Anquaken", bedauerte aber doch am meisten, daß es Karl Kramer nicht mitangesehen hatte.

Denn die Männer sind wunderlich: Eifersucht ist bei ihnen nicht nur die Folge der Liebe, sondern oft ihr Beginnen. Frieda Wernecke war nicht unbewandert in den Eigentümlichkeiten des Männerherzens.

Und wenn sie auch nicht daran dachte, diese Erkenntnis im gegebenen Fall bei Karl zu verwerten, so wäre es doch eine hübsche Genugtuung gewesen, zu sehen, daß er sich über den Frechen geärgert hatte.

Digitized by Google

An einem Möbelgeschäft blieb sie stehen. Zwei hübsche Nachttische aus Nußbaum interessierten sie. Sie waren nicht teuer, obwohl eine echte, schwarzgefleckte Marmorplatte darauf lag, und sie würden gut in ihre Aussteuer passen. Ihre Aussteuer? Frieda schlug ärgerlich mit dem Schirm auf das Pflaster. Ihre Aussteuer konnte sie jetzt in den Schornstein schreiben und die Hochzeit dazu — Und bei diesem Gedanken stieg Zorn und Groll in Frieda Wernicke empor, und sie schwor sich, Karl die Enttäuschung heimzuzahlen.

Die Wirtin oben im vierten Stock wusch auf Knien und Ellbogen den Fußboden und knurrte Frieda wie ein böser Hund an, als sie nach ihrem Mieter fragte.

„Gehn Se man auf de Polizei, da wern sie Ihnen sagen, wo der saubere Hecht sitzt."

„Machen Sie keine Menkenke", sagte Frieda energisch. „Mit der Polizei hat er nichts zu tun. Ich will wissen, ob er hier noch wohnt."

„Nee. Er hat mir das Zimmer gekündigt."

„Also war er da?"

„Nee."

„Aber wenn er doch gekündigt hat?" fragte Frida ärgerlich.

„Auf einer Karte aus Friedrichshagen. Mit Bleistift ist sie geschrieben. Und die Müggelberge sind drauf. Aber det gibt's nich. Es war schon nach dem Funfzehnten. Ich habe mir beim Rechtskonsulenten erkundicht. Der is gradesogut wie ein Rechtsanwalt und nimmt sogar noch mehr Gebühren." Sie schwenkte den nassen Lappen mit einer drohenden Gebärde nach dem unsichtbaren Konsulenten. „Seine Sachen geb ich nicht raus", schloß sie plötzlich.

„In Friedrichshagen?" fragte Frieda. Er wollte sich offenbar drücken und hatte in Friedrichshagen eine Stellung angenommen. Sie runzelte die Brauen. Sie würde ihn auch in Friedrichshagen ausfindig machen. Sie würde ihn auch dort sprechen. Nicht, daß sie ihn zurück haben wollte, bewahre — —

Sie machte kehrt und ging, ohne Adieu zu sagen, die Treppe wieder hinunter. Sie fühlte etwas Nasses im Augenwinkel. Das brauchte die olle Morchel oben nicht zu sehen.

„He, Sie!" rief die Wirtin oben ihr nach. „Ist dieser Brief da von Ihnen?"

„Ein Brief?" Ein Verdacht wuchs in Frieda empor. Wuchs und schoß auf wie neulich die Wunderblume im Kino. Sie ging schnell wieder hinauf.

„Er liegt schon eine ganze Weile da." Sie zeigte einen Brief in modernem Kuvert von besonderem Schnitt.

Frieda faßte sich schnell. „Und ob es mein Brief ist! Deshalb

Digitized by Google

warte ich also und werde tückisch wie ein Affe? Geben Sie her. Nun nehme ich ihn lieber selber wieder mit."

Die Wirtin zögerte noch. „Ist es auch Ihr eigener?"

„Na gewiß doch. Täte ich ihn sonst verlangen?"

Dies Argument wog nicht so schwer wie das Geld, das sie der Wirtin für ihre Bemühung zusteckte. Noch auf der Treppe riß Frida den Brief auf.

In festen, klaren Zügen stand da: „Es tut mir leid, daß Sie mich getäuscht haben. Sie fragten mich einmal nach der Frau des falschen Bürgermeisters. Damals fand ich keine Antwort. Heute weiß ich sie: Ich verstehe diese Frau nicht. Nie käme ich über solchen Betrug fort. Vielleicht sieht es engherzig aus, aber ich meine: Das Vertrauen einer Frau wiegt zu schwer in der einen Schale, wenn die andere Schale ganz leer bleibt. Ich wünsche Ihnen viel Glück. Lu Donon."

Der Brief hatte keine Anrede, und der Sinn war vollkommen rätselhaft. Was war das für ein Bürgermeister? Aber es genügte ja, daß sie nun den Namen der Frau oder des Mädchens kannte, die ihr Karl abwendig gemacht hatte. Zum Ueberfluß stand am Kopf des eleganten Bogens die Adresse.

Frieda pfiff vor sich hin. „Das genügt, sagt der Staatsanwalt." Und sie steckte den Brief, da sie keine Tasche hatte, in die Bluse.

*

„Und nun?" sagte Fred Hönken.

Lu Donon stand am Fenster und sah in den Regen hinaus. „Vater will verreisen, und ich soll mit."

„Fräulein Zepp hat es mir schon händeringend verkündet, die Gute. Sie begreift nicht, wie er jetzt zu Beginn der Session verreisen kann."

„Er hat diplomatische Geschäfte."

„Und darum erfährt man auch nicht das Ziel der Reise?"

„Nein."

Hönken lehnte sich bequem in den Sessel zurück. „Es ist unendlich beruhigend, liebe Freundin, daß es bei uns noch richtige Diplomaten gibt, die sich mit Geheimnissen umgeben wie die Götter mit Wolken. Haben Sie gehört, wie sein Freund Bismarck seine Briefe aus Frankfurt abschickte? Er kaufte in einem Vorstadtladen die billigsten Kuverts, ließ sich in einem Seifenladen letzter Sorte die Adresse schreiben, natürlich eine Deckadresse. Und nun ist Geheimrat Donon auf seinen Wegen. Auch Sie ahnen nicht, wohin es geht?"

„Ich ahne es wohl, aber darf es nicht sagen."

„Auch mir nicht?"

Sie drehte sich um. „Auch Ihnen nicht."

Hönken erhob sich. „Und morgen in aller Herrgottsfrühe, wenn

Digitized by Google

ich nach Hause komme und im Wald und auf der Heide angeblich die Vöglein sich lyrisch betätigen, fahren Sie fort und ich sehe Sie viele, viele, viele Tage nicht? Vielleicht vergehen Wochen und Monate. Wissen Sie, wie lang Wochen und Monate sein können?"

„Sie werden es verwinden", sagte Lu mit einem schwachen Versuch zu lächeln.

Er reichte ihr die Hand. „Ich würde es leichter überwinden, wenn ich wüßte, wie ich Sie dann wiedersehen werde."

Sie sah ihn groß und erschrocken an. „Was meinen Sie damit?"

„Sind Sie dann . . frei?" fragte er leise.

Lu glitt in einen Sessel nieder und verbarg ihr Gesicht in den Händen. So hatte er sie schon einmal gesehen: vorgestern, als er ihr die böse Kunde von dem Ring brachte und die schlimme Kunde vom Kellner Kramer dafür eintauschte.

Verlegen stand er vor ihr. Er segnete den Zufall, den er damals verwünscht, der ihren Vater zum Zeugen des Gesprächs gemacht hatte. Es war kein Zweifel, daß Lu fort mußte. Und ob er selber auch nicht wußte, wie er nun die kommenden Tage ertragen soll.e, diese leeren Tage ohne Farbe und ohne Licht — sie mußte fort, wenn die furchtbare Disharmonie ihres Lebens sie nicht krank machen sollte.

„Leben Sie wohl, Lu. Und wenn wir uns einmal wiedersehen, lachen wir wieder."

„Lachen . . . ich?"

„Sie konnten so wundervoll lachen.

„Ich glaube es nicht, lieber Freund."

Heia, die schwarze Katze, träumte am Fenster. Der Regen fiel schwächer, langsam wurde es lichter.

Hönken sah in die tiefgrünen Baumkronen, als er leise weitersprach: „Wissen Sie noch, damals, als wir uns beim Gartenfest beim Konsul Bärmann kennenlernten?"

Mit halbgeschossenen Augen antwortete sie: „Nein, ich kann mich nicht erinnern".

„Wir saßen damals zusammen, und ich hob Ihnen den weißen Handschuh auf. Er war zwischen die Blumen des Beetes gefallen. Es waren Lilien."

„Ich kann mich nicht erinnern."

„Es können auch Rosen gewesen sein. Jetzt, wo ich Sie ansehe, glaube ich selbst, daß es Rosen waren. Rote Rosen, die nach Honig dufteten. Und dann tanzte ich Ihnen ein altes Menuett vor, von einem alten Franzosen."

„Ich kann mich nicht erinnern . . ."

„Sie lachten damals. Nein, Sie lächelten nur. Sie lächelten sehr

Digitized by Google

süß, Lu. Sie lächelten, wie sonst nur Madonnen lächeln, die auf ihr Bambino herniederblicken ... Dies Lächeln machte mich verrückt. Ich gestehe es ein. Ich machte Ihnen damals eine verschleierte Liebeserklärung."

„Ich kann mich nicht erinnern ..."

„Ich hätte deutlicher werden müssen, ich weiß es wohl. Aber ich war damals noch in jener Stimmung, wo man glaubt, ein Mosesschlag an den Felsen genügt, neue Quellen heraussprudeln zu lassen. Ich glaubte — denken Sie, wie töricht — ein leises mahnendes Wort des Mannes müßte genügen, daß die geliebte Frau ihn küßte."

Müde antwortete sie: „Wenn es der rechte Mann ist, ja."

Er schien ihre Worte nicht gehört zu haben. „Sie erlaubten mir damals, Ihre Hand zu küssen. Ich küßte jeden Finger Ihrer weißen, schmalen Hände einzeln. Wissen Sie noch?"

„Ich kann mich nicht erinnern", sagte sie, immer wie im Traum. Und Hönken wußte nicht, ob sie ihm eigentlich zugehört hatte.

Er ging rasch zum Fenster, streichelte die Katze, die träge den Kopf erhob und ihn aus ihren schmalen Augen anblinzelte. „Leb' wohl, Heia, du Katze mit den Syenitaugen. Hätte der Mathematikus und Philosoph Lichtenberg dich gesehen, hätte er nicht die nette Frage gestellt, warum den Katzen just an der Stelle ein Loch in das Fell geschnitten ist, wo die Augen sitzen. Es geschah, damit man deine Augen mit allen möglichen Halbedelsteinen sinnig und geistreich vergleichen kann."

Er wandte sich zu Lu, um ein lustiges Abschiedswort zu lügen. Jetzt vermochte er es noch. Man konnte nicht wissen, ob er es in einer Viertelstunde noch vermochte ...

In diesem Augenblick klopfte es, und auf Lus „Herein" kam Fräulein Zeppendorf etwas aufgeregt und atemlos: „Draußen steht ein Fräulein, nein, ein Mädchen, das Sie sprechen möchte."

„Wie heißt denn dies Fräulein, das ein Mädchen ist?" fragte Hönken.

„Ja, wie heißt sie?" fragte auch Lu.

„Das ist es ja. Sie will es nicht sagen. Ich soll nur bestellen, sie wisse, daß Sie zu Hause sind, und sie komme aus dem Alexanderrestaurant."

Lu fuhr vom Sessel empor. „Das sagte sie?"

„Ja", sagte Fräulein Zeppendorf. „Ist es eine Schneiderin? Herrgott, da ist sie ja schon."

Hönken fuhr zusammen, als er die Gastwirtstochter Frieda Wernecke erkannte.

„Es ist gut", sagte Hönken zu der Hausdame. „Sie können gehen."

Digitized by Google

Fräulein Zeppendorf ging schweren Herzens. Sie witterte ein Erlebnis, von dem sie wiederum ausgeschlossen wurde.

Frieda Wernecke sagte laut, vielleicht, um ihrer Verlegenheit Herr zu werden: „Ich muß mit Ihnen allein sprechen, Fräulein."

Hönken bat leise: „Lassen Sie mich hier bleiben."

Lu hatte ihn darum bitten wollen. Denn sie empfand Furcht vor diesem Mädchen, das sie doch gar nicht kannte. Aber sie wollte ihn nicht zum Zeugen haben. Ihn am allerwenigsten.

„Ich warte so lange, bis Sie alleine sind", sagte Frieda und warf einen flüchtigen Blick auf den fremden Herrn, ohne ihn aber zu erkennen.

„Es ist gut. Der Herr geht schon."

Hönken zögerte. Aber Lu winkte ihm energisch ab. Nein, sie wollte keinen Zeugen haben.

Hönken ging. Im Flur schoß Fräulein Zeppendorf auf ihn zu.

„Lieber Herr Doktor, was gibt es?"

„Das gibt eine feine Ballade", sagte Herr Hönken. „Eine Berliner Ballade, na ja. Rittervisier und Grammophonmusik, Troubadour und eine Weiße mit Himbeer. Kriemhild und Brunhild an der Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche."

„Wie schnurrig Sie immer reden, Herr Doktor." Fräulein Zeppendorf lächelte sauer-süß. Man hielt sie wieder zum besten.

„Haha, ja, man muß doch vergnügt sein. Das Leben ist doch so furchtbar lustig, liebes Fräulein."

*

Eine Weile standen sich die beiden Mädchen stumm einander gegenüber.

Die Katze, die schon unter Hönkens Berührung erwacht war, sprang vom Fensterbrett, ging auf die Fremde zu, reckte sich und streckte dabei die Krallen heraus. Sie hatte keine feindlichen Absichten, aber es wirkte doch wie eine kleine Kriegserklärung.

Lu faßte sich zuerst. „Wollen Sie nicht" — und sie wies auf einen Stuhl.

Frieda Wernecke schüttelte schweigend den Kopf. Die Keckheit, die sie beim Eintritt zur Schau getragen, war verpufft. Es war, als hätte sie ihr Pulver schon verschossen. Aber aus ihrer Lektüre her wußte sie, daß man bei solchen Situationen keinen Sitz annahm.

Stumm blickte sie auf die Möbel, auf dies wunderliche Bric-à-brac ringsherum, auf die vielen kostbaren Zwecklosigkeiten. Diese hohen Vasen, die Porzellanfigürchen, die alte Uhr, die gestickten Kissen, die Felle, die Bespannung der Wände, der brokatene Vorhang, die selt-

Digitized by Google

samen Bilder — all das war fremd, abstoßend und anziehend zugleich, wie diese schwarzseidene Katze, die wohl eine Angorakatze war, und wie diese Dame selber. Alles war fremd und betäubend.

Wider Willen mußte sie konstatieren, daß die Eleganz in der Kleidung der anderen nichts Auffälliges hatte. Sie prüfte ungeniert jedes Detail ihrer Kleidung. Sie taxierte rasch und sicher den Preis des Kostüms und kam zu der Ueberzeugung, daß sie seidene Wäsche tragen müsse. An der Art, wie sich der Rock warf, war das zu merken. Von der Spitze der Stiefeletten bis zum kleinen Bernsteinarmband entging ihr keine Einzelheit. Alles war einfach und elegant. — Und das ärgerte sie. Sie hätte kaum zu sagen vermocht, was sie mehr ärgerte, das Einfache oder das Elegante.

Sie hatte sich junge Damen dieser Kreise stets ganz — aber auch ganz anders gedacht: todschick, mit einem gewissen Abec, etwa wie man in der Tauentzienstraße lief. Daß alles so ganz anders war, verwirrte sie noch mehr. So fand sie keinen Anfang.

Endlich unterbrach Lu Donon das Schweigen: „Kommen Sie mit einem Auftrag?"

„Nein", sagte Frieda, und da nun der Bann gebrochen war, fügte sie hastig hinzu: „Ich bin mit Karl Kramer verlobt." Es kam leise, stockend, fast schuldbewußt heraus, jedenfalls ganz anders, als sie es sich gedacht und seit gestern ausgemalt hatte.

Lu tastete mit den Händen hinter sich an die Wand. „Verlobt?" sagte sie tonlos.

Die Katze kam zu ihrer Herrin, legte den Kopf schmeichelnd an den Rock und scheuerte sich daran. Sie mauzte ganz leise und zärtlich.

Einen Augenblick hatte Lu den Wunsch, jemand zu Hilfe zu rufen: Hönken oder auch Fräulein Zeppendorf oder gar den Vater. Sie fühlte sich so wehrlos und verloren.

Aber sie nahm sich zusammen und preßte die Lippen aufeinander. Auch dies mußte sein. Auch dies mußte überstanden werden. Aber es war doch schwerer, als sie geahnt. Viel, viel schwerer. . .

„Seit wann sind Sie verlobt?" fragte sie endlich, als dies Schweigen unerträglich wurde.

„Weihnachten wird es ein Jahr, und die Aussteuer ist fix und fertig. Wenn wir auch keine Millionäre sind, es ist doch nicht wie bei armen Leuten." Je unsicherer Frieda gegenüber der anderen war, desto lauter sprach sie. Sie wußte ja nichts Genaues. Nur Klatschereien, die nicht Hand noch Fuß hatten, waren zu ihr gedrungen und hatten ihr bereitwillig bestätigt, was sie geahnt.

Die Entdeckung des Briefes bei Karl Kramer war nur der Schlußstein des Baus. Ihr Instinkt sagte ihr sicherer, als wenn sie deutliche

Digitized by Google

Beweise gehabt hätte, daß dies das Mädchen war, in das sich Karl verliebt hatte. Und da alles so rätselvoll war — wie war er nur zu ihr gekommen? — hielt sie sich an das, was feststand, und mit einem Aufstampfen des Fußes sagte sie: „Jawohl. Papa wollte, daß wir zu seinem Geburtstag im Februar heirateten."

„Und nun?" Aus halbgeschlossenen Augen musterte Lu die Fremde. Wie kräftig sie war, wie lebenssicher! Fast empfand sie etwas wie Neid.

„Nun?"

„Was nun los ist?" Frieda zuckte die Achseln.

„Wo ist er?" fragte Lu mit Anstrengung.

„Das wollte ich Sie gerade fragen. Deswegen kam ich eigentlich."

„Dann hätten Sie sich den Weg sparen können."

„Sie wollen es nicht sagen?" Frieda trat einen Schritt näher auf Lu zu.

„Ich kann es nicht. Ich weiß es nicht." Sie stand nun fest an die Wand gelehnt. Nervös strichen ihre Hände über die rauhe Wandbespannung.

Durch das offene Fenster drang der Ruf eines Vogels. Immer der gleiche Ruf. Der gleiche, etwas schrille, dünne Ruf. Jagte denn niemand das blöde Tier fort, das sie mit seinem Schrei quälte? Ihr Gesicht zuckte.

Frieda trat wieder zurück. Nun sah sie nicht mehr das Kleid, nun sah sie das Gesicht der anderen, dies zarte Gesicht, dessen Blässe durch die schwarzen Haarsträhnen noch mehr betont wurde. Mit Verachtung musterte sie die zarte, verzärtelte Erscheinung vor sich. „Sie hat er mir vorgezogen?" sagte sie. „Sie? Glauben Sie, daß er sich auch in Sie verliebt hätte, wenn Sie in Kattun gekommen wären und einen Hut zu 4,50 Mark von Jandorf?"

„Gehen Sie!" sagte Lu Donon. Eine Wolke von Häßlichkeit und Abscheulichkeit umfing sie wieder und drohte sie zu überwältigen und zu ersticken. Nie, nie hatte Lu Donon geahnt, daß man so etwas erleben konnte.

Wie schmutzig ist das — dachte sie — wie schmutzig! Und immer wieder wiederholte sie für sich dies Wort, das ihr der Inbegriff alles Quälenden, Widrigen, Peinigenden war: Wie schmutzig! Es wurde ihr eine selbstquälerische Lust, wie sie sich immer von neuem mit diesem Wort peitschte und in Ekel und Abscheu hineinjagte: Wie schmutzig ist das alles!

„Ich werde schon gehen", fuhr Frieda Wernecke fort. „Sie brauchen keine Angst zu haben, daß ich warte, bis Sie einen rufen, der mich rausschmeißt. Ich weiß schon allein, was ich mir schuldig bin. Aber das eine müssen Sie noch hören. Ich lasse eine Heirat nicht zu. Ich

Digitized by Google

stehe an der Kirchentür, wenn Sie eintreten — so feine Leute haben ja kirchliche Trauung — und mache einen Skandal, der sich gewaschen hat."

„Ach", sagte Lu Donon mit unendlichem Widerwillen in Ton und Gebärde. „Daran ist ja nicht zu denken."

Frieda begriff sofort. Sie hatte vorbeigeschossen. Und ehe sie ging, spielte sie noch schnell ihren letzten Trumpf aus. „Denken Sie ja nicht, daß ich ihn nun will. Ich sagte vorhin, daß ich verlobt bin. Das stimmt nicht. Ich war verlobt. Ich habe ihm den Ring zurückgeschickt. Und heute steht's in der Zeitung, daß die Verlobung von mir aus aufgelöst ist. Frieda Wernecke braucht noch lange nicht einem Kellner nachzulaufen. Ich habe an jedem Finger zehn." Sie wollte noch etwas von dem Friseur sagen, der ein gutgehendes Geschäft habe und ganz verrückt nach ihr sei, aber sie ließ es dann doch und lief hinaus.

Eine halbe Stunde später stand sie am Schalter eines Postamts und schrieb eine Rohrpostkarte an den Friseur Emil Koch, er möchte um 6 Uhr in der kleinen Konditorei in der Frankfurter Allee sein; sie hätte ihm etwas zu sagen, was ihn riesig interessieren würde.

Trällernd verließ sie das Postamt.

*

Drei Wochen später verließ Karl Kramer das Krankenhaus und fuhr — noch blaß und abgezehrt — nach Westend hinaus.

Er wußte genau, was er zu tun hatte: er würde nach Lu Donon fragen. Nur nach ihr. Oder nein — er würde gar nicht fragen. Er würde das Mädchen beiseiteschieben oder den Diener und in ihr Zimmer gehen. Er kannte ja den Weg.

Dort würde er sie fragen. Erst leise, dann zärtlich, ja, zärtlich, wie bei einer ersten Liebkosung. Aber dann würde er klingeln und das ganze Haus zusammenschreien, die Dienstboten und die Nachbarn dazu. Sie alle sollten Zeugen sein, daß er ein Anrecht hatte auf Lu Donon. Ein Anrecht durch alles, was er für sie gelitten: das einzige Anrecht, das einen Wert hatte. Ja, dann mußte sie mitgehen. Und er wollte nur sie . . . nur sie . . . nur sie.

Hundertmal hatte er in diesen Wochen des Krankenbetts sich die Situation zurechtgelegt. Er wußte jedes Wort, das er zu sprechen hatte. Er wußte genau, wie er sich zu all den anderen zu stellen hatte.

„Ruhe", hatte der Arzt beim Abschied gesagt. „Danach müssen Sie streben: nach einer ruhigen Beschäftigung, womöglich einer sitzenden."

„Dann müßte ich einen neuen Beruf ergreifen, Herr Doktor."

„Warum denn nicht? Sie sind ja noch jung."

Digitized by Google

Für dieses Wort hatte er ihm seinen dummen Rat verziehen. Er war noch jung. Ja, er war noch jung.

Und Lu war auch jung. Und sie würden glücklich sein. Irgendwo in einem stillen Winkel. Natürlich in Berlin. Nirgendwo konnte man so einsam leben wie in Berlin.

Aber das Haus war leer und ausgestorben und die Gartentür verschlossen.

Verzweifelt lief er in die Nachbarhäuser. In den meisten war nur ein Dienstbote anwesend. Die Herrschaften waren noch in den Bädern oder auf Reisen.

Karl erfand schnell ein Märchen von einer Einladung, die er persönlich dem Geheimrat Donon zu überbringen habe. Keiner hatte eine Ahnung, wo die Donons hingefahren waren.

Auf der Straße traf er den Briefträger. Er gab ihm ein paar Zigaretten und fragte ihn aus. Der Briefträger wußte nur, daß Briefe an den Geheimrat nach Paris nachgeschickt wurden, postlagernd; ob sie von dort weitergingen, wußte er natürlich nicht.

Karl Kramer blieb stehen. Paris? Sie waren also geflohen . . . Paris? Aber da war sie ja zu erreichen. Paris war nicht der Mond. Und so viel Französisch kannte er noch von der Kellnerschule her, daß er sich dort zu verständigen vermochte.

Der Briefträger war verschwunden. Langsam ging Karl wieder zum Hause der Donons hinüber. Paris . . . Er war wieder an der Gartentür und rüttelte daran. In Paris war sie zu finden — da mußte er also hin.

Er mußte sie doch fragen, ob auch sie seine Liebe so einschätzte, daß man sie mit Geld abkaufen konnte. Ja, das mußte er wissen.

Der Briefträger kam aus dem Haus drüben und sah verwundert herüber.

Karl ließ von der Tür ab und ging. Mit einem müden Blick streifte er den Garten. Er war von den ersten Herbststürmen fast entlaubt; Regengüsse hatten die Blumen niedergeschlagen. Der schöne Garten, der einmal geleuchtet und geduftet hatte, war verwüstet und verschlammt . . . Die sauberen Wege waren von modernden, faulenden Blättern bedeckt. Alles war schmutzig und häßlich geworden. Alles . . .

Schweren, schleppenden Schrittes ging Karl Kramer weiter.

•

„Circulez, monsieur!"

Karl sah den Polizisten böse an, gab dann aber doch seinen Warte-

Digitized by Google

posten am Louvre auf und ging, dem Strom der Besucher folgend, in das Museum.

Karl stand vor weißen, heiteren, nackten Götterbildern, vor wunderlichen Tierfiguren, vor Steinkolossen, aus denen Menschenköpfe wuchsen, vor frommen Bildern, vor den Porträten kriegerisch dreinschauender Männer oder schöner Frauen, die die Häupter lieblich senkten. Er sah nichts von den Bildern, nichts von den Statuen, nichts von all der Pracht und Herrlichkeit. Er sah nur die Besucher, und voller Inbrunst wartete er auf den Moment, wo Lu Donon sich unter ihnen befand. Einmal mußte es ja sein.

Karl wartete jetzt seit Wochen überall da, wo die Fremden vorüberkamen. Bei den Berufsführern hatte er sich genau erkundigt und ein ganzes System entworfen. Der Tag war eingestellt nach dem Louvre — vor ihm oder drinnen, namentlich im Salon Carré und vor der Venus, die die Fremden sehen mußten —, nach dem Vendôme-Platz, wo die großen Schneiderateliers waren, nach der Rue de la Paix, wo die großen Juweliere saßen, und nach der Oper und später nach einem Restaurant der Rue de Rivoli. Irgendeinmal mußte Lu Donon da vorbeikommen, und dann würde er sie fragen.

Er lag auf der Lauer, wie der Jäger im Busch, voll nimmermüder Energie, die Nerven aufs äußerste angespannt, jeden Augenblick darauf gefaßt, daß das Wild ihm vor Augen kam. Aber bis jetzt war es eine vergebliche Jagd gewesen. Umsonst prüfte und siebte er den Strom der Passanten durch, umsonst ließ er stundenlang den Wagenkorso auf den Champs Elysées und im Bois de Boulogne an sich vorüberschlängeln, umsonst war alles Fragen in Hotels, in den vornehmen Pensionaten und bei den Kellnern der großen Restaurants.

Die Kellner waren fast alles Deutsche. Es war Karls erste große Ueberraschung in Paris gewesen, als er sein sparsames Französisch zusammengekratzt hatte und an den Mann bringen wollte und ihm gut deutsche Antwort zuteil wurde. Rasch hatte er sich mit einigen Kollegen bekannt gemacht. Auch Stellungen wurden ihm angeboten. Aber er schlug sie aus. Noch durfte er das nicht. Noch brauchte er seine ganze Zeit zum Warten und Lauern und Jagen.

Sein Plan stand fest: Er mußte Lu Donon fragen, ob sie darum gewußt habe, daß ihr Vater ihm Geld geboten. Das war die wichtigste Frage. Alles andere ergab sich daraus. War sie verneint, war alles gut. Wenn sie ja sagte — —

Es war eine Frage auf Leben und Tod, die Karl Kramer tun wollte. Er wußte es gut. Und dieser Gedanke gab ihm die federnde Elastizität, die er zum Ertragen dieser Wartezeit brauchte.

Digitized by Google

In der Innentasche seines Mantels stak ein kleiner Browning. Von Zeit zu Zeit berührte er die Waffe, wenn ihn der wilde, bunte Jahrmarktszug dieses internationalen Trubels abzulenken und zu verwirren drohte. Dann besann er sich mit einem Ruck wieder auf seine Mission, und er schüttelte die lockenden Gestalten ab.

In einem Täschchen, das er auf der Brust trug, hatte er all sein Geld, das er von der Berliner Sparkasse abgehoben. Diese Ersparnisse waren schon in der letzten Berliner Zeit arg zusammengeschmolzen. Er hatte zuviel Ausgaben für Kleidung in letzter Zeit gehabt; allein für Schuhe und Handschuhe hatte er ein kleines Vermögen vergeudet. Aber er konnte gegen die Besucher bei Donons doch nicht abstechen, und er hatte lange versucht, gleichen Schritt mit ihnen zu halten, so lange, bis es ihm zum Bedürfnis, dann zur Gewohnheit wurde, elegant angezogen zu sein. Und jeder Tag dieses Herumvagierens in Paris, dessen billige Quellen er erst allmählich kennenlernte, kostete viel und zehrte an dem Schatz auf der Brust.

Es hob seine Stimmung nicht, daß er hier nie recht satt wurde. Ein norddeutscher Magen braucht von diesen leichten Speisen zuviel, ehe er befriedigt war, und dann — gerade er konnte es gut konstatieren, wie maßlos schmutzig es hier zuging. Auch das Alexanderrestaurant war keine Musterwirtschaft gewesen. Aber es war lächerlich rein und sauber gegen diese Wirtschaften gleichen Ranges hier, wo Hunde an den Speisetischen ihr Bein aufhoben und nur Amüsement erregten, wo auf den Tellern deutlich die Daumenspuren von vorigen Benützern sichtbar waren.

Nach dem Essen saß Karl — es war ein sonniger Wintertag — im Garten des Luxembourg bei dem Spiel der Kinder. Ein kleiner Junge, aufgeputzt wie ein Affchen, legte eine Kinderflinte auf Karl an. „Pan pan", sagte er mit dünner Stimme. Die Bonne saß mit einem Rotbehosten auf einer heimlichen Bank. Es war alles wie zu Hause.

Lange duldete es ihn nicht. Er mußte ja auf die Suche gehen.

Eine schwarzhaarige schlanke Dame kam über den Weg.

Karl sprang auf und stürzte auf sie zu. Es dauerte lange, ehe er ihr Gesicht sehen konnte. Sie hielt den Sonnenschirm so geschickt zwischen sich und diesen Herrn, der sie durchaus betrachten wollte.

Plötzlich wandte sie sich ihm zu. Die Reflexe des grünseidenen Sonnenschirms machten das geschminkte Gesicht fahl und übernächtig.

„Hein?" machte sie herausfordernd.

Beschämt wandte er sich, ein „Pardon, Madame" murmelnd, und ging, begleitet von ihrem sehr ungenierten Lachen.

Nie belehrte ihn solches Erlebnis. Jedesmal, wenn er solch eine

Digitized by Google

schlanke Brünette sah, fuhr er zusammen. Diese Pariserinnen hatten von weitem alle etwas von Lu Donon.

Nur, daß Lu unendlich schöner war . . . so schön, daß man wohl für sie sterben konnte — nein, daß man mit ihr sterben konnte . . .

*

Mr. Octave Sarraut schloß die Tür des Restaurants in der Rue Royale hinter sich zu. In der angeregten Stimmung, in die ihn die verflossenen Stunden mit seinen Freunden gebracht, sah er sein Tun symbolisch an: Er schloß hinter den fröhlichen Gesellen da drinnen, hinter den Junggesellen, hinter dem eigenen Junggesellentum ab; denn er ging ins Ungewisse, ins Einerlei der Ehe und des Alltags. Denn morgen sollte die Hochzeit sein. Seine Hochzeit.

Er schritt langsam dahin, an vielen, vielen verführerischen Frauen vorüber. Sie lachten und lächelten und lockten.

Mr. Octave Sarraut war nie ein Schwerenöter gewesen, er galt zeit seines Junggesellentums als eine Art verspäteter Asket. Aber heute hatte das alles eine andere Bedeutung, heute, wo er dies alles ja zum letztenmal bemerkte. Denn morgen war ja Hochzeit.

Warum aber war eigentlich schon jetzt alles vorbei?

Eine leichte Parfümwolke umzitterte, umkoste, streichelte ihn. Er schnupperte: Verbeine von Pinaud. Es war lieblich und verführerisch wie die Sünde.

Wieder streifte ihn dieser Duft. Nach sekundenlangem Zögern folgte er der Dame. Sie hatte ganz die Figur Gabrieles, seiner Verlobten, und die Farbe ihres Haares und beinahe auch die Art des Gehens, dies untrügliche Kennzeichen der Aehnlichkeit. Einen Moment war ihm diese Aehnlichkeit ein bißchen unangenehm — ach, Unsinn, das war nur das schlechte Gewissen.

Die vor ihm drehte sich um. Wie zufällig und ganz diskret. Nur den Bruchteil einer Minute streifte ihr Blick ihn und hüllte ihn ein in eine rote Flamme.

„Ah, meine Gnädigste, sehen wir uns endlich wieder?" Er hatte sie nie vorher gesehen.

„Sie sind neulich eben zu zeitig fortgegangen, Herr Marquis." Ihre Schlagfertigkeit verblüffte und entzückte ihn.

Eine Viertelstunde später saßen sie in dem Kabinett des Weinlokals des Hotels Delmet in der Nähe der Börse und der Komischen Oper. Sie schlug es vor und schien sich hier sogar heimisch zu fühlen und sprach mit dem Kellner in seltsam vertraulichem Ton.

Der Kellner Charles — der einst Karl geheißen hatte — nahm mit ernster Miene die Bestellung entgegen. Er wandte sich nur an

Digitized by Google

Madame. Monsieur war Luft für ihn. Er überblickte die Situation sofort.

Charles war seit einem Monat hier angestellt. Die silbernen Knöpfe und Tressen an seinem Frack waren das einzige, was ihn vom Kellner Karl in Berlin unterschied.

Als sein Geld zu Ende gegangen war, hatte er diese Stellung angenommen. Er konnte doch jetzt Paris nicht verlassen, ohne sich fahnenflüchtig vorzukommen. Nur versuchte er nicht mehr, ein Zusammenkommen mit Herrn Donon zu erzwingen. Er überließ es dem Zufall, der ihn ja schon einmal an das Land der Donons gespült hatte und es auch wiederum tun konnte.

An die Schmutzerei in dem Betrieb hier hatte er sich ebenso gewöhnt wie an das ewige Spucken der Zigarettenraucher und an die ewige Krakeelerei des Chefs Mr. Delmet. Die Arbeit war die gleiche, wie in deutschen Hotels. Das war überall gleich, in Berlin, Paris, London, Kapstadt oder New York. Und es war ja am Ende gleich, wo er wohnte, wenn er nur das Gefühl hatte, in der Nähe von Lu Donon zu sein und sie einmal fragen zu können. . .

Seinen Plan hatte er nicht aufgegeben, wenn er ihn auch nicht mit der gleichen Leidenschaftlichkeit verfolgte. Die Zeit hatte die Farben des Bildes gedämpft und ausgeglichen; nur die Umrisse hatte sie nicht zu stören vermocht. Er mußte Lu Donon fragen. Das stand noch immer fest. Nur wiederholte er es sich nicht jeden Abend und jeden Morgen, wie in der ersten Zeit.

Auch den Browning besaß er nicht mehr. Als er sich für seine neue Stellung Kragen kaufen mußte, hatte er ihn in einem Trödlerladen auf Montmartre, unweit der prahlerischen Sacré-Coeur-Kirche, verkauft . . .

Er bediente das Paar und blieb im Gang stehen. Es gab heute wenig zu tun, und es war immerhin amüsanter, diesen schüchternen Lebemann dort sich in dem Netz verfangen zu sehen, das diese geübte Dame ihm stellte, als die Koketterien von Madame Delmet abzuwehren. Sie war braun wie eine Zigarre und hager. Ihre Augen glänzten, wenn sie Charles sah. Er bog ihr aus, wo er konnte.

Seine Kenntnis des Französischen genügte, um das Gespräch da drinnen zu verfolgen. Beide sprachen laut genug; er brauchte nicht einmal sein Ohr an die Samtportiere zu legen . . .

Mr. Octave Sarraut drinnen mußte sich ordentlich zusammennehmen, um sich nicht zu blamieren. Glücklicherweise fielen ihm allerhand Stellen aus Lustspielen ein, die in diesen Lokalitäten spielten. Er segnete die Revuen und die Literatur überhaupt.

Nach dem dritten Glas erfuhr er, daß sie verheiratet war. Mit

Digitized by Google

einem reichen Ingenieur, der auf Reisen im Ausland war. „Man will doch was vom Leben haben, nicht wahr? Dies einsame Leben ist für Leute, die Sirup in den Adern haben statt Blut. Wollen wir übrigens nicht den Sekt mit Porter mischen?"

„Natürlich."

„Sie sind einsilbig, mein Freund." Er nahm sich zusammen und paßte sich der Situation an; aber es glückte nicht mehr recht. Wer hatte auch die verdammten gelben Rosen in die Vase gesteckt — die gelben Rosen, die Gabriele gestern am Gürtel trug? Nun mußte er wieder das liebe, brünette Mädel sehen, das den feierlichen Namen Braut trug. Er sah wieder ihre lieben Augen vor sich, in die man sich auch vergucken könnte, wenn man nicht zufällig wüßte, daß ihr Papa ein reicher Hopfenlieferant ist. „Vielleicht würde ich sie ohne das Geld noch mehr lieben . . . Ach, Unsinn, dann käme man eben gar nicht zusammen. Ich bin schon ganz wirr."

Diese Frau da drüben begann ihn zu ärgern. Der Gedanke, daß sie dieses Abenteuer auch mit jedem anderen erlebt hätte, der sie statt seiner angeredet hätte, ernüchterte schließlich. Alles war häßlich und unwürdig: diese geschmacklosen, geschwollenen Goldrahmen der Spiegel, diese Namenszüge, die man mit Diamantringen in den Spiegel eingegraben hatte, das Singen und Lachen aus einem entfernten Kabinett, ihr Kokettieren — — alles war unerträglich.

Er gab sich einen Ruck und läutete dem Kellner.

Sie stutzte. „Das Dessert ist doch schon da." Als sie begriff, rümpfte sie das Näschen und begann, die Handschuhe aufzustreifen. Langsam, immer mit einem Blick auf die Uhr über dem Kamin und nach der Türe.

Nach dem dritten Läuten — ja, nach dem dritten Läuten öffnete sich die Tür. und ein schwarzbärtiger Herr im Reiseanzug raste in den Raum und blieb lachend vor den beiden stehen. Aber es war kein helles, freies Lachen. Es war böse, wie von Robert dem Teufel in der gleichnamigen Oper, die Mr. Octave Sarraut in voriger Woche mit seinen Schwiegereltern gesehen.

Die schöne Frau fuhr kerzengerade in die Höhe, lief in die entlegenste Ecke und verbarrikadierte sich hinter einem Sessel. „Tu mir nichts, Gustave, tu mir nichts!"

Mr. Octave Sarraut sah aus kleinen, zwinkernden Augen verdutzt auf die Szene. Der Fremde ballte die Fäuste und schrie abgebrochene Worte von einem anonymen Brief, einem Telephongespräch, von dem Liebhaber seiner Frau und von anderen verrückten Dingen. Plötzlich verlangte er seine Karte. „Morgen werden Sie von mir hören."

Nun war er fort.

Digitized by Google

Verzweifelt starrte Mr. Octave Sarraut die Karte auf dem Tisch an: Morgen wird also das Duell vereinbart, dem er sich nicht entziehen kann — nein, morgen ist Hochzeit. —

Der Kellner näherte sich mit diskretem Lächeln. Er hatte die Situation nicht verhindern können, wenn nicht der rabiate Herr das ganze Lokal in Bewegung bringen sollte. Ob er noch weiter servieren dürfe?

„Nein, zum Teufel." Ohne nachzuzählen, zahlte Monsieur die Summe, die der Kellner auf das Notizblatt geschrieben hatte.

Aus einer Koje erscholl Gejohl und Gekreisch von Trunkenen. Etwas klirrte und splitterte. Wahrscheinlich hatte einer zum allgemeinen Gaudium sein Glas in den Spiegel geworfen.

Dieses Klirren griff Mr. Octave Sarraut ans Herz. Einen Augenblick blieb er mitten im Kabinett stehen, mit blassem Entsetzen an morgen denkend, dicht dabei, in Tränen auszubrechen: Morgen ist Hochzeit, nein, morgen ist Duell.

In diesem Augenblick umarmte ihn die schöne Frau, die er fast vergessen hatte. „Kommt es zum Duell?"

„Um Gottes willen." Er erzählte ihr sein Geschick. Sie lächelte. Warum lächelte sie?

„Keine Angst, mein Freund. Es läßt sich vielleicht alles noch lösen." Sie wußte zufällig, daß Monsieur in argen Geldverlegenheiten war. Wenn er ihm darin behilflich sein wolle, würde er ihn milder stimmen, daß es zu keinem Skandal käme, den sie verabscheue und fürchte. Und mitten aus dem Lachen heraus verfiel sie in konvulsivisches Schluchzen. Sie schluchzte, wie die Tragödinnen in der Comédie Française schluchzen, wenn ein modernes Rührstück gegeben wird.

Eifrig schrieb sich Mr. Octave Sarraut die Adresse auf. Er war zu jedem Opfer bereit, zu jedem. Sie ließ ihn vorausgehen; denn sie müsse jetzt natürlich allein nach Hause.

Der Kellner Karl begriff alles. Es war eine abgekartete Sache. Monsieur war in eine alte Falle eingefangen. Dieses Ehepaar betrieb berufsmäßig diese Ueberraschungen und Eheszenen. Ein Kollege hatte ihm ein gleiches Erlebnis von Maxim erzählt. Damals hatte er verächtlich die Stirn gerunzelt, als jener sich zum Schweigen bestechen ließ. Jetzt lachte Charles nur über den Dummkopf, wie die schöne Frau jetzt lachte, als sie heraustrat.

Als sie den Kellner sah, fuhr sie etwas zusammen.

„Diesmal ist es vorläufig geglückt", sagte Charles, sie fest anblickend.

Sie erschrak und holte aus der Tasche einen Tausendfrankschein

Digitized by Google

heraus. „Sie wissen nichts, nicht wahr?" sagte sie lächelnd. Aber Charles merkte, wie sie unter der Schminke erblaßte.

Er verbeugte sich. „Rien, madame."

Sie raschelte hinaus.

Es ging um eine Schurkerei. Und durch dies Geld nahm er teil an dieser Schurkerei. Aber er nahm das Geld trotzdem.

Er hatte in dieser letzten Zeit manches vergessen und viel hinzugelernt . . .

An einem trüben Januartag las der Kellner Charles eine deutsche Zeitung, die jemand in einem Autobus liegen gelassen hatte. Er hatte in der ganzen Zeit nichts Deutsches gelesen.

Plötzlich stieß er auf den Namen Donon. Er zitterte.

Es war die genaue Beschreibung des Begräbnisses des großen Parteiführers, der in einem Sanatorium des Berliner Westens nach einer Operation gestorben war.

Charles sprang sofort von dem Autobus herab und begab sich nach Hause.

Donon tot — dann war Lu frei! Dann konnte sie über sich selbst entscheiden!

Eine Stunde später verließ er seine Stellung. Madame Delmet hatte ihn nicht gehen lassen wollen. Er hatte aber mit Enthüllungen an Mr. Delmet gedroht. Jedes Mittel war ihm recht.

Und abends fuhr er nach Berlin zurück.

Ohne sich auszuruhen, fuhr er nach Westend. Das Haus war leer und ausgestorben. Niemand wußte, wo die Tochter war. Diesmal versagte auch der Briefträger.

Wieder rüttelten seine Hände an dem Eisengitter des Gartens. Wieder sahen sich seine Augen matt und halb blind an den Scheiben, in denen sich die Wintersonne spiegelte.

Der Garten war vom Schnee wie mit einem weißen Tuch überzogen. Aller Schmutz, alles Tote war unter dieser trügerisch sauberen Decke verborgen.

Aber es würde ein Frühling kommen, der dieses Tuch wegriß, und ein Sturmwind würde kommen und ein Gluthauch . . .

Langsam, die Fäuste geballt, ging Karl Kramer endlich, endlich weiter.

*

„Ach, die Weiber, geh mir mit den Weibern!" sagte der Kellner Eduard Karls Kollege im Arkadiahotel, und strich sich den weichen Schnurrbart. „Wenn ich davon erzählen wollte — Bände würden nicht reichen."

Digitized by Google

Karl sah ihn aufmerksam an.

„In Petersburg z. B. —"

„Warst du auch in Petersburg?

„Freilich. In Pawlowsk. Es ist da wie in Sanssouci und Halensee zugleich."

„Darum beneide ich dich", sagte Karl leise.

„Also fahr doch hin. Ein Kellner kommt doch überall unter. Kannst du Französisch?"

„Was man so in der Kellnerschule lernt." Karl sprach nicht gern davon, daß er in Paris gewesen war.

Eduard schwang sich auf den Tisch und pendelte mit den Beinen. „Das genügt vollauf. Was du zum Essen, Trinken, Schlafen brauchst. Die paar Straßennamen lernst du an Ort und Stelle. Und auch das, was du im Verkehr mit den Weibern brauchst. Ach, die Weiber!" Und er erzählte seine Abenteuer in Petersburg. Eduard hatte in jeder Stadt ein Liebesabenteuer mit einer Dame der Gesellschaft erlebt. Diesmal war es eine Generalin, eine junge Frau, die dritte Frau des Generals.

Karl glaubte ihm keine dieser Geschichten, aber er hörte ihn gern erzählen. Er selber möchte nicht von Berlin fort. So erlebte er doch allerlei aus den fernen Ländern.

Eduard war auch in San Francisco gewesen bei acht Dollar täglich und freier Station und schwärmte von den Japanerinnen. Er war in der Sphinxbar in Kairo gewesen. Eine reiche Engländerin, die Tochter eines Lords und Papyrusforschers, hatte ihn dort beglückt. „Ja, unsereins kann schon was erleben, wenn er will. Wenn er will. Man ist frei wie ein Vogel. Gestern hier, morgen da. Das gefällt den Weibern." Seine dunklen, ein wenig flackernden Augen richteten sich wieder auf Karl. „Und du, Kollege? Hast du nichts zu erzählen?"

„Nein", sagte Karl nach einer Weile.

„Das glaube ich nicht." Und als Karl auch jetzt noch schwieg, setzte Eduard lachend hinzu: „Liebesschmerzen etwa? Da hilft nur Homöopathie. Gleiches mit Gleichem." Er begann zu summen: „So nimm se dir se du se dir se, so nimm se dir se doch."

Karl stand auf. „Wenn ich Geld gehabt hätte —"

„Was dann?" Eduard hielt im Summen inne.

Karl hatte vollenden wollen: „Dann hätte ich sie nicht verloren." Aber er bekam die Worte nicht heraus. „Unsinn!" sagte er kopfschüttelnd.

Auch Eduard war plötzlich ernst geworden. „Ja, Geld muß man haben. Hast du je gespielt oder gewettet?"

„Einmal habe ich auf einen Gaul über tausend Mark gewonnen."

Digitized by Google

„Aha, Unglück in der Liebe."

Das Zimmer war so behaglich warm. Die Blumen dufteten stärker in der Hitze. Man konnte für eine Viertelstunde gut glauben, daß man in seinem eigenen Salon war, nicht als Angestellter bei einem Fremden. Man konnte sich den Luxus erlauben, zärtlich zu sein und an so überflüssige Dinge wie Liebe und Frauen zu denken.

„Aber tausend Mark? Du bist ein Glückspilz, Kollege."

„Das Geld hat mir kein Glück gebracht, wenn ich es mir recht überlege." Karl dachte an den Abend mit Otto Hübner in dem Bouillonkeller, an die Verhaftung und all das Schlimme, was dann gekommen war und was innerlich und äußerlich damit zusammenhing. Nein, das Geld hatte ihm kein Glück gebracht.

Eduard rückte näher zu ihm. „Wir müssen zusammenarbeiten."

„Das tun wir ja."

„Ach hier. Kann man denn hier im Hotel auf einen grünen Zweig kommen? Bei diesem verfluchten Troncsystem bist du auf die Ehrlichkeit des Oberkellners angewiesen."

„Ist es unserer nicht?"

Eduard lachte nur.

„Dann muß man ihn niederschlagen", schrie Karl plötzlich und schlug mit der Faust auf. „Niederschlagen, den Hund. Unser Geld! Unser schwer verdientes Geld!"

„Pst, Kollege!" Eduard sah ihn erstaunt an. „Von der Seite kenne ich dich ja gar nicht."

Karl war schon wieder ruhig. Er schämte sich seiner Aufwallung. So etwas war ihm früher nie passiert, jetzt packte es ihn manchmal wie eine unsichtbare Faust. „Wir setzen beim Frühjahrsrennen gemeinsam. Halbpart. Abgemacht?"

„Gut." Karl schlug ein.

„Und in meinen Spielklub willst du nicht? Du bist eingeführt durch mich."

„Ich kenne keine Karten."

„Dann will ich dir's beibringen. Es gehört zum Leben wie die Weiber. Ich kannte eine in Genua, eine Marchesa. Sie verspielte ihr ganzes Vermögen. Nachher setzte sie sich selbst. Sich selbst" . . .

Der Hotelwagen fuhr vor. Er brachte Hotelgäste vom Schnellzug Königsberg—Dirschau—Berlin.

*

Karl blieb nicht lange im Arkadiahotel. Der Verdienst war zu gering, und er brauchte jetzt viel Geld. Er ging elegant in seinen Freistunden und rauchte teure Zigaretten. Er verkehrte dann in vor-

Digitized by Google

nehmen Tanz- und Weinlokalen oder saß in den vordersten Plätzen der Sportpaläste. Er hatte keinen Gefallen daran. Aber er hatte das brennende Bedürfnis, auszugehen und zu glänzen. Und, wenn es auch nur für eine Viertelstunde war, für etwas zu gelten.

Er war so tief gedemütigt worden — tiefer als alle, denen er begegnet war — er mußte sich wieder aufrichten — höher als alle, denen er begegnet war.

Er spürte eine tiefe Unruhe im Blut, wie ein gärendes Fieber von einer schlecht verheilten Wunde. Im betäubenden Lärm der vom Sport trunkenen Menschenmasse, beim gellenden Schrei der Wettenden, der Rasenden, beim Kreislauf der wie stumpfe Tiere ihre Kilometer abjagenden Rennfahrer vergaß er sich für Augenblicke. Dann wurde er mitgerissen von diesem gutgekleideten Pöbel, den er eigentlich verachtete, dessen Roheit und Widerlichkeit er nie ganz übersah. Sein Kopf ging dieselbe Kurve mit, die all die tausend Köpfe, die da, von künstlichem Feuer entflammt, im Jagen der Maschinen folgten — tausend leere Halme, die von einem Sturmwind hin und her getrieben wurden, ohne Halt, ohne Sinn, ohne Widerstand.

Aber beim Nachhausegehen war es, als hätte ihm mitten in der Trunkenheit einer ein kühlendes Eis übergestülpt, wie er es einmal im Hotel Delmet in Paris beobachtet hatte. Eine verzweifelte Ernüchterung packte ihn dann und ließ ihn erstarren.

Besser waren schon Autofahrten auf die Döberitzer Heerstraße hinaus, hin und zurück. Mit der letzten Geschwindigkeit, bis der Chauffeur nicht mehr wollte.

Aber das kostete Geld, und soviel Karl auch verdiente, es langte nie.

Eine Weile fuhr Karl im Speisewagen des Schnellzugs Berlin—Stuttgart. Dies Jagen an soviel Städten vorbei, dies ständige Steigen und Fallen der Telegraphendrähte, dies Donnern und Zittern, dies wütende Rucken des Zuges an den Stationen, der Gedanke an einen Zusammenstoß, der allem ein Ende machen konnte — das war lange Zeit ein voller Ersatz für die Aufregungen des Sports in Berlin.

Viele Wochen lang hatte er nur den ewig zitternden Boden des Waggons unter sich. Nie kam er in dieser Zeit auf festen Boden. Er schlief in einer Koje des Schlafwagens, den er dann morgens mit dem Pikkolo ordnete und säuberte. Um 10 kamen die ersten Gäste. Wälder, Flüsse, Dörfer tanzten vorbei. . .

Um 11 schrieb er die Weinkarte, je nach den Weinen, die jedesmal mitgenommen waren, und die Speisekarte, die der Speisemeister ausgab. Dann klirrten die Teller und Schüsseln und Gläser auf den Tischen. Der Speisewagen füllte sich. Man hörte allerlei Sprachen.

Digitized by Google

Er verstand italienische und französische Brocken. Ab und zu wies eine Dame auf ein Schlößchen am Wege, auf eine verträumte Mühle in einer Waldschlucht. Braune, schwere Kühe glotzten dem Zug nach. Kinder jubelten und schrien am Bahndamm. Sonnenblumen leuchteten an einem roten Bahnwärterhäuschen. . .

Stunde auf Stunde verrann so. Stunde auf Stunde zitterten die Waggons weiter, einem Ziel entgegen, das er nie betrat.

Immer noch dachte er an Lu Donon, und daß er sie einmal treffen konnte. Ihren Ring hatte er noch in seiner Tasche. Nie würde er sich von ihm trennen. Solange er ihn besaß, war er mit ihr verbunden. Solange er ihn besaß, konnte sie nicht ganz fort von ihm.

Eine abergläubische Furcht ließ ihn auf diesen Ring achten wie auf einen Talisman. Als er ihn eines Tages nicht gleich fand — er hatte die Weste gewechselt — war er stundenlang unbrauchbar gewesen, taub gegen die Wünsche der Passagiere, gleichgültig gegen ihre Ansprüche und Beschwerden. Von da an trug er ihn an einem Band auf der bloßen Brust.

Grüne Felder flogen vorbei. Schwarzer Rauch quoll aus Fabriken herüber zum Rauch der Lokomotive. Eine Burgruine lugte über ein Waldstück hinweg. Eiserne Brücken donnerten unter den Rädern. Schwarze Nacht schlug sekundenlang in Tunnels in den Wagen. . .

Karl ging mit stillem Lächeln auf und ab.

Er verdiente gut, da ja auch nicht viel Gelegenheit zum Ausgeben war, und er hatte kein Bedürfnis, sich zu betäuben. Eines Tages aber las er Anschläge einer Dampferlinie an der Nord- und Ostseeküste. Er kündigte und entschloß sich, nach Hamburg zu fahren.

*

„Die junge Dame wandte sich ängstlich zu Karl. „Es wird doch nicht Sturm geben?"

„Sturm nicht, aber etwas Seegang", sagte Karl und stellte die bestellte Fleischbrühe hin.

„Ich habe solche Angst."

„Unserem Dampfer ist noch nie etwas passiert."

„Sind Sie schon lange auf dem Dampfer?" fragte die junge Dame.

Karl merkte, daß sie ihn in Gespräche verwickeln wollte und daß sie ihn anders ansah, als die Kollegen. Die junge Dame hatte große, hellblaue Augen und Raffzähne. Wenn sie lachte, was oft geschah, hatte man das Gefühl, daß sie beißen wolle. Es war ihm undenkbar, sie sich küssend vorzustellen.

„Ich fahre heute zum dreizehntenmal", antwortete Karl.

Digitized by Google

„Zum dreizehnten? Um Himmels willen!" Sie entfärbte sich sichtlich.

„Ja, einmal muß die Zahl doch überstanden werden", antwortete Karl lächelnd.

Der Dampfer stieg und fiel im gleichen Tempo. Jedesmal, wenn er fiel, klammerte sich die junge Dame fester an den roten Samtsessel. Es sah aus, als ob sie sich an Karl klammern wolle. „Beginnt er nun, der Seegang?" fragte sie furchtsam.

„Es wird nicht schlimm werden." Karl eilte aber doch zum Büfett. Die Gläser und Teller auf dem Büfett mußten durch Papier vor dem Abrutschen bewahrt werden. Sonst ging es wie bei der dritten Fahrt, wo alles durcheinander abgeglitten war. Der Schaden war größer gewesen als die Einnahmen der ganzen Fahrt; denn der Kellner mußte den Schaden tragen.

An den runden Fenstern der Kajüte schlugen milchige Spritzer empor. Das war ein schlechtes Zeichen. Die arme junge Dame würde keine gute Fahrt haben.

Ein großer Herr im grünen Lodenmantel bestellte ein Bier. Karl brachte es.

Der Herr hielt einen langen Vortrag über die Schädlichkeit der Bierfilze. Sie seien der beste Nährboden für Bakterien.

„Werden die Bakterien nicht vom Bier betrunken?" fragte Karl dreist.

Der Herr antwortete nicht darauf. Vielleicht hatte er die Frage nicht gehört. Ihn starr, fast streng anblickend, dozierte er von Fadenwürmern, die er Aelchen nannte, von mikroskopischen Algen und Schimmelpilzen, die durch Fliegen auf die Bierfilze übertragen würden und sich dort gegenseitig das Leben erleichterten. Er könne ihm photographische Platten mit diesen Mikroorganismen zeigen, wenn es ihn interessiere. Er nannte seinen Namen und sagte, daß er bei der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig jederzeit seine Adresse erfahren könne. „Uebrigens nur bis Oktober. Dann folge ich einem Ruf nach Riga."

Karl versprach, von seinem Anerbieten Gebrauch zu machen, und brachte ihm ein neues Bier.

Durch die kleinen, runden Fenster der Kajüte sah man die grünen Wellen der Ostsee. Sie schlugen wütend an das dicke Glas. Die junge Dame mit den Raffzähnen schrie jedesmal auf, wenn sie es bemerkte.

„Ich glaube, es ist besser, Sie gehen auf Deck", sagte Karl zu ihr. „Die Luft hier unten ist nicht sehr gut."

Digitized by Google

Die Kajüte war vollgestopft mit Passagieren. Die Luft war widerlich und dick zum Zerschneiden.

Die junge Dame stand gehorsam auf. Ihr Gesicht war gelblich und hatte einen grünen Schimmer angenommen. Es war wohl die höchste Zeit, daß sie hier herauskam.

Als sie an der Treppe an den Messingplättchen der Stufe ausglitt, bot ihr Karl den Arm und führte sie empor. Dankbar lehnte sie sich an ihn. Er trug sie fast mehr, als er sie führte.

In der Mitte des Decks, unweit des Schornsteins, ließ er sie auf einen Liegestuhl niedergleiten. „Sehen Sie immer auf einen festen Gegenstand, z. B. auf den Schornstein. Das hilft."

Beim Hinsetzen entfiel ihr das Portemonnaie. Ein Goldstück fiel heraus. Karl hob es auf und reichte es ihr.

„Bitte, behalten Sie es", bat sie mit ersterbender Stimme.

Karl steckte es achselzuckend in die Westentasche und ging zum Büfett zurück.

Die See war, soweit das Auge reichte, mit kleinen, weißen Schaumkrönchen übersät. Der Dampfer arbeitete schwer. Er pflügte das Wasser. Eine tiefe, breite Furche bildete die Kielspur.

Möwen wiegten sich schreiend in der Luft und stießen auf das Wasser. Bisweilen ritten sie sekundenlang auf den Wellen.

Ein Mann, der breitbeinig, wie ein richtiger Seemann, das Deck entlang steuerte, blieb vor der jungen Dame stehen, die ihn wehrlos und hilflos ansah. Er gab ihr gute Ratschläge zur Bekämpfung der Seekrankheit. „Nichts hilft. Keine Bouillon und kein Kognak. Das ist man alles Unsinn. Stiften muß man." Er schob ein Stück schwarzen Kautabaks zwischen die Zähne. Als er hilfsbereit der jungen Dame auch ein Stück Priem anbot, schüttelte sie sich vor Entsetzen. Gekränkt stapfte er weiter.

In der Kajüte war ein wildes Durcheinander. Bestellungen wurden gemacht, die Speisen aber händeringend zurückgewiesen, wenn sie auch bezahlt wurden. Es war ein guter Tag für die Kellner.

Der alte Herr im Lodenmantel dozierte seinem Nachbar die Gefährlichkeit der Bierfilze und trank dabei ein Glas nach dem anderen.

Ein junger Mann kam herunter und erzählte, man sehe schon den Leuchtturm von Hela.

Das gab allen einen Ruck. War man erst dort herum, in der Danziger Bucht, dann war man in ruhigem Wasser.

Als Karl wieder einmal nach der jungen Dame im Liegestuhl sah, erklärte sie ihm weinend, daß sie sterben wolle, und ob niemand Mitleid mit ihr habe . . .

Karl ging an die Schiffsbrüstung. Mit offenen Nüstern atmete

Digitized by Google

er die reine, scharfe Luft ein. Der Wind schlug hart auf Wolken und Wellen ein. Die Leinwand des Verdecks klappte in kurzen Intervallen scharf auf; das klang wie Schüsse.

Karl ging nach vorn. Die Gäste waren ihm in diesem Augenblick gleichgültig. Wonnig empfand er die Wollust des Rasens und Tobens. Der Wind rang mit ihm, Brust an Brust. Der Tod ging ums Schiff und rüttelte an den dünnen Wänden. Gierig blickte Karl Kramer auf das Brausen und Schäumen da unten. Ein Tablett mit Geschirr, das er auf die Bank gestellt hatte, sauste hinunter auf das Verdeck. Die Scherben klirrten.

Karl merkte es nicht. Er merkte es auch nicht, daß er ganz durchnäßt war, und er war enttäuscht, als der Leuchtturm von Hela dicht vor dem Dampfer aufblitzte.

Nun kam wieder der Hafen, in dem er nichts zu suchen hatte, und die Ruhe, die so unerträglich war.

Der Pikkolo kam stolpernd nachgelaufen. Er wäre gewünscht. Karl folgte ihm.

Die junge Dame hatte sich erholt. Lächelnd kam sie auf Karl zu und bat um Erklärung der Küste.

Der Dampfer fuhr nun ruhiger. Aus der Ferne blauten waldige Höhenzüge herüber, und ein dicker, stumpfer Turm wurde am Horizont sichtbar. Es war der Turm der Danziger Marienkirche.

Die junge Dame stand dicht neben Karl. Wenn der Dampfer einen Ruck machte, lehnte sie sich an Karl. Er sah, wie sie dann die Augen schloß und lächelte.

„Wir werden uns jetzt öfters sehen", sagte sie. „Ich fahre jetzt regelmäßig diese Tour."

Karl schwieg.

„Freuen Sie sich nicht etwas?" fragte sie leise und fast demütig.

Karl sah ihre Raffzähne und sagte, als hätte er ihre Frage nicht gehört: „Ich werde gerufen."

Er ging eilig in die Kajüte.

Schade, dachte er.

*

Karl blätterte in den Sportjournalen: „Sardine" — „Turandot" — „Ulrike" — „Cora" — „Alexander" — „Cap". Er kannte jeden Gaul.

Der einsame Gast am Fenster räusperte sich. „Ich hab's", sagte er und grinste Karl überlegen an.

Karl rührte sich nicht vom Platz. Er ließ nur den Zeitungshalter etwas sinken und fragte: „Was?"

Digitized by Google

„Die Zahl habe ich!" Herr Zombrowski, ein magerer Vierziger mit vielen schwarzblauen Bartstoppeln im Gesicht, schob seine Brille hoch.

„Ach so." Karl las weiter im Sportjournal.

„Die Zahl hab' ich! Sie haben mich wohl nicht verstanden?" sagte Herr Zombrowski und trommelte nervös mit den Fingern.

„Schon wieder einmal?"

„Was heißt: Schon wieder einmal? Nie war es die richtige. Aber heute ist sie's."

„So, so." Herr Zombrowski wollte den Geheimnissen der Rennbahn durch Zahlen beikommen. Stundenlang saß er grübelnd im Lokal und rechnete. Eine eigene Wohnung schien er nicht zu haben. Wenn im Lokal Feierabend angesagt wurde, ging er schweren Schritts hinaus. Kein Mensch hatte eine Ahnung, wohin. Er selber vielleicht ebensowenig.

Bisweilen erzählte er mit verlegenem Lächeln, er habe gerade seinen Hausschlüssel verloren. Dann übernachtete er auf dem Ledersofa in der Nebenstube. Herr Zombrowski ließ all sein Geld, das er hin und wieder als Agent verdiente, auf der Rennbahn und hier im Lokal der Witwe Bruns, wo Karl Kramer jetzt Aushilfskellner war.

Karl arbeitete jetzt nur als Aushilfskellner. Er hielt es nirgends lange aus. Der Gedanke, jahrelang in demselben Raum zu servieren, mit denselben Gästen zu verkehren, im voraus seinen Verdienst zu wissen, schien ihm eine unerhörte Zumutung. Ueberall passierten Dinge, die ihm das Blut ins Gesicht trieben. Dinge, die er früher achselzuckend übersehen oder gar nicht bemerkt hatte. Er vertrug keinen Scherz eines Gastes; er verdarb es mit Wirten und Publikum zugleich.

Der Kreis, der ihm in Berlin offen stand, wurde kleiner. Es schien irgendwelche schwarzen Listen zu geben, in denen die Wirte einander vor aufsässigen Kellnern warnten.

Gleichwohl verdiente er gut. Aushilfen wurden weit besser bezahlt, zumal, wenn Garderobe und Wäsche gut waren. Und darauf hielt Karl.

„Sind noch keine Rennteiegramme aus Frankfurt und Paris da?" fragte Herr Zombrowski.

„Nein."

Herr Zombrowski ging mit seinem schmierigen Notizbuch zu ihm. Er sah wichtig und geheimnisvoll aus. „Diesmal hat es nämlich geklappt, Herr Ober. Ich habe nachgerechnet. Diesmal bin ich nach meiner Zahl gegangen."

„Hm."

„Die sind sicherer, als all die Tips in den Zeitungen."

„Was für Zahlen meinen Sie eigentlich?"

Digitized by Google

„Das ist mein privates Geheimnis, Herr Ober. Aber Ihnen will ich es verraten."

„Warum gerade mir?"

„Sie haben mir einige Vorschüsse gegeben. Deshalb. Nun, Sie kriegen sie ja wieder."

„Ich glaub's nicht mehr."

Herr Zombrowski überhörte die Kränkung. „Sehen Sie, jeder hat doch eine Zahl, die ihn im Leben verfolgt. Mich verfolgt z. B. die 29. Sie verfolgt mich wahrhaftig. Ich kann nehmen, welches Los, welches Billett ich will — immer ist die 29 am Anfang oder am Ende. Auch sonst. Am 29. bin ich geboren. Meine Eltern starben, als ich 29 Jahre alt war. Als ich neulich meine Bude gemietet hatte, in der Warschauer Straße, frage ich: ‚Welche Nummer hat das Haus eigentlich?' Und was sagt die Wirtin? ‚Nr. 129'. Was sagen Sie nun?"

„Gar nichts. Zufall."

„Es gibt keinen Zufall. Man muß bloß richtig hinsehen, dann sieht man schon die Fügung. Und sehen Sie, das ist die Kunst, diese Zahl richtig zu setzen. Beim Lotto wäre es ganz einfach, aber beim Rennen ist es komplizierter."

Karl lachte kurz auf. „Wieviel hat Ihnen Ihre Zahl denn schon eingebracht?"

Herr Zombrowski zog eine düstere Miene. „Das ist es ja gerade: ich muß bisher nicht richtig vorgegangen sein. Man muß es dem Schicksal ablauschen, abhorchen, ablisten. Es kommt auf die Zahl der Pferde an und wie man da richtig abzählt. Mehr kann ich Ihnen nicht sagen. Aber Sie werden sehen."

„Na, ich bin neugierig."

„Nicht so spöttisch, Herr Ober. Es gibt viele Dinge, von denen man sich nichts träumen läßt. Mein Vetter Gerlach bekam in der spiritistischen Sitzung von einem Geist Tips. 4000 Mark hat er im ganzen gewonnen. Sie werden auch Ihre Zahl finden und daran glauben lernen. Warten Sie nur."

„Möglich", sagte Karl. „Ich habe nie darüber nachgedacht. Machen Sie es mir nur vor."

Herr Zombrowski schlich wieder zu seinem Tisch zurück und rechnete weiter. Die Sonne schien prall auf die Scheiben. Die Fliegen summten. Karl sah zu dem Einsamen herüber. Er lächelte aber nicht mehr. Wer konnte wissen, ob nicht doch etwas dran war an diesen Zahlen. Sicherlich gab es viele Geheimnisse auf diesem Gebiet.

Mehrere Male war er mit Eduard aus dem Arkadiahotel in kleinen Spielhöllen gewesen. In entlegenen Wirtschaften. In Kegelbahnen. In geheimen Zimmern hinter Tapetentüren oder in Privatzimmern

Digitized by Google

der Gastwirte. Eduard hatte ihm abgeraten, zu setzen, ehe er ganz firm war. Es waren zuviel Professionals da.

Tausende gingen an einem Abend in die Luft. Vermögen wanderten von Tasche zu Tasche.

Falschspieler gab's in diesen Kreisen kaum. Sie wären zu schnell entlarvt und gelyncht worden. Es gab zuviel Kenner, die Bescheid wußten. Einer — er sah ihn noch vor sich mit seinem schwarzrandigen Kneifer und dem Dallesmantel — war ertappt worden, als er mit gezinkten Karten spielte. Winzige Veränderungen der krausen Linie auf der Rückseite waren mit Spiritus hergestellt. Man hatte ihn zusammengeschlagen und ihm alles abgenommen, was er bei sich hatte. Jetzt saß er am Schlachthof und seifte die Viehhändler und Großfleischer ein, bis er irgendwo in die Fangarme der Polizei geraten würde.

Man konnte dort zu Geld kommen, wenn man Glück hatte. Mehrere Male hatte er Eduard Geld geborgt, weil das Glück brachte, und es stets zurückbekommen.

Ein Pärchen kam. Beide etwas grün. Er bestellte Portwein für sie und für sich Kognak.

„Sehr wohl. Für 20, 30, 50 Pfennig oder eine Mark?" Alles kam aus derselben Flasche.

Er umarmte und küßte sie. „Nicht doch, Richard!" Sie wies auf Zombrowski.

„Ach, der sieht ja nichts, Mieze."

Karl brachte das Getränk und wandte sich diskret ab.

„Ich habe solche Angst", sagte Mieze.

„Angst? Lachhaft. Der Tip war von Morley, der früher Jockei bei Weinberg war."

„Das ist es ja eben; er ist nicht mehr Jockei."

Er sah sie sehr überlegen an. „Man sieht, daß du von diesen Dingen nicht viel verstehst, Maus. Es kann sehr leicht passieren, daß so 'n Mann entlassen wird; er braucht bloß mal zu wetten — gleich fft — weg mit ihm! Das beweist gar nichts gegen ihn. Denk' mal... wenn wir so 'ne Quote kriegen, so von paar tausend Mark. Was machen wir dann wohl?"

Sie drückte sich selig an ihn. „Ach, Richard, das weißt du ja. Aber müssen wir nicht furchtbar viel setzen, wenn wir soviel herauskriegen wollen?"

„Ja, für nichts ist nichts. Ein paar blaue Lappen müssen schon dran glauben."

„Wo wollen wir die hier nur hernehmen?" fragte sie erschreckt.

„Dafür laß mich nur sorgen", sagte er etwas geheimnisvoll.

Digitized by Google

Wieder klammerte sie sich an ihn, und ihre Stimme zitterte, als sie sagte: „Ich hab' solche Angst vor diesen Wetten und Spielen."

„Aber, Maus, du kannst dich ganz auf mich verlassen. He, Ober, noch eine Lage. Trinken Sie nicht auch einen Kognak mit?"

„Sehr freundlich." Karl goß sich selber schales Bier in ein Kognakglas. Es hatte dieselbe Farbe, und der Verdienst fiel ihm zu. Er hütete sich wohl, von dem schauderhaften Gift zu trinken, das hier als Kognak verzapft wurde.

Es kamen neue Gäste. Alle fragten dasselbe. Nach den Rennjournalen und ob aus Hoppegarten schon Nachricht da sei. Herrn Zombrowski hielt es nicht länger. Er ging zum Bahnhof, um die eingetroffenen Journale zu holen. So erfuhr er alles zehn Minuten früher als die anderen.

Nach einer Weile kam er zurück. Hochrot, den Hut schief auf dem Kopf. Er schwang ein gelbes Blatt.

„Was ist los?"

Alle Gäste schwiegen und starrten auf Zombrowski. Alle waren von demselben Gedanken erfaßt.

„Perikles im Prix de Boulogne mit Nasenlänge gemacht. Toto zahlt 660 : 10, der Rekord! Ich wußte es. Wie stehe ich nun da? Aus meinen hundert Em sind 6000 geworden nach dem Abzug. Wie stehe ich da?"

Alles schrie, brüllte, johlte, kreischte, schrillte durcheinander.

„Sekt her!" gellte eine Stimme.

Karl nickte, und ohne eine Bestellung abzuwarten, ging er nach hinten, Sekt zu holen. Heute würde es noch hoch hergehen. Und man konnte zum Schluß gut ein paar Flaschen mehr dazuschreiben.

„Sekt her!" schrie nun auch Herr Zombrowski. „Wo bleibt denn der Ober?"

Karl brachte den Sektkühler mit dem lauwarmen Wasser. Auf Eis legte hier keiner Wert: Die Pfropfen mußten knallen.

Herr Zombrowski traktierte alle Anwesenden. In einem unbewachten Augenblick zog ihn Karl beiseite. Er ließ sich von ihm das System der Zahlen erklären. Denn es mußte doch etwas daran sein.

Herr Zombrowski erklärte es stolz, mit halbgebrochenem Blick. Er lallte. Seine Zunge gehorchte ihm schon nicht mehr. Er hatte heute noch nichts genossen, eigentlich seit drei Tagen nichts, außer den Schrippen zum Morgenkaffee.

Während der nächsten halben Stunde fragten die Gäste vergebens nach Karl. Er saß im Abwaschraum und rechnete die Zahlenkolonnen Zombrowskis nach.

*

Digitized by Google

Fräulein Mieze war wieder da. Diesmal bestellte sie Bier.

Karl war noch immer im Lokal der Witwe Bruns. Täglich hatte er sich von Zombrowski mehr in sein System einweihen lassen, bis er die Gewißheit hatte . . . die Gewißheit. . .

Ein paarmal hatte er inzwischen gesetzt und verloren oder beim Favoriten 12 für 10 eingetauscht. Zombrowski hatte ihn dann belehrt, daß er sich geirrt.

Karl bereitete die ganze Zeit über einen großen Schlag vor. Heute war es so weit. Er hatte seinem Lehrmeister kein Wort gesagt, um ihn dann zu überraschen. In diesem Augenblick lief Dejanira in Karlshorst. Als Karl den Namen „Dejanira" im Sportjournal gelesen hatte, hatte er sofort zugegriffen. Einmal mußte ihm diese Frau Glück bringen. . . . einmal . . .

Und dann war ja auch die Zahl, die todsichere Zahl, die auf dies Pferd wies. Beides traf seltsam zusammen.

„Kommt der Herr Gemahl noch?" fragte Karl.

„Wir sind noch nicht verheiratet", stotterte sie. Ihr Gesicht war in Glut getaucht.

„Pardon." Karl wollte sich zurückziehen, sie hielt ihn aber fest. Offenbar hatte sie ein Bedürfnis, mit ihm zu sprechen. „Wie oft kommen die Züge heute aus Karlshorst?"

„Aus Karlshorst? Alle zehn Minuten. Heute ist ja Rennen."

„Ja, heute ist Rennen", wiederholte sie mechanisch. Nach einer Weile Schweigens begann sie wieder: „Es ist entsetzlich — entsetzlich."

„Was denn?"

„Dies Warten."

„Sie warten auf Ihren Herrn Bräutigam?"

„Ja, er kommt aus Karlshorst." Sie sah nach der Uhr. „Das Hauptrennen muß doch längst vorüber sein. Warum kommt er denn noch immer nicht?" Karl zog sich zum Büfett zurück. Er kannte diese Nervosität der wartenden Wetter. Aber er hatte heute keine Lust, ihr Blitzableiter zu sein. Heute hatte er genug mit sich zu tun.

Der Zigarrenhändler Semerak, der in einem Witzblatt las, lachte. Man wußte nicht, ob er über einen Witz lachte oder über die Erregung des jungen Mädchens.

„Lachen Sie nicht", rief Mieze heftig herüber. „Sie wissen doch, was für mich und für Richard auf dem Spiel steht."

Semerak fragte gemütlich, warum sie dann nicht mit ihrem Bräutigam auf den grünen Rasen gegangen sei, wenn sie so nervös sei.

„Da hätte ich's erst recht nicht ausgehalten. Diese Spannung hätte mich verrückt gemacht."

Digitized by Google

„Ich finde das gar nicht spannend", sagte Semerak ruhig.

Mieze stand auf. „Darf ich mich zu Ihnen setzen?"

„Bitt' schön! Wenn der Herr Bräutigam nicht eifersüchtig wird?"

Mieze wurde bitter. „Er hat dafür keinen Sinn mehr. Er hat nur noch für Wetten Sinn. . . Seinetwegen könnt' ich auf die Straße gehen, bloß damit er Geld für den Buchmacher kriegt."

„So schlimm sieht er doch nicht aus."

„Er ist auch nicht schlimm. Er ist der beste Junge von der Welt. Aber sowie ihn der Teufel reitet, zu wetten, ist es mit ihm vorbei. In diesen zwei Monaten — — was hat er nicht alles verspielt! Alles — alles!"

„Man muß sich beherrschen können."

Mieze zuckte die Achseln. „Beherrschen, Sie haben gut reden, Sie waren sicher noch nie auf dem Rennplatz. Das muß man miterlebt haben. Wie ein Fieber ist das, egal wie ein Fieber."

„Haben Sie denn viel gesetzt?"

Mieze zögerte mit der Antwort. Endlich sagte sie dumpf: „Alles. Gestern war doch Ultimo."

„Das Monatsgehalt also?"

„Ja. Das heißt, das für den übernächsten Monat, der letzte Vorschuß, den er bekam."

„Donnerwetter", fuhr Semerak auf. „Ihres wohl auch?"

„Ich habe ja keine Stellung mehr", antwortete Mieze leise. „Er wollte das nicht. Aber das letzte von meinem Sparkassenbuch hat er abgehoben." Sie stand auf. „Es ist aber Unsinn, daß ich mich so aufrege. Diesmal muß es ja geglückt haben. Es muß. Und er hat mir zugeschworen, daß dies das letztemal ist."

Semerak lachte. „Wie oft hat er Ihnen das schon geschworen?"

Mieze rang die Hände. „Aber diesmal — diesmal!"

„Haben Sie alles auf den einen Gaul gesetzt?" fragte Semerak vorsichtig.

„Natürlich. Alles. Richard hat sogar noch einiges zugeborgt."

Semerak pfiff durch die Zähne. „Geborgt? Kennimus. Aus der Portokasse, nicht wahr?"

Karl hörte alles. Er zuckte mit den Achseln. Was ging dies fremde Schicksal ihn an? Wenn nur Dejanira durchkam . . . Ach was, er wollte sich von diesem ängstlichen Ding nicht anstecken lassen. Ein Gast kam und trank im Stehen am Büfett ein Bier.

Mieze stürzte auf ihn zu. „Wissen Sie noch nicht das Neueste aus Karlshorst? Wer hat gesiegt?"

Der Gast begann mit verschmitztem Witzboldlächeln: „Im Vertrauen gesagt: einer von die Herren Pferde hat bestimmt gesiegt.

Digitized by Google

Welcher — entzieht sich meiner Kenntnis. Ich halte es mit dem höchstseligen Schah von Persien, wo mal sagte: ‚Det ein Gaul schneller lauft als der andere, weeß ik ja, warum soll ich mir darüber groß uffregen.'" Schmunzelnd ging er fort. Er suchte Karls Beifall zu erhaschen. Karl blieb aber todernst.

Als Semerak ans Telephon ging, wandte sich Mieze wieder zu Karl. „Er muß gesiegt haben, meinen Sie nicht auch?"

„Gewiß", sagte er. Und er meinte: Die Dejanira.

„Gestern im Mittagsblatt stand doch deutlich, daß es der beste Tip sei."

Karl empfand etwas Mitleid mit ihr. Sie war so hübsch und jung. „Es wird schon stimmen, Fräulein."

„Nicht wahr?" Sie sah ihn dankbar und glücklich an.

Er dachte immerfort an Dejanira. Er kam gar nicht auf den Gedanken, daß auch sie auf dies Pferd gesetzt haben könnte. Er hatte das Gefühl, daß für ihn allein dies Pferd mit dem edlen, seltsamen Namen lief. „Und ist es nicht diesmal", sagte er freundlich, „so gewinnen Sie eben das nächste Mal."

„Das nächste Mal ist es zu spät", sagte sie und begann leise zu weinen.

Karl trat zu ihr und streichelte ihre Hand, die auf dem Tische lag. „Auf wen haben Sie denn gesetzt, Kindchen?"

„Auf Dejanira."

Seine Hand flog zurück. „Auf wen?"

„Auf Dejanira", wiederholte sie ängstlich. „Ist er etwa nicht sicher?"

„Todsicher", sagte er ernst. „Ich habe auch drauf gesetzt." Und es klang wie eine Bestätigung dafür, daß Dejanira sicher war. Sie empfand es auch so. „Na also", sagte sie erleichtert.

„Nur keine Bange!" sagte er und setzte sich neben sie. Er sah sie zärtlich an und legte den Arm um sie. Sie wehrte sich nicht. Sie waren ja Leidensgenossen.

Das Mädchen erinnerte ihn an Frieda Wernicke. Wie mochte es ihr ergehen? Er hatte an ihr nicht gut gehandelt — ach was, an ihm selber war auch nicht gut gehandelt worden. Er hatte keine Gewissensbisse. Sie war robuster als er. Aber gewußt hätte er doch gern, ob sie schon einen anderen genommen hatte. Sicher, sicher. Auch dies Mädelchen, das kaum die erste Liebe begonnen hatte, würde ihm, dem anderen, in die Arme fallen, wenn er nur wollte.

„Haben Sie viel gesetzt?"

„Alles", sagte sie leise.

„Alles? Das ist recht. Riskieren muß man was. Dazu ist man

Digitized by Google

jung." Er wußte gut, daß er sich selber zurede. Auch er hatte alles gesetzt, alles, was er an Verdienst und Erspartem besaß und was er aus dem Verkauf seiner übrigen Anzüge gelöst hatte, alles auf dies Pferd mit dem wunderlichen, vertrauten Namen. Er besaß nichts, als den Anzug, den er auf dem Leibe trug.

Als Mieze sich etwas vorbeugte, küßte er sie auf den Nacken. Der Nacken war schmal und zart, von blaßblonden Löckchen umzittert. Sie wehrte nur schwach ab und begann zu weinen.

„Aber was ist denn nur, Kindchen, was ist denn?"

„Ich hab solche Angst," schluchzte sie, „solche Angst" . . .

Mit einemmal griff die Angst aus der Seele dieses Mädchens in die seine über, wie eine Flamme von einem Haus in das andere schlägt. Herrgott, war es möglich, daß er falsch gesetzt? War es denkbar, daß die Zahlen sich geirrt hatten? War es möglich, daß Dejanira ihn wieder verriet?

Und in diesem Augenblick sah er das grüne Feld draußen ganz deutlich vor sich, wie er es hundertmal mit seinen Augen gesehen: die fiebernden Menschenmassen, die einsamen Pferde auf der Rennbahn, die bunten Flächen der Jockeikappen und Jacken. Er sah die Tafel am Totalisator in die Höhe gehen, und die Nummer Dejaniras war nicht darunter! Er sprang auf.

Mieze hob das tränenüberströmte Gesicht. „Sind Sie mir böse?"

„Nein, nein", stammelte er. „Wie sollte ich Ihnen böse sein? Reden Sie doch nicht so dumm."

Semerak kam vom Telephon zurück. Karl war so zornig auf Mieze, daß er sie hätte schlagen mögen. Sie hatte ihn angesteckt mit ihrer dummen Weiberangst.

„Ich ertrage es nicht mehr", sagte sie. „Ich gehe zum Bahnhof und warte Richard ab. Ich bin gleich wieder da."

Karl antwortete ihr gar nicht.

Die Wirtin rief, daß der Biermann gekommen sei, und Karl ging hinaus, zu helfen.

Einen Augenblick später kam Richard. Langsam, wortlos durchquerte er den Raum, sah ins Nebenzimmer hinein und kehrte wieder zurück. Jetzt erst begrüßte er Semerak. „Hast du Mieze nicht gesehen?"

„Sie ist eben hinausgegangen. Sie muß dir doch begegnet sein."

„Ich war doch in deinem Geschäft drüben." Semerak fragte gespannt: „Nun? Gewonnen?"

Richard wehrte ab.

„Donnerwetter! Verloren?"

Richard nickte statt aller Antwort nur mit dem Kopf.

„Und nun?"

Digitized by Google

„Ausgemistet. Total. Heute morgen noch ein paar Blaue in der Tasche. Jetzt, wenn ihr mich umkippt und auf den Kopf stellt, fällt nicht ein Sechser heraus." Richard lief aufgeregt im Zimmer auf und ab. „Der Deibel hol' die Jockeis und ihre Tips! Immer seifen sie einen ein. Kommt so'n grüner Matz mit seinem ledernen Gesicht: „Was suchen Mister? Tip? Will ich sagen. Aber setzen for me. Abgemacht, well." Das macht er mit so vielen, wie es Pferde gibt: Mit einem gewinnt er natürlich bestimmt. In die Zähne, du Hund, mit deinem Well! Aber immer, wenn man sie nachher fassen will, sind sie verschwunden. Und geht man wieder hin —"

„— setzt man wieder", vollendete Semerak augenzwinkernd.

„Gewiß. Immer. Wenn ich sie so sehe in ihren bunten Röcken, wie die Papageien im Zoologischen, dann flimmert's mir vor den Augen, und wenn der Satan dazwischenstände, ich kann nicht anders, ich muß setzen."

„Dann fahr doch nicht hin."

„Habe ich auch probiert. Da war ich aber ein paar Wochen direkt krank. Und beim nächsten Mal stand ich auf dem Schlesischen Bahnhof und ließ einen Zug nach dem anderen abfahren. Und beim letzten sprang ich doch noch auf. Er fuhr schon. Auf dem Trittbrett fuhr ich bis Karlshorst."

„Und was sagt deine Braut dazu?"

Richard wurde kleinlaut. „Was soll sie sagen? Wie die Weiber so sind —" Wieder lief er im Zimmer auf und ab. „Jetzt bloß Geld in die Finger bekommen. Geld!"

„Und dann wieder spielen, nicht wahr?"

„Gewiß! Aber dann würde ich es schlauer anfangen. Ihr solltet setzen! Ihr solltet sehen!" Mit leuchtenden Augen sah er Semerak an, als hätte er ihm eben den Erfolg seines Pferdes erzählt.

Karl kam zurück. Als er den jungen Mann sah, wurde er ganz ruhig.

„Ein Bier gefällig?" Ohne die Antwort abzuwarten, brachte er das Glas und stellte es auf einen Tisch neben dem stehenden Richard. „Und Dejanira?" fragte er.

„Dejanira?" Richard sah aus, als erwache er aus einem Traum. „Gewonnen?" fragte Karl. Er wunderte sich selbst, wie ruhig er sprach.

Richard schüttelte nur den Kopf.

„Er hat alles auf Dejanira verloren", sagte Semerak und zahlte.

„Er . . . hat . . . alles . . . auf Dejanira verloren", wiederholte Karl gedankenlos. Aber er fühlte, wie ihm die Knie zitterten und wankten.

Digitized by Google

Plötzlich machte er kehrt und ging in die Garderobe. Er zog den hellen Ueberzieher an und setzte den Hut auf.

Keine Minute länger konnte er hier sein. Und es war ja nicht auszudenken, was er tat, wenn Zombrowski zurückkam.

Frau Bruns trat aus der Türe.

„Er hat alles auf Dejanira verloren", sagte Karl. Und es klang, als wäre er gar nicht an dem Schicksal dieses Menschen beteiligt, der „alles verloren" hatte.

Frau Bruns sah ihn starr an. Sie hatte aber Angst vor seinem Blick und rührte sich nicht. „Alles . . .", wiederholte Karl, nickte ihr gleichmütig zu und ging hinaus.

Auf der Straße begegnete er der kleinen Mieze. Sie erkannte ihn nicht und lief aufgestört an ihm vorüber ins Restaurant.

„Alles . . . auf Dejanira verloren . . .", wiederholte Karl noch einmal und ging, den Spazierstock schwenkend, in das Gewirr der Straßen hinein.

*

Mit den letzten paar Mark in der Tasche durchschritt Karl das riesige Café. Mehrere Kapellen spielten. Aus allen Ecken schien die Musik zu kommen. Bisweilen trafen sich die Klänge der Zigeunerkapelle hier unten mit denen aus dem oberen Stockwerk, wo eine Kavalleriekapelle schmetterte.

Von der falschen Vergoldung der Decke prallte das Licht herunter. Das Licht sprühte aus den tausend Leuchtkörpern in mächtige Spiegel und ergoß sich über die bunte Menge.

Karl summte der Kopf bei dem Wirrwarr um ihn, und fast wäre er wieder umgekehrt. Aber er war müde, und irgendwo mußte er bleiben.

„Dort in der Nische ist noch Platz", sagte der Kellner.

Karl ging in die Nische an der Freitreppe zum oberen Stock. Sie war durch Efeuwände etwas von dem übrigen Café abgetrennt. Das war ihm recht. Der Anblick der vielen Lustigen, Verliebten, Glücklichen dort ringsherum war heute nichts für ihn.

Der Kellner brachte den bestellten Eiskaffee.

Mit einem Ruck riß Karl den Ring — Lus Ring — aus der Tasche. Nun, wo er ohne Geld dasaß, wollte er wenigstens etwas davon haben.

„Ich bin gerade in Geldverlegenheit, Ober", sagte er. „Was würden Sie mir für diesen Ring geben?" So war es am besten. Wenn er ihn einem Fremden verkaufte, konnte er nie, wie in einer Leih-

Digitized by Google

anstalt, in Versuchung kommen, ihn wiederzuholen. Der Ring versank jetzt in dem großen Strudel Berlin, in dem er selber versank...

Der Kellner sah den Ring an, prüfte dann Karl Kramer und sagte lächelnd: „Nee, auf so 'nen Kalmus piepen wir nicht."

„Was fällt Ihnen ein?"

„Pst! Seien Sie lieber ganz still", sagte der Kellner drohend. „Solche Ringe kennen wir. Uebrigens bitte ich Sie, gleich zu zahlen."

Karl wollte auffahren. Der Mensch hielt ihn für einen Ringnepper, wie sie an den Fernbahnhöfen auf die Zureisenden warteten. Er konnte es ihm aber nicht übelnehmen: in der gleichen Situation hätte er ebenso, wenn auch höflicher, geantwortet, als sein Kollege hier.

„Der Ring ist auch viel zu schade für Sie", sagte er nur und zahlte. Der Kellner begann sich zu entschuldigen; aber Karl winkte ihm ab.

Sein vom Kaffee angeregter Magen wurde von einem wütenden Hunger geplagt. Als ein anderer Kellner Kuchen auf den Tisch stellte, aß er zwei davon. Sie schmeckten nach Kleie und Sirup. Aber mit den zwei Mark, die er noch in der Tasche hatte, konnte er nichts Besseres bestellen. Es war nur gut, daß er noch ein paar Zigaretten besaß. Bis Schluß des Cafés würde er hier in dem bequemen Sofa sitzen bleiben, ohne noch etwas zu bestellen. Dann konnte er in den Tiergarten und dort den Morgen abwarten. Es war ja warm.

Und dann? Dann? Hatte es eigentlich noch einen Sinn, dies Spiel von neuem zu beginnen? Hatte es einen Zweck, noch einmal eine Aushilfsstellung anzunehmen und zu arbeiten? Was war denn das Ende? Ach, irgend etwas würde sich schon finden.

Aber in diesem Augenblick fühlte Karl schon, daß sich nichts finden würde und daß er einem Manne glich, der seinen Absturz nur dadurch aufhielt, daß er sich an ein Grasbüschel klammert; er war nicht aufzuhalten. Er würde im Sinn und Tempo des letzten Jahres weiterleben, ob er auch wußte, daß es abwärts ging. Den Weg zum Tempo seines früheren Lebens, der Gleichmäßigkeit fand er nicht mehr zurück, nun, wo ein Wunder seine Augen geblendet und verwirrt hatte.

Ein neuer Gast kam, ein breiter, schwerer Mann mit einem hellen, etwas zu hellen Sommermantel und einem grauen Zylinder. Das Fleisch der Backen hing auf den Mund herab, wie es am Nacken über dem Kragen sich wulstete. Karl kannte ihn: es war einer der schlimmsten Buchmacher, durch dessen fette, schmierige Hände Vermögen Wettender gegangen waren, Vermögen, Ehre, Leben. — Was mochte aus dem kleinen Liebespaar von heute nachmittag geworden sein? Sicher bereicherten sie die Chronik der Liebesselbstmorde in Berlin.

Der Fremde bestellte Sekt und Fruchteis und entnahm seinem

Digitized by Google

Zigarettenetui eine dicke, buntbebänderte Zigarre. Er stieß mit der Zunge an, während er halblaut mit sich sprach, und lachte viel über seine eigenen Witze. „Das Geld liegt auf der Straße, mein Miezchen, nur bücken muß man sich können."

Karl geriet in eine schlimme Erregung: Dieser Kerl hatte heute in Karlshorst sicherlich ein Riesengeschäft gemacht. Vielleicht stand er gar mit dem Reiter der Dejanira in heimlicher Verbindung. Er war schon einmal wegen einer solchen Schiebung vor Gericht gekommen; der Selbstmord des Jockeis hatte damals alle Beweise abgeschnitten und ihn freigemacht.

Am besten war es schon, sich mit ihm bekannt zu machen. Vielleicht konnte man ihm auf den Zahn fühlen und in der Trunkenheit allerlei entlocken.

Aber als Karl sich endlich entschloß, ihn anzureden, saß der Buchmacher weit zurückgelehnt, die Augen geschlossen, aus dem weitgeöffneten Mund Schnarchtöne entsendend, die noch immer glimmende Zigarre in der Hand. Der Anblick des widerlichen Menschen erbitterte Karl. Es fehlte nicht viel, daß er ihm mit einen Faustschlag geweckt hätte. Es war wohl besser, zu gehen.

Karl zog sich an und wollte eben an der Efeuwand vorbei, als er etwas Schwarzes Viereckiges an der Erde liegen sah.

Er bückte sich und hob es auf: es war eine Brieftasche, zum Platzen voll mit Banknoten. Ein flüchtiger Blick belehrte ihn, daß hier ein Vermögen stak.

Blitzschnell riß er die Scheine heraus, stopfte sie in seine Smokingtasche und füllte den leeren Raum der Brieftasche mit einem zusammengeknüllten Zeitungsblatt aus. Dann schob er die Brieftasche in die Brusttasche des Trunkenen.

Es war ein fürchterlicher Weg mit den gestohlenen Scheinen durch das ganze Lokal, an den vielen, vielen Tischen entlang, an den vielen, vielen Menschen vorüber.

Es war nur gut, daß alle dem Dirigenten unten zusahen, der auf den Fußspitzen tanzte, den Kopf hintenübergeworfen und die Geige hoch in der Luft.

Er wußte später nie zu sagen, was er danach an diesem Abend getan und wie er es fertiggebracht hatte: Wie er in ein vorüberfahrendes Auto gesprungen war, ohne an der anderen Seite wieder herauszustürzen — wie er in einem eleganten Tanzlokal getanzt und getollt hatte, ohne jeder Tänzerin die Geschichte von den Scheinen zu erzählen — wie er beim hellen Morgen beim Bahnhof Friedrichstraße landete und ein Billett nach dem Osten nahm, weil er zufällig von einem Gepäckträger gehört, daß der Frühzug in zehn Minuten abführe — wie er

Digitized by Google

das Billett genommen, ohne dem Kassierer zu verraten, daß er flüchten müsse, gleichviel wohin. Alles dies war wie ein Traum, wie unter der Einwirkung eines fremden Willens geschehen.

*

In der letzten Minute war in den Wagenabteil, in dem außer Karl nur ein junges Pärchen saß, noch ein etwa vierzigjähriger Herr gesprungen, der seiner Handtasche einen Band Reiselektüre entnahm, in dem er eifrig las.

Der Zug fuhr in den erwachenden Tag hinein. Anfangs hielt er noch einmal hoch über dem rasselnden und qualmenden Berlin. Dann kamen kleinere Orte, Gärten, Felder, Wiesen. Karl sah keine Einzelheiten.

Allmählich gewann er es über sich, die Passagiere zu betrachten. Sie waren harmlos. Das Pärchen schnäbelte sich in Momenten, wo es sich unbewacht glaubte. Der vierzigjährige Herr, der schwarze Bartkoteletten trug, las angestrengt in seinem Roman und schenkte seiner Umgebung keinen Blick.

Das gleichmäßige Rütteln und Schütteln brachte Karl nach und nach zum Eindämmern. Es war ein aufregender und angestrengter Tag gewesen. Im Halbschlaf beunruhigten ihn allerlei Gedanken. Wie, wenn der Fremde, der so furchtbar harmlos aussah, am Ende ein Detektiv war, der ihn beobachtete? War es nicht auffällig, daß er gerade in dieses Coupé geraten war? Es konnte freilich auch ein Zufall sein.

Nach und nach spielte Karl mit diesem Gedanken, daß dieser Fremde ein Detektiv sei, der nur auf eine Gelegenheit warte, seine Kunst zu zeigen.

Er zwinkerte über das Buch hinweg auf ihn und lauerte. Und plötzlich faßte er ihn an. „Sie sprachen eben vom Café und den Scheinen."

„Es war nur ein Traum", stotterte Karl.

„Aber die Scheine, die Scheine, die sind kein Traum, nicht wahr?" fragte der Detektiv höhnisch. Und nun sah Karl, daß er die Brieftasche in der Hand hatte. Karl griff nach ihr, aber der Detektiv umkrampfte seine Gurgel, daß er mit einem heiseren erstickten Schrei in die Höhe fuhr. — Gott sei Dank, er hatte wirklich nur geträumt. Er rieb sich die Augen.

Drüben saß das Pärchen, etwas verlegen, etwas geniert. In der Ecke saß der „Detektiv" in seinem Buch lesend. Es war nichts gewesen. Das dumme Gewissen hatte ihn genarrt. Er atmete auf.

Wenn nur diese Fahrt ein Ende hätte!

Digitized by Google

Sie schien gar kein Ende zu haben. Die Stunden verrannen entsetzlich langsam. Der Zug schien zu kriechen und kam und kam nicht weiter.

In den Speisewagen wagte Karl sich nicht. Er konnte dort leicht einem Kollegen begegnen, der ihn kannte. An den wenigen Stationen kaufte er Brötchen und Obst. Zur Not hielt man es aus, und am Ende der Fahrt konnte man sich ja entschädigen.

Wann war das Ende der Fahrt? Er hatte ein Billett bis Danzig, nahm sich aber vor, das Aussteigen des Herrn mit den Koteletten abzuwarten und an der nächsten Station selbst den Wagen zu verlassen. Aber der Fremde stieg nicht aus. Er schien angewachsen an seinen Eckplatz, das Buch schien angefroren in seiner linken Hand. Niemals sah er auf die Passagiere oder zum Fenster hinaus. Am Ende hatte er selber Grund, sich nicht zu zeigen, dachte Karl plötzlich, und er mußte lachen. Vielleicht war dieser ein Defraudant, und die alte Geschichte, daß ein Betrüger vor dem anderen Furcht hatte, wiederholte sich wieder einmal. Karl wollte sich ausschütten vor Lachen bei dem Gedanken.

Es kam Dirschau. Alle vier blieben im Waggon sitzen, der nach Danzig durchfuhr. Das Pärchen suchte im Gepäcknetz nach seinem Gepäck, und auch der fremde Herr klappte sein Buch mit einem scharfen Ruck zu und stellte sich ans Fenster.

Jetzt waren es nur noch Minuten bis zur Ankunft. Es war doch gut, daß der Fremde nicht früher ausgestiegen war. Je weiter er von Berlin fort war, desto besser war es. Und hier war er in einer großen Stadt, in der er allerlei anfangen konnte, in der er vor allem untertauchen konnte, bis Gras über die Geschichte gewachsen war.

Er wollte von jetzt ab einfach nicht mehr daran denken. Mit einem fröhlichen „Adieu" verabschiedete er sich von den Mitreisenden, als der Zug hielt. Eine Tangomelodie dieser Nacht vor sich hinsummend, schritt er durch durch die Bahnsperre in die Stadt.

*

Als es dunkelte, winkte Karl den Hotelkellner herbei.

„Noch ein Bier?" fragte der Kellner.

„Nein, danke. Ich gehe schlafen." Und Karl markierte ein heftiges Gähnen. „Ich bin doch etwas ermüdet von der Reise."

Er zahlte die Zeche und wollte sich erheben. Da fiel sein Blick auf den Gast am Nachbartisch, und er sank auf seinen Stuhl zurück. Ihm war, als hätte ihm einer einen heftigen Schlag in die Kniekehle versetzt.

Da war er wieder. . . Da war er wieder, der Verfolger. . .

Karl spürte, wie ihm der kalte Schweiß herniederrann, und wie

Digitized by Google

ihm die Hände zitterten. Der Verfolger . . . mechanisch fühlte er nach seiner Brieftasche, die zum Bersten voll war, von den Scheinen, den gestohlenen Scheinen.

Es war kein Zweifel: der fremde Herr mit den Bartkoteletten verfolgte ihn. Denn das war kein Zufall mehr, daß er ihm auf dem Wege durch die altertümliche Stadt gefolgt war, über den großen Markt bis zum Restaurant, in dem er haltgemacht. Da war er verschwunden gewesen — Karl hatte es wohl bemerkt — und nun war er wieder hier im Hotel, wo sich übrigens auch das Pärchen von der Bahn einlogiert hatte.

Er umkreiste ihn, wie Hunde das Wild umstellen. Er lauerte über ihm, wie die Spinne über der Fliege lauert. Er spielte mit ihm wie die Katze mit der Maus.

Karl fühlte das Herz bis zum Hals klopfen. Sein Herzschlag mußte im ganzen Hotel zu hören sein. . . Er fühlte sich elend und schwach werden. Nein, er war für solche Lage nicht geschaffen: Seine Nerven waren nicht robust genug dazu. Und übermächtig wurde in ihm das Gefühl: Hätte ich den Kerl im Café doch nicht gesehen oder könnte ich doch alles wenigstens rückgängig machen!

Der Kellner näherte sich seinem Tisch.

Karl gab sich einen Ruck. Er machte sich ja lächerlich, wenn er hier am leeren Tisch noch sitzen blieb.

Aber er sah, daß der Weg zur Tür an dem Tisch des Unbekannten vorüberging. Er sah den Augenblick vor sich, wo er an ihm vorbeikam, wo jener aufstand und die Hände an ihn legte und sprach: „Karl Kramer, ich verhafte Sie im Namen des Gesetzes."

Er bestellte noch ein Goldwasser. Der Kellner lächelte. Warum lächelte dieser Mensch? Und was für ein Lächeln war es gewesen? Gewiß ein verächtliches und boshaftes. Ahnte er schon etwas?

Herrgott, vielleicht wußten sie alle schon, wer er war. Gewiß, alles war eine feige, abgekartete Komödie. Alle Gäste, der Hotelier und die Kellner wußten Bescheid und warteten mit niederträchtiger Schadenfreude auf den Moment, wo er in die Falle ging.

Nein, der Hotelier wußte es nicht. Er kam gerade in diesem Augenblick zu ihm, grüßte ihn höflich und sprach von dem ewigen Regen, von der schlechten Saison und der Plage mit dem Personal, das nichts tauge und große Ansprüche mache. Er wußte nicht einmal, daß auch er ein Kellner war, haha. Er hätte ihn umarmen mögen: er gab ihm ja allen Mut zurück.

Der Kellner kam und stellte das Goldwasser auf den Tisch.

„Kennen Sie nicht den Herrn dort drüben mit den Koteletten?" fragte Karl lächelnd. Wahrhaftig, er konnte schon wieder lächeln.

Digitized by Google

„Nein. Er ist zum ersten Male hier. Ich kann aber den Portier fragen."

„Ja, fragen Sie. Er kommt mir so bekannt vor."

Karl trank das Goldwasser und steckte sich eine Zigarette an. Er fühlte sich überlegen und munter. Lächerlich, diese Idee von einem Verfolger. Wer konnte denn wissen, wo dieser Buchmacher geneppt worden war? Er ahnte es sicher selbst nicht, in welcher Likörstube, in welcher Bar oder welchem Tanzsaal. Tausend Möglichkeiten waren da. Bei der Tat selbst war niemand sonst gewesen, und die Efeuwand verhinderte, daß es jemand von draußen hätte sehen können. Nein, es war alles glatt und klar.

Aber dennoch — dieser Mensch, der überall auf seiner Spur war, in der Bahn, auf dem Markt und nun hier im Hotel, er konnte einen schon nervös machen.

Der Kellner kam zurück und meldete mit diskretem Flüstern: „Es ist ein Herr Nießen, Gutspächter im Hinterpommerschen."

„Haha, so sieht er auch aus. Aus dem hintersten Hinterpommern, hahaha." Karl schüttelte sich vor Lachen, und er schob dem Kellner alles Geld zu, was er auf den Zehnmarkschein herausgeben wollte. Der Kellner dankte mit einem verwunderten Blick.

Karl ärgerte sich. Das hohe Trinkgeld konnte ihn verraten. Das machten alle Defraudanten so. Hundertmal hat er es gelesen, daß sie sich durch diese dumme Großtuerei verdächtig machten und sich selbst die Schlinge um den Hals legten. Würde er selber in seinem Beruf nicht auch gestutzt und dem Wirt oder einem Kollegen einen Wink gegeben haben?

Das Pärchen am Nebentisch bestellte Sekt. Karl sah, wie sie abwehrte und er ihr lachend zuredete. Natürlich, der Verschwender auf der Hochzeitsreise — wie oft hatte er das in seiner Praxis gesehen. Monsieur, wenn Sie erst ein paar Jahre verheiratet sind, tun Sie es nicht mehr.

Auch der Fremde, der Gutspächter Nießen, sah zu dem Pärchen herüber und lächelte flüchtig. Ein gutmütiger Mann war es zweifellos, der so gutmütig lächeln konnte. Was für ein Unsinn war es gewesen, ihm etwas Böses zuzutrauen. Wo war seine Menschenkenntnis geblieben, auf die er sich einst soviel zugute getan hatte? Am liebsten hätte er sich zu ihm an den Tisch gesetzt. Sein heftiges Mißtrauen war einer ebenso starken Sympathie gewichen.

Als er an der Portierloge den Zimmerschlüssel erbat, konnte er sich nicht enthalten, auf diesen Herrn Nießen hinzuweisen, diesen Herrn aus dem hintersten Hinterpommern, haha.

Der Portier prustete geflissentlich, näherte sich ihm dann aber

Digitized by Google

und flüsterte ihm ins Ohr: „Er nennt sich nur so. In Wirklichkeit ist es ein Berliner Kriminalbeamter."

Karl fühlte den Schlüssel in seiner Hand heiß und zentnerschwer werden. „Sie . . . Sie scherzen", stammelte er.

„Unsereins hat einen Blick für so was. Sein Bart ist nicht echt. Und außerdem —"

Neue Gäste kamen mit Koffern und Schachteln. Der Portier war nicht mehr zu sprechen.

Eine ganze Weile stand Karl noch im Gewühl und Lärm der Fremden, zitternd auf die Glastüre starrend, durch die er den Verfolger erblicken konnte. Es hätte nicht viel gefehlt, daß er zu ihm an den Tisch getreten wäre, um sich zu erkennen zu geben und die Last, die bergeschwer wurde, loszuwerden. Nur der Gedanke an die vielen Zeugen im Restaurant schreckte ihn zurück.

Als er in seinem Zimmer war und sich darin verschlossen und verriegelt hatte, kam ihm dies Vorhaben albern, feig und unsinnig vor. Er hatte das Geld, basta, und es galt nur, fest zu bleiben und sich nicht überrumpeln zu lassen. Plötzlich war er ganz kalt und sicher. Es blieb ja noch — die Flucht. Sie glaubten ihn in seinem Zimmer schlafend. Inzwischen konnte er sich auf und davon machen.

Schnell riß er die Scheine aus der Tasche und barg sie überall an seinem Körper, in den Stiefeln, unter dem Hutfutter, in dem Regenschirm, den er dann zusammenrollte.

Dann ging er hinaus. Das junge Pärchen begegnete ihm; es logierte auf derselben Etage ihm gegenüber. Er grüßte höflich und ging zur Treppe. Als er sich ein wenig über das Geländer beugte, sah er den Fremden auf dem Treppenabsatz stehen. Er stand vor dem Spiegel mit demselben harmlosen Lächeln, das ihn vorhin getäuscht hatte.

Der Ausweg war versperrt. Karl machte kehrt und ging in sein Zimmer zurück, das er wieder fest verschloß.

Er machte das Fenster auf. Er wohnte in der ersten Etage; am Ende gehörte kein Turnerkunststück dazu, hinabzuklettern und im Dunkeln zu verschwinden. Aber unten war keine Straße. Mondschein blinkte aus dem trüben Wasser des Kanals herauf, einer der vielen Kanäle der alten Stadt.

Verzweifelt schloß Karl das Fenster. Es gab kein Entrinnen. Er war umstellt. Alles war aus . . . alles . . .

Langsam nahm er die Banknoten aus den verschiedenen Verstecken und türmte das Häufchen vor sich auf. Die Scheine kamen ihm klebrig, schmutzig, widerlich vor. Es ekelte ihm bei ihrer Berührung.

Irgendwo schlug eine Uhr, eine Kirchenuhr, mit voller Melodie.

Digitized by Google

Ehe sie die nächste Stunde schlägt, bin ich ein verlorener Mann, dachte Karl, und im selben Augenblick dachte er: Wenn das Mutter erfährt! Er sah die grauhaarige Frau in ihrem kleinen Kramladen, und er schlug die Hände vor das Gesicht. Viertelstunde auf Viertelstunde verrann. Draußen war es still geworden. Die letzten Gäste mochten schlafengegangen sein. Aber nun hörte sein durch Mißtrauen geschärftes Ohr neue, fremde Geräusche. Er hörte den vorsichtigen Schritt mehrerer Männerstiefel auf der Treppe, und er vernahm deutlich das Klirren eines Säbels auf den Stufen und dann auf dem Korridor, seinem Zimmer entgegen.

Nun kamen sie . . . Nun kamen sie . . .

Mit beiden Händen faßte er das gestohlene Geld. Es war das einzige, was ihn verraten konnte — fort damit! Sein Blick fiel auf den weißen Kachelofen — Unsinn, da würde es ein Blinder finden. Und ehe er Feuer anzündete, waren sie längst im Zimmer.

Die Schritte draußen waren nähergekommen und hielten vor der Türe an. Er hörte flüstern und glaubte zu vernehmen: „Dies ist das Zimmer, Herr Kommissar."

Auf den Zehenspitzen ging er von der Türe rückwärts bis ans Fenster.

In diesem Augenblick klopfte es.

„Wer ist da?" Karl fühlte, daß er die Worte nur lallte. Seine Zunge versagte den Dienst.

Eine helle, scharfe Kommandostimme sagte halblaut: „Bitte, öffnen Sie sofort!"

Karl riß das Fenster auf und warf das Banknotenbündel in das Wasser. Und in einer glücklichen Eingebung warf er ihm den Ring nach . . . Lu Donons Ring . . . Auch er konnte ihn verraten. Vielleicht hatte jener Kellner im Café von dem Ringnepper gesprochen. Und es war auch gut, daß er sich damit von Lu Donon trennte . . . Denn das tat er hiermit; das wußte er wohl . . . er hatte nichts mehr gemeinsam mit ihr.

Er hörte alles aufschlagen und vernahm das Aufspritzen des Wassers. Erleichtert schloß er das Fenster. Nun war er gerettet. Nun konnten sie ihm nichts anhaben.

Mit fester Hand öffnete er die Türe.

Auf dem halbdunklen Korridor drängten sich Angestellte des Hotels und Uniformierte. Die Tür des gegenüberliegenden Zimmers war aufgestoßen. In dem erhellten Zimmer stand der Kriminalbeamte Nießen.

Wie aus weiter Ferne hörte Karl seine Stimme: „Also Sie

Digitized by Google

geben zu —" Und er hörte das fassungslose Schluchzen der jungen Frau. Niemand kümmerte sich um ihn. Niemand.

Was war das?

Er klammerte sich an den Portier, den er unter den Zuschauern bemerkte: „Was geschieht da?"

Der Portier lachte. „Habe ich's Ihnen nicht gesagt? Ein Kriminaler. Und jetzt hat er ihn."

„Hat er gestohlen?"

„Den Hochstapler — er wurde schon lange gesucht."

Karl ging langsam in sein Zimmer zurück. Die Beine trugen ihn kaum.

Sie haben mich gar nicht gesucht, dachte er mit Entsetzen und doch wiederum einer Art Erleichterung. Sie haben mich gar nicht verfolgt . . . Und alles ist umsonst gewesen . . . Die Angst und das Wegwerfen des Geldes, das nun da unten im Kanal vermodern und verfaulen würde . . .

Karl sank in die Knie. Den Kopf stützte er an die Wand.

So kniete er eine lange, lange Zeit, bis das Stimmengewirr draußen auf dem Korridor verhallt war, das Schreien und Lachen und Weinen, bis alles vorüber war. Nun schloß sich die letzte Tür. Aus weiter Ferne hörte man einen Wagen rollen.

Karl erhob sich. Die furchtbare Erschütterung der letzten Stunde jagte ihm Tränen in die Augen. Er fühlte die Tränen niederrieseln in den Kragen hinein und war zu schwach, ihnen Einhalt zu tun. All die entsetzliche Spannung dieses Tages löste sich in diesem Tränenstrom.

Seit seiner Kinderzeit hatte Karl Kramer nicht mehr so geweint.

*

Es regnete.

Ein nasser Schleier lag zwischen den großen Fenstern des kleinen Kurhauses und der See draußen. Die Terrasse mit den schräggestellten Stühlen und Tischen war blank, wie gescheuert. Es regnete, wie es seit Wochen in diesem Sommer regnete.

Im Kurhaus Adlershorst war fast nichts zu tun. Bis auf einen älteren Herrn, der mürrisch Grog auf Grog trank, und eine kränkliche Dame mit ihrem blassen Jungen waren keine Kurgäste da. Die Motorboote, die den Seeverkehr mit Zoppot und Danzig vermittelten, fuhren mit immer größeren Pausen und kamen leer an. Bald würden sie den Betrieb einstellen. Es war zum Verzweifeln.

Herr Remus, der Kurhausbesitzer, lief alle Viertelstunden zum Barometer, klopfte auf ihm herum und lief dann zornig wieder fort.

Digitized by Google

Die Kellner waren entlassen oder selbst geflüchtet bis auf Karl und einen kleinen, mageren Kollegen. Wären nicht die paar Kurgäste gewesen, die sich in den Dorfhäusern und der kleinen Villa eingemietet hatten und im Kurhaus aßen, hätte man alles schließen müssen.

Karl saß am Fenster und blickte hinaus. Auf Minuten hörte der Regen auf. Die See blickte nun herüber, graugrün, aufgewühlt, wie verärgert. Möwen hingen in der Luft und fielen aufs Wasser. Dann war wieder alles vorbei. Der Dunst des ewigen Landregens schob sich zwischen das Bild. Man war abgeschlossen, einsam, verlassen von aller Welt.

In dumpfer Verzagtheit blickte Karl auf dies ewig gleiche Bild. Er schimpfte nicht darüber, wie der Wirt. Er höhnte nicht, wie der alte Herr. Er klagte nicht, wie die freundliche, kränkliche Dame. Ihm war alles gleichgültig.

Seit jenem unseligen Abend, wo er die Banknoten in den Kanal geworfen, hatte es so geregnet. In diesem Regen hatte er am nächsten Morgen an dem Wasser gestanden, nach dem weggeworfenen Gut blickend, das längst weggespült war. In diesem Regen war er dann auf Suche nach einer Stellung gegangen. Er besaß ja nicht einmal das Geld für die geringe Hotelrechnung. Nirgends suchte man Kellner. Die Saison war die schlechteste seit einem Jahrzehnt. In den vielen Badeorten in der Danziger Bucht war es leer, als hätte der Regen die Gäste weggespült. Durch einen Zufall war er hier in dem kleinen Badeort untergekommen. Er hatte doch das Essen und ein Dach über sich — das war alles. Die Einnahmen waren gleich Null.

Dieser ewige Regen, der alles niederschlug, alles verhüllte und schwermütig machte, paßte gut zu seiner Stimmung.

Jeden Tag konnte er entlassen werden. Er brachte Herrn Remus ja kaum den Wert des Essens ein. Jeden Tag konnte er auf der Straße liegen, ohne einen Pfennig, ohne anderen Besitz, als was er auf dem Leibe trug. Dann konnte er betteln. Nein, dann blieb noch etwas anderes . . . die See drüben war Trösterin . . .

Es entstand eine große Aufregung im Kurhaus. In zwei Automobilen waren einige Husarenoffiziere aus Langfuhr gekommen. Das Schnarren ihrer Stimmen, das Klirren ihrer Säbel, ihr Lachen und Sprechen erfüllte mit einem Male die eben noch tote, schweigende Halle mit Leben.

Herr Remus flog hin und her. Warum die Herren sich nicht telephonisch angemeldet hätten? Immerhin hoffe er, daß seine Küche und sein Keller — er sprach den Satz nicht zu Ende und schrie nervös die Kellner an.

Der plötzliche Besuch hatte ihn ganz aus dem Häuschen gebracht.

Digitized by Google

Auch der kleine, magere Kellner lief ratlos von der Küche zur Halle, verlief sich ein paarmal in den leeren Saal und vergaß alle Bestellungen, noch ehe er sie recht angehört. Den Anblick so vieler Menschen war er nicht mehr gewöhnt. Die Offiziere hänselten ihn, lachten ihn aus und machten ihn vollends wirr.

Karl wurde zu Hilfe gerufen. Er führte alle Bestellungen ruhig und sachlich aus wie in seiner besten Zeit. Er war ernst und diskret, lächelte über jeden Witz und hielt doch Distanz. Er hörte, daß sie ihn einen „patenten Kerl" nannten.

Alles war so gleichgültig. In einer Woche war doch alles aus, vielleicht schon morgen.

Abends ging Karl fort, um einen kleinen Spaziergang durch das Dorf zu machen, nach den Nachbaransiedlungen an der Bahn. Er ging in der Dunkelheit ein paar Stunden umher. Er wollte müde werden, um endlich einmal ruhig schlafen zu können.

Aus der hübschen Villa Annahild am Wald blinkte freundliches Licht herüber. Er hörte das Wiehern des jungen Pferdes der Gärtnerei. In dem einsamen Häuschen des Malers da drüben spielte einer auf der Laute. Das Kirchlein schimmerte auf. Die alten Bäume des Gutsparks rauschten durch das Dunkel.

Ihm war feierlich zumute, als nähme er jetzt Abschied von all diesen schönen, friedlichen Dingen. Bald war all dies Licht ausgelöscht und aller Glanz verblaßt.

Die Bahngleise glänzten im Licht des kleinen Bahnhofs. Lange blickte Karl Kramer auf die schimmernden Bänder, die in die Unendlichkeit hinauszogen, die nach Städten führten, in denen er gelebt hatte, und die er niemals verlassen wollte.

Nun stand er hier in dem verlorenen Erdenwinkel, von der Großstadt verstoßen und ausgespien. Nie würden ihn wieder die donnernden Wagen auf diesen Gleisen dorthin zurücktragen, wo er glücklich gewesen war, voller Hoffnung und Ruhe. Nie wieder würde er die tausend Lichter der großen Stadt sehen.

Er kehrte um. Sturm machte sich auf und vertrieb die Regenwolken. Die See heulte und brüllte. Die Weidenbäume am Bach schüttelten ihre nassen Arme.

Karl ging den Höhenweg hinauf, um durch die Hintertür das Kurhaus zu betreten. Im Flur fuhr eine Gestalt von einem Stuhl empor.

Karl erkannte im Schein des Petroleumlämpchens eines der Aufwaschmädchen. „Sie hier?"

„Sind Sie endlich gekommen, Herr Kramer? Ich habe solche Angst um Sie ausgestanden."

Digitized by Google

„Um mich?"

„Ja. Bei dem ekligen Sturm in der Dusterheit zu gehen — das dürfen Sie nicht wieder tun."

Karl sah sie erstaunt an. „Sie sind wirklich besorgt um mich gewesen?"

Sie nickte ernst. Sie war nicht hübsch mit ihrem angeklatschten Haar, mit ihrem alten Kleid und den Holzpantoffeln. Aber ihre traurigen Augen, die mit einem bittenden Ausdruck auf ihn gerichtet waren, rührten ihn.

„Ich will es nicht wieder tun", sagte er lächelnd. Und es fiel ihm ein, daß er schon eine Ewigkeit lang nicht gelächelt hatte.

„Nun will ich aber gehen", sagte sie leise.

„Wie heißen Sie?" fragte Karl.

„Marie. Marie Böhnke."

„Ich danke Ihnen, Marie."

„Bitte schön. Ich hatte immer Angst, es würde Ihnen etwas passieren, wo Sie hier doch gar nicht Bescheid wissen."

„Nun, Sie sehen ja, es ist alles gut gegangen."

„Ja. Gute Nacht, Herr Kramer."

Er hielt sie noch einmal auf. „Stammen Sie hier aus der Gegend?"

„Ich bin aus dem Werder."

„Haben Sie hier Verwandte?"

„Nein", sagte sie ruhig, und es klang wie das Hersagen einer Liturgie, als sie langsam fortfuhr: „Ich habe nicht Vater, nicht Mutter, nicht Bruder, nicht Schwester. Ich habe auch keine Freundin."

Wie tief ihre Stimme ist — dachte Karl — wie tief und dunkel. Sie ist das Schönste an ihr.

„Gute Nacht, Marie."

Sie nahm das Petroleumlämpchen vom Nagel und ging die Treppe empor. Die Holzschuhe trug sie in der Hand, um kein Geräusch zu erregen.

Er stand noch eine Weile und sah ihr nach mit einem seltsamen Gemisch von Verlegenheit und Ergriffenheit . . .

•

Es regnete weiter.

Der alte Herr sagte höhnisch beim Morgenkaffee: „Nun hört es auf mit Sachtregnen."

Die kränkliche Dame sagte leise zu Karl: „Regnet es hier immer so?"

„Es ist ein Ausnahmesommer, gnädige Frau."

Digitized by Google

„Mein Sohn soll Seeluft haben auf eine Weile. Sonst hielte ich es nicht mehr aus."

Karl begriff sie nicht, daß sie nicht längst geflohen war oder daß sie nicht wenigstens in ein komfortables Seebad ging, wo sie es bei diesem Wetter behaglicher hatte. Und eines Abends sagte er es ihr auch.

Sie lächelte. „Vielleicht muß ich sparen!"

Nein, das war nicht der Fall. Karl wußte, daß sie reich war und daß ihr Mann irgendwo in Schlesien Generaldirektor war.

„Es ist nur," setzte sie hinzu, „weil ich allen Lärm hasse und weil mein Mann so von diesem Adlershorst geschwärmt hat. Er ist hier immer in seiner Jugend gewesen."

Der kleine Junge schnitzte ein Stück Rinde zu einem Schiff zurecht. Das wollte er schwimmen lassen, wenn das Wetter einen längeren Besuch des Strandes erlaubte. Er hatte schon eine ganze kleine Flottille. Jedes hatte einen Namen mit Tusche vorn an der Spitze angemalt.

„Wie soll ich dieses nennen?" fragte er Karl.

„Marie", antwortete Karl schnell, und er fühlte, daß er etwas rot wurde.

„Ei, ei", machte die Dame drohend. „Heißt sie so?"

„Es war nur zufällig gesagt. Meine Mutter heißt so."

Es war die Wahrheit. Aber es war Karl erst in diesem Augenblick eingefallen.

An diesem Abend sagte Herr Remus: „Ein Kellner genügt für den elenden Betrieb. Es ist mir egal, wer geht. Machen Sie das unter sich aus. Bis morgen abend spätestens."

Der kleine, magere Kollege flog vor Angst. Seine Augen füllten sich mit Tränen, als er zu Karl trat: „Wie ist es nun, Kollege?"

„Wir können ja knobeln", sagte Karl achselzuckend.

„Nein, nein. Und wenn ich verliere?" Seine Augen weiteten sich vor Angst.

„Was haben Sie dann groß verloren?" Sie nannten sich Sie. Niemals hatten sie bis zum heutigen Tage mehr miteinander gesprochen, als das Geschäft verlangte.

„Ich komme nirgends anders unter, Kollege. Ich bin zu nervös, und dann bin ich auch krank."

„Wo fehlt es?"

„An der Lunge", sagte der Kleine, wie beschämt, als geniere er sich, diese Krankheit zu haben.

„Berufskrankheit", sagte Karl kühl. „Das kriegen wir alle früher oder später. Ich glaube, ich habe es auch schon."

Digitized by Google

„Ja, ja", sagte der Kleine verzagt und tonlos. „Ja, ja." Er wandte sich ab.

Karl trommelte an die Fensterscheiben, an die der ewige Regen schlug.

Noch einmal trat der Kleine zu ihm. „Aber Sie, Kollege, Sie sind doch gewandt. Sie erschrecken nicht, wenn viele Gäste kommen."

„Im Gegenteil, dann freue ich mich."

„Sehen Sie wohl!" sagte der Kleine fast glücklich. „Und ich erschrecke. Mir ist, als ob lauter Feinde da wären oder Böswichter. Ich habe Angst, wie als Kind vor dem Schornsteinfeger. Lachen Sie nur! Es ist wirklich kindisch. Ich weiß dann nicht, wo anfangen, und schmeiße sicher Geschirr hin und muß zahlen oder bestelle Dinge, die gar nicht gewünscht werden, und alles schreit mich an und lacht über mich. Oh, das ist eine Qual — eine Qual — —"

„Warum bleiben Sie dann aber Kellner?"

„Es ist zu spät zu etwas anderem. Wer nimmt mich denn sonst? Und die Luft hier tut meinen Lungen so gut, und ich könnte den ganzen Winter hier bleiben, hat der Chef gesagt."

Karl drehte sich um. Dies Klagen war ihm peinlich und widerte ihn an. „Sie können ganz unbesorgt sein. Ich bin es, der geht."

Der andere versuchte, ihm die Hand zu drücken. Aber Karl legte beide Hände auf den Rücken.

„Sie finden sicher eine bessere Stelle. Sie sind jung und forsch und passen in die Welt. Ich nicht. Weiß der liebe Gott, ich nicht. Sie haben mich gerettet, Kollege."

Karl ging achselzuckend hinaus.

*

Der Regen hatte aufgehört, wie er jetzt immer gegen Abend aufhörte. „Er erholt sich zu neuem Guß", höhnte der alte Herr. Herr Remus sprach den ganzen Abend vom Barometer: Es stieg und zeigte schon auf „veränderlich".

Karl ging langsam den Höhenweg zum Walde empor. Der Mond schien. Es war eine laue Nacht. Leise klang das Geplätscher der Wellen herauf, die auf den Steinen des Strandes zerrannen.

Heute ging er hier zum letzten Male. Morgen verließ er seine Stellung, er würde mittags abrechnen und dann gehen. Wohin? Es gab nur einen Weg.

Leise rauschte die See. Bisweilen kam eine größere Welle; dann klang es stärker und voller. . .

Als er oben an den Holzbänken angekommen war, tönte eine

Digitized by Google

Stimme aus dem Walddunkel. Er ging darauf zu. „Sie hier, Fräulein Marie?"

„Ja. Sagen Sie aber ruhig ‚Marie'."

Marie trat aus dem Walde heraus, wo sie auf einem Baumstumpf gehockt hatte, und gab ihm die Hand. Er drückte sie kräftig. Sie war rauh und fest. Karl mußte an die Hand seiner Mutter denken, und er sagte es ihr.

„Erzählen Sie mir von Ihrer Mutter!"

„Da ist nicht viel zu erzählen, Marie!"

„Erzählen Sie nur, es wird Ihnen guttun."

Sie standen beide im Mondschein. Die feingeschweifte Linie der Küste war von hier aus gut zu erkennen. Ueber die See legte der Mondschein eine silberne Brücke. Die Lichter der Leuchttürme blinkten herüber. Alles war voll Friede und Feierlichkeit.

Karl dachte daran, daß ihn schon einmal eine nach seiner Mutter gefragt, daß jene aber gar keine Antwort abgewartet. Er schüttelte die Erinnerung ab. Das war so lange her, fast wie aus einem anderen Leben, und es war nicht gut, daran zu denken. . .

Er begann, von seiner Mutter zu sprechen. Anfangs suchte er die Worte. Dann erzählte er schnell und froh.

Sie sah ihn nicht an und nickte nur ab und zu. Als er fertig war, gab sie ihm die Hand. „Sie sind ein guter Mensch."

„Ich?" sagte er und trat zurück.

„Ja. Ich habe es immer gewußt."

„Nein, nein. Sie irren."

„Ich weiß es besser", sagte sie ruhig und bestimmt. „Ich weiß es besser."

Karl schwieg eine Weile. Nur das Plätschern und Raunen der See tönte in die Stille und manchmal das Klappern der Ginsterbüschel, wenn ein Windzug durch die Schoten fuhr.

„Wenn Sie wüßten, was ich alles erlebt habe," begann Karl, „würden Sie anders von mir denken. Ich habe —"

Marie wehrte ab. „Davon mag ich nichts wissen. Es ist mir gleichgültig. Ich verstehe doch nichts davon, wie es draußen in der Welt zugeht. Aber ich glaube schon, daß es nicht leicht ist, da draußen zu leben. Es ist dort wohl zu laut."

„Zu laut?" fragte Karl verwundert.

„Ja. Man überhört da wohl leicht sein Gewissen."

„Sein Gewissen?" Er lehnte sich an das Geländer der Bank. „Ich glaube, an Ihnen ist ein Pastor verlorengegangen, Marie."

Sie lachte und legte ihr Umschlagetuch auf die nasse Bank. „Wir wollen uns lieber setzen, Herr Kramer."

Digitized by Google

„Danke."

Aus einem Papier wickelte sie Brote aus und bot ihm eins. Karl nahm es dankbar an. Er hatte seit heute mittag nichts gegessen.

Eine Weile saßen sie beide still, kauend und auf die Landschaft blickend.

„Sie gehen fort, Herr Kramer?" begann sie endlich, sich den Mund mit dem Handrücken wischend.

„Ja, ich muß."

„Nein. Es hätte ja auch der Kleine gehen können."

„Einer mußte es ja sein", sagte Karl. „Für zwei war kein Platz, und er ist anderswo kaum zu gebrauchen." Er wollte hinzusetzen: „Und es ist bei mir ja doch alles egal." Aber er unterließ es, zündete sich eine Zigarette an und bot auch Marie eine an.

Sie schüttelte sich und lachte. „Die feinen Damen, die von Zoppot mit dem Motorboot kommen, rauchen manchmal." Sie erzählte das, als verkündete sie die Tatsache von Seeschlangen und Menschen mit Hundeköpfen.

„Ja, die Welt ist verderbt, Marie", sagte er lachend. „Ich übrigens auch." Und in einem Anfall alten Leichtsinns legte er den Arm um ihre Taille.

Sie nahm ruhig seine Hand fort. „Sie machen sich schlechter, als Sie sind."

Karl fühlte irgend etwas wie Beschämung und ärgerte sich über das dumme Gefühl. Was dachte sich dies Mädchen, wenn sie mit ihm im Dunkeln zusammensaß und sich nicht einmal harmlos umfassen ließ? „Sie sind sehr spröde, Marie."

Sie schwieg.

Er beugte sich über sie. „Wissen Sie, was die Leute denken werden, wenn sie uns hier oben sitzen sehen?"

„Nein."

„Sie halten uns für Verliebte."

Aber er ärgerte sich über seine Worte, kaum daß sie über seine Lippen gekommen waren.

Marie war aufgestanden. „Die Feuchtigkeit dringt doch durch das Tuch", sagte sie ruhig. „Es ist nichts mit dem Sitzen."

Er erhob sich auch. Ihre Sicherheit entwaffnete seine schlechte Laune. Eigentlich war sie prächtig, wenn sie auch so ganz anders war als alle Frauen, mit denen er in seinem Leben je zu tun hatte. Es war traurig und sinnlos, daß er sie in diesem Augenblick kennenlernte, wo sich die Tür des Lebens hinter ihm schließen sollte.

„Wo gehen Sie morgen hin?" fragte sie, als wäre sie seinem Gedankengang gefolgt.

Digitized by Google

„Das weiß ich nicht."

„Aber Sie müssen doch irgendwohin?"

„Ich kann ja auch hier bleiben."

„Ohne Stellung?"

„Warum nicht?" sagte er bitter. „Ob ich hier bettle oder wo anders, ist ja gleich."

„Sie sollen nicht betteln", sagte sie und legte die Hand auf seinen Arm. „Nein, das sollen Sie nicht. Ich habe Ersparnisse; für ein Weilchen langt es, bis Sie etwas gefunden haben."

„Und wenn ich es nicht zurückgeben kann, Marie?"

„Ich komme schon durch", sagte sie einfach.

Sie standen an dem ersten Fischerhaus. Netze hingen über dem Zaun. Sonnenblumen neigten sich darüber.

„Warum tun Sie das eigentlich für mich, Marie?"

„Man muß Gutes tun, solange man lebt."

„Nur deshalb?"

Sie antwortete nicht darauf. „Morgen nach dem Essen gehe ich nach Zoppot und hole mein Geld ab von der Sparkasse. Und dann wollen wir weiter sehen. Gute Nacht, Herr Kramer."

„Gute Nacht, Marie."

Er blieb stehen und sah sie in das Kurhaus gehen. Nach einer Weile folgte er ihr. „Warum habe ich ihr nicht wenigstens gedankt?" dachte er ärgerlich.

*

Nach dem Mittagessen rechnete Karl ab. Es blieb fast gar kein Bargeld.

„Wo gehen Sie nun hin?" fragte der kleine Kollege.

„Nach Paris", sagte Karl. „Oder nach Petersburg. Die Welt ist groß."

Dem Kleinen blieb der Mund offenstehen vor Verwunderung.

„Aber vorher gehe ich noch baden", fuhr Karl fort. „Es hat sich ja aufgeklärt."

„Ja, wirklich. Es kommt noch eine kleine Nachsaison. Also alles Gute, Kollege, und vielen Dank!"

„Keine Ursache." Karl entzog sich dem ewigen Händedrücken. „Noch ein wenig baden will ich. Das erste und das letzte Bad, ja. Adieu."

Karl ging hinaus über die Terrasse, die Treppe hinunter zum Strand.

Da fiel ihm ein, daß er sich doch von Marie verabschieden müsse. Sie war vor einer Viertelstunde fortgegangen. Er hatte sie unter

Digitized by Google

den Weidenbäumen verschwinden und dann am Strandweg auftauchen sehen. Das war gut. So konnte er es schriftlich abmachen.

Er ging die schmale Treppe zum Boden empor. Die erste Dachkammer war offen. Alles sah sauber und ordentlich aus. Ueber dem Bett mit dem rotkarierten Bettuch hing eine kleine Jahrmarktsphotographie. Marie stand an einem gedrechselten Stuhl, neben sich eine Palme auf einer wunderlich geschnörkelten Säule. Lange betrachtete Karl Kramer das Bild.

Karl entdeckte ein Päckchen Briefbogen und Kuverte auf dem Tisch, und er nahm einen Briefbogen heraus und schrieb darauf: „Liebe Marie. Ich muß leider früher verreisen, ohne recht zu wissen, wohin. Haben Sie Dank, daß Sie so lieb zu mir waren. Karl Kramer."

Auf ein Kuvert schrieb er ihre Adresse und legte den Brief mitten auf den Tisch, ihn mit einem Schlüssel beschwerend.

So. Nun war er mit allem fertig. Gern hätte er an seine Mutter geschrieben. Aber das ging nicht. Es sollte alles wie ein Unglücksfall aussehen. Denn darüber würde sie hinwegkommen, über das andere nicht.

Er ging wieder hinaus. Der Himmel war wolkenlos. Die bescheidenen Zichorienstauden am ausgefahrenen Wege hatten sich voller blauer Blüten gesteckt. Es war der letzte Blumenschmuck des Sommers.

Auf dem kleinen Steg, an dem die Motorboote anlegten, stand die freundliche, kränkliche Dame mit ihrem Sohn. Das blasse Gesicht des Jungen hatte einen roten Schimmer bekommen. Sie sah glücklich auf ihn nieder, wie er sein Schifflein an der Schnur um den kleinen Steg lenkte.

Karl grüßte herüber und ging dann zu der Badeanstalt. Wider Erwarten war der Badewärter da, ein alter, ausgedienter Fischer mit braungegerbter Haut und buschigen Augenbrauen über den blinzelnden Augen.

Karl ließ sich eine Kabine und einen Badeanzug anweisen und gab reichlich Trinkgeld. Er brauchte ja nun nicht mehr zu sparen.

„Handgeld", sagte der Badewärter und spuckte dreimal über das Geldstück. „Es soll mir Glück bringen."

„Es wird schon." Karl ging in die kleine Kabine, deren Holz grau war wie das Haar des alten Mannes draußen. Der Riegel war abgebrochen. So entkleidete er sich langsam bei der offenen Türe.

Der Badewärter schien sich für verpflichtet zu halten, dem Spender des Handgelds Gesellschaft zu leisten. „Schönes Wetterchen", begann er die Unterhaltung.

„Hm. Nicht übel."

„Der erste schöne, ruhige Tag in diesem Jahr."

Digitized by Google

Karl war fertig. Er trat heraus. „Ja", sagte er lachend. „Der erste schöne, ruhige Tag in diesem Jahre, haha."

Kopfschüttelnd folgte der Alte seinem Badegast.

Karl zögerte einen Augenblick an der Treppe. Die Sonne schien warm auf den nackten Rücken. Die Wellen, grasgrün und klar, schaukelten sich und glucksten an den Stufen. Er ließ sich den Fuß bespülen und trat wieder zurück.

Nicht feige sein — dachte er — nicht auch das noch . . .

Und er empfand plötzlich ein tiefes Verlangen danach, sich rein zu baden, rein von allem Schmutz, der sich an ihn geheftet. Mit einem Spung war er im Wasser. Es war flach und wurde plötzlich tief. Die Stürme der letzten Wochen hatten den Boden aufgewühlt.

„Passen Sie an der Leine auf!" schrie der Badewärter. „Der Pfahl ist losgerissen!"

Karl antwortete nicht und warf sich auf den Rücken. Mit den Händen rudernd, kam er langsam weiter, unter der Leine hindurch in das offene Wasser.

Einen Augenblick sah er die Küste mit dem Wald, der vom Regen abgespült und erfrischt aussah wie ein Frühlingswald. Aus unsichtbaren Löchern der sandigen Abhänge stießen Möwen heraus und warfen sich in die Luft. Ueber dem höchsten Abhang schwebte eine Birke schräg über der Tiefe. Beim nächsten Sturm wird sie stürzen — dachte Karl — beim nächsten Sturm.

Er schloß die Augen. Die Sonne schien ihm gerade in das Gesicht und blendete. Ohne sich zu rühren, ließ er sich von den Wellen tragen. Sie zogen ihn hinaus, immer weiter vom Strand. Es war ein herrliches Gefühl, sich so tragen zu lassen und zu wissen, man brauchte nur nachzugeben, um hinunterzusinken und zu vergessen und vergessen zu werden.

Er hatte so oft von Todeskämpfen gelesen, von wildem Ringen mit dem Element, von der Angst der letzten Stunde und der Reue über den letzten Entschluß. Warum empfand er nichts davon? Warum war diese herrliche Ruhe über ihm?

Alle Wünsche seiner jungen Jahre schwiegen. Alle Träume verblaßten; alle Hoffnungen waren fortgeflogen. Ja, sie narrten ihn nicht mehr. Die Flammen seiner Seele waren erstarrt, und was noch flackerte, würde nun verlöschen, still und schmerzlos. Er fühlte sich ausgebrannt, leer und wie abgestorben. Ja, abgestorben. Er hatte das Leben schneller gelebt als andere — voilà tout, Monsieur Delmet.

Er spürte einen heftigen Schlag auf den Kopf und öffnete die Augen. Er war an einen der riesigen Steinblöcke gestoßen, die hier bis an die Oberfläche des Wassers ragten und oft den Ruderern ge-

Digitized by Google

fährlich wurden. Ueberbleibsel der Urzeit, die das Meer noch nicht zertrümmert hatte.

Karl schwang sich herum und umklammerte den Stein. Er versuchte, auf ihm zu sitzen; aber das Wasser hob ihn immer wieder empor und zog ihn fort . . . hinaus . . . hinaus . . .

In diesem Augenblick hörte Karl einen Schrei, einen lauten, gellenden Schrei aus einer Frauenkehle.

Sein erster Gedanke war, daß der Schrei ihm galt. Als er sich etwas aus dem Wasser emporhob, sah er die kränkliche Dame allein auf dem Steg und etwas Dunkles, das auf dem Wasser schwamm, untersank und wieder emportauchte.

Ohne Besinnen warf er sich wieder ins Wasser und schwamm in starken Stößen dem Steg zu. Er war kein gewandter Schwimmer. Aber die Schreie, die noch immer vom Steg herüberriefen, gaben ihm ungeahnte Kräfte.

Plötzlich sah er dicht vor sich den Körper des Knaben.

„Umfaß meinen Hals", schrie er.

Aber das Kind rührte sich nicht. Es hatte wohl schon die Besinnung verloren.

Mit einem Arm umklammerte Karl den Kindeskörper und schwamm mit dem anderen weiter.

Es war schwer. Viel schwerer, als er gedacht hatte. Die Arme wurden plötzlich bleischwer.

Karl konnte nicht mehr. Er sank.

Als das Wasser ihm bis an die Nase stieg, spürte er Boden unter den Füßen. Lauter glatte, abgeglättete Steine, auf denen man immerfort ausrutschte. Aber es war doch Grund. Nun war seine Brust über dem Wasser, nun sein Leib. Er trug das nasse Bündel auf den Strand.

„Da haben Sie ihn", sagte er lachend. Die Mutter stürzte sich über das Kind.

Ein paar Fremde, die das Geschrei der Mutter herbeigelockt haben mochte, umstanden die Szene. Auch Herrn Remus erkannte er.

Der Knabe schlug die Augen auf, gähnte tief und sagte: „Mutti."

Die Mutter küßte ihn auf den Mund und auf die Augen. Herr Remus rieb die Schläfen des Kindes und nahm es auf den Arm. Die Mutter blickte zu Karl empor. Ihre Augen standen voll Tränen. Sie reichte ihm beide Hände. „Ich werde es Ihnen nie vergessen. Nie."

„Da haben Sie ihn", sagte er noch einmal lachend. Er wußte nichts anderes zu sagen und lachte nur, immer in einem seltsamen Glücksgefühl, das ihn durchströmte und warm machte.

Dann machte er kehrt und ging zur Badeanstalt zurück, um sich

Digitized by Google

wieder anzuziehen. Er konnte doch in seinem dürftigen Kostüm nicht länger so vor der feinen Dame stehen.

*

Auf der großen Chaussee ging Karl Kramer ein paar Stunden später Marie entgegen. Sie würde jetzt, wo sie mit ihrem Geld kam, nicht den einsamen Strandweg benützen.

Ihr Geld, ihr vieles Geld, haha. War ihr Kapital so groß wie die Zinsen des Kapitals, das ihm von der Mutter des geretteten Kindes zur Verfügung gestellt war? Ihr Sparkassenkapital, haha. Es würde ihr die Schultern nicht niederziehen. Oh, Marie, was wirst du sagen? Wirst du doch aus deinem Gleichgewicht kommen?

Er schwang die Arme beim Gehen und sang vor sich hin.

Das Leben war eine herrliche Sache. Auf dem Balkon der Villa Annahild stand ein Fräulein. Karl winkte ihr lachend zu. Das kleine, runde Häuschen auf der Kuppel hatte die Fensterläden geöffnet. Zwei kleine Knaben liefen herum und haschten einander. Sie sahen lustig aus und lachten laut. Eine Frauenstimme rief: „Günter! Herbert!"

Karl legte die Hände an den Mund und rief übermütig mit: „Günter! Herbert!"

Auf der Wiese an der Landstraße stolzierte ein Storch gravitätisch und feierlich. Er würde hierbleiben müssen, da er sich von seinen Genossen getrennt hatte.

Vor dem kleinen Wirtshaus von Koliebken stand ein Wagen. „Fahrt ihr nicht bald weiter?" fragte Karl. Es wäre fein, hoch zu Wagen, Marie entgegenzufahren, und es würde auch zu den veränderten Verhältnissen passen.

„Gleich", sagte der Kutscher und ging in die Gaststube.

Karl setzte sich in die Laube des Gärtchens und trank dunkles, süßes Bier und aß eine Semmel, die nach Petroleum schmeckte. Alles war köstlich und über die Maßen wundervoll. Hühner kamen gackernd angerannt und sprangen auf Bank und Tisch. Aepfel lagen im Gras. Eine Schar blitzblanker Enten marschierte auf die nasse Wiese hinaus. Nie hätte er gedacht, daß das Leben auf dem Lande so schön war.

Und zu denken, daß es Leute gab, die nur in Asphaltdunst und Benzinluft leben wollten, im Getöse und Gedränge!

Die Wartezeit wurde doch zu lang. Womöglich spazierte Marie noch an ihm vorbei, und sie verfehlten sich. Er ging in das Haus, zahlte und sah nach dem Kutscher. Der hatte eben ein Glas Grog in

Digitized by Google

Angriff genommen. „Es ist gut für die Hitze", sagte er und riet Karl zum gleichen Mittel.

Nein, auf ihn zu warten, war unmöglich. Er ging hinaus. Die Pferde draußen schnupperten an der leeren Krippe herum. Er klopfte ihnen auf die braunen, festen Flanken.

Auf der Erhöhung der Landstraße blieb er stehen. Er sah Marie kommen.

Sein Taschentuch winkte zu ihr hinüber wie eine Flagge.

Es mißfiel ihm, daß sie sich nicht mehr beeilte. Und doch war es eigentlich schön, ihre Ruhe und Sicherheit zu sehen.

Er hielt es nicht aus und stürmte ihr entgegen. „Marie! Marie!" rief er und versuchte, sie lachend zu umarmen.

Sie trat zurück und sah ihn vorsichtig prüfend, fast mißtrauisch an. Vielleicht hielt sie ihn für angetrunken. Er lachte lange und übermütig, bis endlich auch ihr Gesicht ein Lächeln überflog.

Er lud sie in den Wirtsgarten ein. Sie mochte aber nicht.

„Ich habe dir etwas Wichtiges zu erzählen, Marie, das ich dir nur im geheimen sagen kann."

Es wunderte sie gar nicht, daß er sie duzte. „Hier hört uns kein Mensch", sagte sie.

„Willst du meine Frau werden, Marie?"

Das hatte er sich die ganze Zeit überlegt. Er liebte sie wohl nicht so, wie er in Gedanken und Träumen das Mädchen geliebt hatte, mit der er sein Leben leben wollte, aber er war ihr so dankbar. Und er brauchte nun doch einen Menschen, mit dem er sein Glück teilen konnte und seine Zukunft.

„Willst du?" Er freute sich, daß sie rot geworden war, und daß sie verlegen an ihrem Kopftuch herumzupfte. „Willst du?"

„Ja", sagte sie, und nun war all ihre Verlegenheit weg. Sie nahm seine Hand fest in die ihre. „Ich will warten und ich will mit dir gehen, wohin du willst."

„Zu warten brauchen wir nicht, Marie."

Ein Radler kam klingelnd vorbei.

„Komm!"

Sie gingen auf den kleinen Kirchhof. Die Gräber waren überwuchert von Blumen und Unkraut. Das gelbe Kapellchen schimmerte hindurch. Langsam gingen beide über die Gräber. Man sah ja nirgends, wo Grab und Weg war. Die Kreuze waren vermodert oder in die Erde gesunken.

Einen Augenblick dachte Karl: „Ist es nicht seltsam, daß ich mein neues Leben auf einem Kirchhof beginne? Sie gingen bis zur gegen-

Digitized by Google

überliegenden Mauer. Auf der weiten Wiese weideten schwarzfamtene Kühe. Die See war tiefblau mit weißen Segeln darauf.

Während es zu dämmern begann, saßen sie dort Hand in Hand. Karl erzählte von der Frau des Generaldirektors, die ihm genug Geld angeboten, damit er sich selbständig machen und ein eigenes Heim gründen könne.

Als sie ihn geküßt hatte, fragte sie ihn, wieviel die Dame ihm zugesagt.

Karl nannte die Summe. Und als er sie nannte, fiel ihm ein, daß sie genau so hoch war wie jene, die der tote Donon ihm geboten ... damals ... in jener fürchterlichen Stunde. ....

Er atmete tief auf, wie von einer schweren Last befreit. War es nicht wie ein Wink des Schicksals? War es nicht wie ein Ausgleich, den das Leben ihm bot? Ein Ring schloß sich.

„Aber mein Sparkassengeld mußt du nehmen", sagte Marie.

„Ich brauche es doch aber nicht."

„Das Geld mußt du nehmen", sagte Marie eigensinnig, und sie ruhte nicht eher, bis er versprach, daß er es zuerst anbrechen wolle.

„Wir müssen ihr sehr dankbar sein", sagte Marie.

„Und dem kleinen Jungen. Den darfst du nicht vergessen."

„Dem kleinen Jungen?"

Jetzt erst erzählte Karl, wie er gebadet und dabei den kleinen Jungen gerettet hatte. „Wir müssen ihm sehr dankbar sein, Marie, denn eigentlich, wenn ich es für mich betrachte, hat er mich gerettet — nicht umgekehrt. Verstehst du mich?"

Sie drückte ihm fest die Hand, und Karl war, als fiel ein heißer Tropfen auf seine. Er war ihr dankbar, daß sie jetzt schwieg.

Lange saßen sie so, wortlos, Hand in Hand, nur ab und zu einander anlächelnd, ohne daß doch einer das Gesicht des anderen erkennen konnte.

Und als die Nacht heraufzog mit ihren Sternen über dem dunklen Meer, hatte Karl Kramer sich wiedergefunden.

Digitized by Google

In derselben Ausstattung erschien im gleichen Verlage:

Liebesfrühling

ROMAN

aus Alt-Berlin

von

FELIX PHILIPPI

✱

Stille Plätze, holprige Gassen, düstere Stiegen und enge, trauliche Stuben — wer von uns Heutigen kennt dieses Berlin der guten alten Zeit? Wenn aber ein so kundiger Führer wie Felix Philippi uns führt, folgen wir ihm gern aus unseren Zeiten nervöser Hast in jene Tage stiller Beschaulichkeit, deren ruhiges Gleichmaß höchstens einmal durch Stürme der Leidenschaft oder Liebe gestört werden konnte. „Wenn zwei Knaben ein Mädel lieben, tut wunderselten gut." Man weiß — und lebt doch die alte Geschichte von junger Herzen Freud und Leid voll Spannung mit. Der liebenswürdige Plauderton Philippis und seine anmutige Kleinmalerei des alten Spreeathens sind weiten Kreisen bekannt und lieb geworden. Der „Liebesfrühling" wird ihm neue Freunde werben.

Preis 12 Mark

Digitized by Google

In derselben Ausstattung erschien im gleichen Verlage:

Das vollkommene Glück

ROMAN

von

Elisabeth von Heyking

✱

Dieses Buch erzählt nicht von den Dingen, sondern von dem, was hinter den Dingen steht. Allem Alltag entrückt, spielt die Geschichte dieser Menschen in jenen Geisteshöhen, wo jedes Wort, jede Geste zum tiefen Symbol wird.

Der Wanderer am Strick

ROMAN

von

Theo Malade

✱

Ein Menschenleben. Durch Streben und Irren, durch Schlamm und Niederung zu Klarheit und innerem Frieden.

Preis 12 Mark

Digitized by Google

Von

Paul Enderling

erschien früher:

Im Verlag von Albert Langen, München:

Am Fuß des Berges / Roman

*

Im Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger, Stuttgart:

Fräulein / Roman

Zwischen Tat und Traum / Roman

Der Hungerhaufen und andere Novellen

Die dunkle Stadt / Drama

Ostpreussen / Schauspiel

*

Im Verlag von Strecker & Schröder, Stuttgart:

Abenteuer / Novellen

Digitized by Google

Digitized by Google

32101 067123198

Digitized by Google

32101 067123198

Digitized by Google

1883